H. Ref. 164 i

Germann

Ziegenbalg und Plütschau.

Die

Gründungsjahre der Trankebarschen Mission.

Ein Beitrag zur Geschichte des Pietismus

nach handschriftlichen Quellen und ältesten Drucken

von

W. Germann,

luther. Missionar in Ostindien.

Erlangen.

Verlag von Andreas Deichert.

1868.

148-9.

☞ Die reichhaltigen und zum Theil sehr wichtigen Urkunden, auf welche in dem Buche Bezug genommen wird, sollen demnächst in einem besonderen, selbstständigen Hefte nacherscheinen, da der genaue Abdruck derselben nicht ohne die unmittelbare Betheiligung des Verfassers geschehen kann. Das Verständniß des Buches ist von den Urkunden unabhängig und wird dieses auch ohne die Verpflichtung, jene zu nehmen, abgegeben.

Ziegenbalg und Plütschau.

Die

Gründungsjahre der Trankebarschen Mission.

Ein Beitrag zur Geschichte des Pietismus

nach handschriftlichen Quellen und ältesten Drucken

von

W. Germann,
luther. Missionar in Ostindien.

Erlangen.
Verlag von Andreas Deichert.
1868.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck der Universitäts-Buchdruckerei von E. Th. Jacob.

Vorrede.

Ein Blick auf die lutherischen Kreise, gruppirt nach ihrer verschiedenen Stellung zur Mission, zeigt uns ein buntes und seltsames Durcheinander: hier ziehen Gegner der Union, weil die Pflugschaar sich ihrem Blick verbirgt, mit Unionsfanatikern zusammen an einem Joche und pflügen ein gemeinsames Liebeswerk; dort eine Gruppe, welche sich um das Bekenntnißbanner sammelt, aber doch zur Anregung größerer Theilnahme die Mittel der Gegner nicht verschmäht und die sonst gemiedene pietistische Schulsprache duldet und hegt. In einsamer Ferne eine Schaar von Streitern, einig in der Ueberzeugung, daß von der Isolirung des Bekenntnisses zur Aufgrabung aller kirchlichen Schätze unserer Väter fortzuschreiten und die confessionelle zur bewußt kirchlichen Richtung auszuprägen ist; einig und doch wiederum gespalten: zur Rechten eine kleine Zahl von Kirchenmännern, eifrig bemüht die Missionssache in geordnete amtliche Bahnen zu lenken und kirchlich zu constituiren, aber vergessend, daß solche Organisation der Missionstheilnahme daheim für die heimathliche Kirche und das Ansehn des Amtes zwar sehr wichtig, für die kirchliche Gestaltung der eigentlichen

Missionsarbeit jedoch allein wenig bedeutend ist, und daher noch gesondert zur Linken einige seltsame Missionsgegner, die Niemand zu den Gegnern zu rechnen wagt, bekannte Freunde und Förderer des Reiches Gottes lässig die sonst zum Gutesthun nimmer müden Hände sinken lassend, den beredten Mund auf Missionsfesten und in Missionsstunden geschlossen oder nur zu ernsten Bußpredigten öffnend.

Und der Grund zu solcher Zersplitterung? Während auf allen Gebieten des kirchlichen Lebens und der kirchlichen Lehre die Wiederanknüpfung an die Zeiten der Väter wenigstens versucht wurde, hielt man bei der Missionsarbeit selbst den Versuch einer Anknüpfung für unmöglich, weil die alte Orthodoxie die Berechtigung der Mission für die jetzige Zeit der Kirche überhaupt bestreiten sollte. Bei genauerem Zusehen jedoch erweist sich dies als Täuschung. Nicht die Berechtigung der Mission, sondern nur die eines neuen Apostelamts neben oder über dem geordneten geistlichen Amt, nicht die Arbeit unter den Heiden, sondern das Laufen und Rennen auf den Ruf einer vermeinten innern Stimme mit Verachtung der allein zur Aussendung berechtigten kirchlichen Autoritäten, nur das Wundersüchtige und Außergewöhnliche haben unsere Väter auch an der Mission bekämpft, und müssen wir mit ihnen bekämpfen. Mit der Wiederaufnahme der altorthodoxen Lehren über Mission wäre allein freilich wenig geholfen, wenn damit das altpietistische wirkliche Missionsleben aufhörte Eigenthum unserer Kirche zu sein; aber wie der Pietismus innerhalb der lutherischen Kirche steht, und daher auch die heutige Orthodoxie es nicht verschmäht, sich als Versöhnung jener beiden historischen Gegensätze darzustellen, so ist die Mission insbesondere von ihren Anfängen an das Eigenthum beider Richtungen gewesen und hat namentlich einen so kirchlich festen Grund erhalten, daß unsere Zeit bei den veränderten Verhältnissen das Erbtheil schwerlich ganz wiedergewinnen wird.

In die Zeit des Kampfes zwischen Pietismus und Orthodoxie stellt den Leser nun auch die vorliegende Arbeit. Nachdem grade jetzt die Geschichte des Pietismus so hervorragende Bearbeiter gefunden hat, wagt der Verfasser nur zagend seine Schrift als einen Beitrag zu bezeichnen; er will mit dieser Bezeichnung sich nur das Recht erkaufen, aus den ihm zugänglichen Manuscripten einige ihm neu erscheinende Nachrichten über bedeutende pietistische Persönlichkeiten aufzunehmen.

Die Anfangsgeschichte der Trankebarschen Mission und speciell Ziegenbalgs Leben ist so vielfältig bearbeitet, daß eine neue Bearbeitung nur berechtigt erscheint, wenn sie wirklich inhaltlich Neues bieten kann. Dank der von Herrn Direktor Dr. Kramer in Halle und meinem lieben Collegen, Herrn Missionar Schwarz in Mayaveram, mir aufs liberalste verstatteten Benutzung der alten Akten bin ich im Stande, recht eigentlich eine Urkundensammlung zu liefern; denn auch im ersten erzählenden Theil sind die schon gedruckten Materialien nur so weit herbeigezogen, als es zur Herstellung des Zusammenhangs unumgänglich nöthig war, und die Erzählung selbst ist möglichst in den Worten der alten Briefe gehalten, eine Selbstbeschränkung, die in diesem Fall die Pietät gebot. Vielleicht mag auch der Abdruck mancher Briefe unter den Urkunden durch den Inhalt nicht genug gerechtfertigt werden, aber sie waren nicht nur oftmals schwer zu entziffern, sondern zerfielen auch unter den Händen, so daß schwerlich noch ein Anderer sämmtliche Originale wieder lesen kann — möge dieser Umstand zur Entschuldigung dienen.

Den theuern Freunden, welche sich der mühsamen Besorgung des Drucks unterziehen, meinen herzlichen Dank. Für den Verfasser ist es ja freilich immer ein Nachtheil, nicht selbst noch die letzte bessernde Hand anlegen zu können, zumal auch sonst manche Spuren die Entstehungsgeschichte des Büchleins verrathen werden, daß es entworfen

und begonnen ist unter den Hindernissen einer langen Seereise und vollendet unter den überwältigenden ersten Eindrücke eines tropischen Landes und den ernsten Aufgaben und Fragen eines neuen verantwortungsvollen Amtes.

Lege der Erbherr der Heiden auch auf diese geringe Arbeit, welche Kunde giebt von der ersten Ausbreitung des reinen Evangeliums in Indien, einen Segen und mache sie zu einem Weckrufe, nachzufolgen den Fußtapfen so treuer Zeugen. Er lasse am nächtlichen Himmel einen Leitstern nach dem andern aufgehen, Weisen und Ungelehrten sichere Führer zur Krippe in Bethlehem.

Madras, am h. Epiphaniasfeste 1867.

W. Germann.

Inhalt.

Kap. 1. Die Missionsschule 1
„ 2. Ausgang und Eingang 41
„ 3. Unterm Kreuze 75
„ 4. Innere Streitigkeiten 119
„ 5. Aus der Heimath 162
„ 6. Die Hülfe 219
„ 7. Das Missionswerk 269
„ 8. Der Rückschlag 318

Inhalt.

Kap. 1. Die Millionaltafel 1

„ 2. Ausgang und Eingang 41

„ 3. Unteren Kreuze 75

„ 4. Unsere Streitigkeiten 119

„ 5. Aus der Heimath 169

„ 6. Die Hilfe 219

„ 7. Das Millionenkreuz 269

„ 8. Der Wiederkehr 318

Erstes Kapitel.

Die Missionsschule.

Nicht in die Breite, sondern in die Tiefe! Daß dies die Losung der lutherischen Mission sein müsse, hat der HErr gleich im Anfang gewiesen, indem er ihr nur eine kleine Thür aufthat in dem kleinen Trankebar, und indem er seitdem fort und fort bis auf unsere Tage sie in Niedrigkeit erhalten hat. Ja, so oft sie es versuchte, einen höhern Flug zu nehmen, immer sanken ermattet die Flügel, denn ihre Kraft war gebrochen, weil sie sich ausbreiten und Ansehen gewinnen wollte unter den Menschen mit Hintansetzung ihrer reinen Lehre und ihrer nüchternen evangelischen Grundsätze. Möge der christliche Leser daher nicht Anstoß nehmen, auf den folgenden Blättern so viel von menschlicher Schwäche und Thorheit, von Jammer und Elend erzählt zu finden, sondern aufmerken, ob er nicht in etwas eine Aehnlichkeit und Gleiche mit dem Kreuz und der Schmach Christi entdecke, die von jeher den größten Schmuck unserer überall gedrückten und geschmähten Kirche bildeten; möge er auch durch die menschliche Schwachheit sich nicht niederbeugen, sondern vielmehr aneifern lassen, dem Gotte, der in unbegreiflicher Langmuth all die sündigen Schwächen bisher getragen, von nun an mit um so größerer Hingebung auch im heiligen Missionswerk zu dienen; denn es fehlt ja noch so viel, so viel, daß unsere lutherische Kirche ihren selbst so eng gezeichneten gottgewiesenen Missionsberuf erfüllte.

Gottgewiesen ist dieser Beruf, denn obgleich vorher schon manches schöne Wort über Missionspflicht gesprochen war [1]), hat der HErr doch selbst die Ehre haben wollen, daß Er schaffe, was wir vor oder hernach thun, und hat wieder einmal gezeigt, daß in göttlichen Dingen menschliches Rennen und Laufen es nicht thut. Wie die Lutheraner

---

1) Eine nette Zusammenstellung giebt Vormbaum im ersten Kapitel von Ziegenbalgs und Gründlers Leben.

durch den Spott der Katholiken sich nicht zu falscher Wundersucht haben verleiten lassen [1]), so haben auch die directen Weisungen, Erleuchtungen und Fingerzeige des heiligen Geistes in manchen reformirten Kreisen sie nicht geblendet, sondern um sich frei zu erhalten von dem Tadel des HErrn „ich sandte die Propheten nicht, noch liefen sie", sind sie dem bis ans Ende der Welt geltenden Missionsbefehl nach Vorbild und Vorgang der Apostel in der Gegenwart nur immer so weit nachgekommen, als in der Geschichte der lutherischen Völker klare und deutliche Anknüpfungen und Verpflichtungen erkennbar wurden. So mag es sein, daß die Reformirten einige Jahre früher unter den Heiden zu missioniren begannen, lange vorher geschah es gewiß nicht; denn dem mißlungenen Unternehmen der Genfer in Brasilien folgte auf dem Fuße die durch Gustav Wasa im hohen Norden begründete Lappländische Mission. Und kaum hatten 1638 unter Axel Oxenstjerna die Schweden sich am Delaware und Susquehanna niedergelassen, so hören wir noch vor Elliot von der eifrigen Arbeit des Priesters Kamxanus unter den rothen Indianern. Seit 1696, als auf des berühmten Bischofs Jesper Swedberg Bemühen der König die Zinsen einer alten Stadeschen Stiftung zur Bekehrung der Heiden für die verkommenen schwedischen Gemeinden Nordamerika's aussetzte, weil dies eine gute Handhabe zur Heidenbekehrung bieten würde, haben sich die dortigen schwedischen Geistlichen, voran der treue Propst Erik Björk, treulich auch der Heiden angenommen [2]). Diese Erstlingsversuche

---

1) Selbst auf tamulisch ist der Streit geführt worden. Nachdem schon Beschi nachgewiesen, daß Luther der vom Himmel gefallene Stern sei, der Schlüssel der Hölle, die Heuschrecken der Offenbarung, ist nun neuerdings auch eine Erzählung in Umlauf gesetzt, wie schlimm Luther bei einem Wunderversuch gefahren sei. Ein vom Teufel besessenes Weib beginnt zu tanzen und den Kopf zu drehen. Luther versuchte dem Teufel durch Hersagen gewisser Formeln auszutreiben, aber während des Recitirens ließ der Teufel das Weib auf ihn zuspringen und seine Kleider zerreißen. Beschämt läuft Luther davon. Noch schlimmer geht es später seinem Schüler Calvin. Den Verläumdungen zu begegnen haben sogar die Reformirten ein Leben Luthers veröffentlicht, einen Auszug aus Merle d'Aubigné, während die Lutheraner wenigstens im Trankebarer Missionsblatt einen Lebensabriß gegeben haben.

2) Außer den Mittheilungen Rudelbachs in seinen „Christlichen Biographieen" S. 354 ff. und Fabricius Salutaris lux evangelii S. 598, finden sich nur wenige Notizen. Der schwedischen Mission wird gedacht in der zu Jena am 11. Oct. 1706 von Dr. Förtsch gegen Joh. Herm. von Elswich gehaltenen Disputation: »Breviarium controversiarum modernarum §. 39« und in der bekanntern Wittenberger von 1708. In den Memoirs for the Curious 1701

einer lutherischen Mission über der Thatsache zu vergessen, daß die deutschen Lutheraner auf die phantastischen und unklaren Missionspläne des eifrigen Baron von Weltz nicht eingingen, findet sich keinerlei Berechtigung. Schon der Name seines Gegners, des Regensburger Superintendenten Ursinus, der mit aufrichtiger Frömmigkeit die größte Gelehrsamkeit und mit lutherischer Orthodoxie nach dem Urtheil Unparteiischer [1]) Liebe zur Mystik und friedfertige Milde vereinigte, muß uns stutzig machen, und die Thatsache, daß Weltz sodann von einem Gichtelianischen Pfarrer in Holland die Ordination empfing, läßt ihn kaum mehr als Lutheraner gelten und stellt ihn und sein verunglücktes Unternehmen auf gleiche Stufe mit jenem ersten Genfer Versuche. Bedenkt man ferner, daß Primus Truber [2]), der Reformator Krains, und seine fürstlichen und adeligen Patrone in Würtemberg bei ihren ernstlichen Bestrebungen, die Südslaven der reinen Lehre zu gewinnen, es ausgesprochener Maßen auch auf die Türken abgesehen hatten, so ist die reformirte Mission der lutherischen auch nicht ein Jahr voraus und die Anklagen, daß die lutherische Kirche im Anfange ihre Missionspflicht vernachlässigt habe, sollten endlich verstummen [3]). Es ist in der That wohl nur Sache des Zufalls, daß jene ersten lutherischen Unternehmungen noch nicht eingehend erforscht und beschrieben sind. So lange bis dieses geschieht, kann freilich die alte dänische Mission in Trankebar mit einigem Recht als die erste lutherische Mission auftreten. Wir aber hoffen, daß auch bei bestreitbarem Recht der Erst-

---

findet sich auszüglich ein sehr trauriger Bericht der drei Missionare, der das ärgerliche Leben der Christen, weil im directen Gegensatz zur christlichen Lehre stehend, als ein unüberwindliches Hinderniß bezeichnet. Der Wirksamkeit des Priesters Kampanus gedenkt Dr. Skarstedt von Lund in einem zu Malmö 1863 gehaltenen Vortrage sehr lobend.

1) Vgl. Tholuck „Lebenszeugen der luth. Kirche“ S. 386 ff.

2) Sillem »Primus Truber.« Erlangen 1861. S. 43 ff.

3) So urtheilt auch hier der gründlichste alte Kenner der Missionsliteratur, der Hamburger Joh. Alb. Fabricius in der Schrift Salutaris lux evangelii S. 597: Non inficiandis documentis constat, simile et par fuisse studium etiam nostratium Lutheranorum, atque Reges Septentrionis Dominos Daniae Sueciaeque, ubi permisit facultas et occasio, libenter in hoc impendisse curam suam et opes atque etiamnum (1731) impendere, ut in longe dissitis locis quoque salutaris de Christo doctrina personet, nec in ultimis tantum septentrionalibus vigeat oris Finnonia et Lapponia, sed per Indicas quoque et Americanas colonias sacra christiana celebrentur.

geburt einfache urkundliche Mittheilungen über die Anfänge der ehrwürdigen Trankebarschen Mission nicht ohne Interesse sein werden.

Die Anfänge dieser lutherischen Mission sind verborgen in dem Herzen eines Königs und offenkundig in den Lebensführungen eines Jünglings. In der Missionsschule des Höchsten, im Leben und durch das Leben, wurde der erste Bahnbrecher der evangelischen Mission, Bartholomäus Ziegenbalg, erzogen. Es ist noch dieselbe Weise, wie einst die Apostel und der weitere Jüngerkreis zu ihrem Berufe herangebildet wurden: in Buße und Selbstverläugnung zum HErrn kommen, im persönlichen Verkehr Ihn immer tiefer erfassen und in Liebe entbrennend allmählich dazu fortschreiten, auch Andere Ihm zuzuführen. Wie es Erforderniß des Apostolats war, von Anfang an um den HErrn gewesen zu sein, so ist es jetzt eine besondere Gabe, als der Sohn frommer Eltern von Kindheit auf die heilige Schrift gelernt zu haben. Auch Ziegenbalg war dies unverdiente Glück beschieden, damit er einmal unter den Heiden Zeugniß ablegen könnte von dem, was er seit Anfang seines Lebens erfahren hatte.

Auf der Gränze der Sächsischen Oberlausitz und des Meißener Landes liegt das Städtchen Pulsnitz im weiten Thalgrunde des südlich im Walde entspringenden gleichnamigen Flüßchens. Die mit Fichtenwäldern gekrönten Höhen, die reichen Felder und grünen Wiesen der nächsten Nähe, die von der Gutsherrschaft sorgsam gepflegten Eichen machen einen lieblichen Eindruck. Die Bewohner sind ein fleißiges regsames Völkchen, haben aber nie viel von sich reden gemacht. Ein französischer Marschall des 16. Jahrhunderts, Graf von Nanteuil, hat wohl mit seinem deutschen Namen auch seinen deutschen Geburtsort vergessen, und so mußte Pulsnitz noch über ein Jahrhundert warten, bis es durch die Geburt eines tapfern Kämpfers und Führers der Heerschaaren des himmlischen Königs bekannter wurde [1]). Freilich als am Tage Johannis des Täufers 1683 der kleine Ziegenbalg in Pulsnitz geboren wurde, wird kaum Jemand geahnt haben, daß sein Name so weit über die Gränzen des Städtchen hinaus bekannt werden würde. Des HErrn Augen aber waren auf dies Kind gerichtet und so mußte er denn bei seiner Taufe einen bedeutsamen schönen Namen erhalten: er wurde nach seinem Vater Bartholomäus genannt, also mit dem Namen des Apostels, den die kirchliche Ueberlieferung auch in Indien, ob zwar im Norden, predigen läßt. Bartholomäus war das dritte

---

1) Der gottselige Bildhauer Rietschel, der Schöpfer des Wormser Lutherdenkmals, ist auch ein Pulsnitzer.

Kind und der einzige Sohn seiner Eltern, denen nach seiner Geburt nur noch eine Tochter geschenkt wurde. Der Vater wird ein Handelsmann genannt, was aber jedenfalls im kleinstädtischen Sinn zu verstehen ist, denn er besaß auch eine Ackerwirthschaft daneben, wenigstens verhandelt der Sohn später einmal wegen Verkaufs seines väterlichen Ackers. Ziegenbalgs beide Eltern starben schon während seiner zarten Jugend, aber doch ist ihr Einfluß auf seine spätere Entwicklung bedeutend gewesen, wenn wir anders nach den beiden schönen Zügen urtheilen dürfen, die der Sohn selbst uns berichtet und die sich so unverkennbar seinem Gemüth eingeprägt haben.

Als seine Mutter Katharina auf dem Todtenbette lag, versammelte sie alle ihre Kinder um sich und sprach: „Lieben Kinder, ich habe euch einen großen Schatz gesammlet, einen sehr großen Schatz habe ich euch gesammlet.“ Da nun die älteste Schwester sie gefraget: „Liebe Mutter, wo habt ihr doch denselbigen Schatz,“ antwortete sie: „Suchet ihn in der Bibel, meine lieben Kinder, da werdet ihr ihn finden, denn ich habe ein jedwedes Blatt mit meinen Thränen genetzet.“ Das war fürwahr ein Schatz, den Motten und Rost nicht fressen. Ein Sohn so vieler Thränen und Gebete konnte seine Beilage nicht verlieren.

Und wie die Mutter den Schatz über alle Schätze ihrem Sohn zu vererben trachtete, so hat ihn sein Vater gelehrt, das Leben nicht für der Güter größtes zu halten, sondern wie es sich für einen Diener Christi ziemt, seine Seele stets in den Händen zu tragen. Man hält es mit Recht für eine löbliche Sitte, das Pfarrhaus dicht an den Kirchhof zu bauen, so daß des Pfarrers Blick stets auf die Gräber fällt. Es gab aber auch früher Gemeindeglieder, welche dem Pfarrer nicht allein diesen Vorzug lassen, sondern selbst solch eine Denktafel besitzen wollten, und daher schon vor dem Tode sich ihren Sarg anfertigen ließen. Dies hatte auch der alte Ziegenbalg gethan und es läßt sich denken, was der junge Bartholomäus fühlte, wenn ihm etwa Antwort ward auf seine Frage: Vater, warum dies? Ich kann es ihm nachfühlen. In unserm Dorf lebte auch ein altes, altes Mütterchen, hoch in den Neunzigern; sie war lebensmüde und sehnte sich bald in den Sarg gelegt zu werden, der schon lange bereit stand. Mich ergriff Liebe und Verehrung für die alte Frau; oft ging ich hin den Sarg zu sehen, dann wieder brachte ich ihr Erquickungen aus dem Garten und setzte mich längere Zeit zu ihr sie unterhaltend und hätte so gern von ihr gehört, daß es doch auch auf Erden noch schön sei.

Der Sarg des alten Ziegenbalg aber sollte noch tiefer dem Gedächtniß des Sohnes eingeprägt werden. Als der Vater auf seinem

letzten Krankenbett lag, entstand eine große Feuersbrunst in Pulsnitz und ergriff auch das väterliche Haus. Im Schrecken und in der Verwirrung wußte man nicht recht, wie man den schwer kranken Mann schnell retten sollte, legte ihn in den Sarg und trug ihn mitten auf den Markt, wo er dann auch verschied [1]).

Die älteste, auch in Pulsnitz wohnhafte Schwester Anna, verehelichte Huhlin, vertrat nun an dem Knaben Vater- und Mutter-Stelle, hielt ihn fleißig zur Schule und Lesung göttlichen Worts. „Gott fing an kräftig an seiner Seele zu arbeiten, indem er sich der Gedanken von dem Himmel und der Hölle niemals entschlagen konnte. Wobei er, wenn etwas Böses von ihm begangen war, in seinem Gemüthe immer harte Bestrafungen fühlte, und wenn Jemand gestorben war, bei ihm selbst mehrmals gedachte: Wo mag diese Seele wohl hingefahren sein? Welch eine große Veränderung wird sie erfahren haben? Nachdem er dann sich entschlossen hatte dem Studiren zu folgen, ging er mehrmals aufs Feld oder auf die Berge, fiel auf seine Knie und bat, Gott wolle ihm Weisheit geben" [2]).

Weil die Schulen in Pulsnitz nicht für angehende Studenten berechnet sein mochten, mußte er weiter nach Kamenz ziehen, wo er nun schon vielen Versuchungen zum weltlichen Leben ausgesetzt war, aber auch die Kraft zeigte, sie von sich zu weisen. Seines Bleibens war dort nicht lange, doch bereits zu lange für den künftigen Studenten, der später bitter klagt, daß in Folge des frühen Todes seiner Eltern bei ihm in den classischen Sprachen nicht der rechte Grund gelegt sei. Die Lücken auszufüllen und regelrecht vorzuschreiten, ging er schließlich auf das Gymnasium in Görlitz und genoß die specielle Unterweisung des Magisters Sam. Grosser. Auch über seinen Aufenthalt dort klagt er, er habe seine Studien nicht recht seinem Endzweck gemäß eingerichtet und mit vielen Dingen die Zeit sehr unnütz zugebracht. Sein Sinn kam über dem Vielen von dem Einen ab, als er zu rechter Zeit einen Freund fand, der ihm Rathgeber und Führer wurde. Von dem Finden dieses Freundes datirt er eine neue Periode seines Lebens.

---

1) Nach den von Herrn Dr. Delitzsch in Leipzig mir freundlichst zugesandten Notizen ist Pulsnitz dreimal von großen Bränden betroffen: 1678, 1689 und 1742. Jener Brand und der Tod des Vaters fällt demnach 1689, als Ziegenbalg sechs Jahre alt war.

2) S. Hall. Nachr. II, 225 Ziegenbalgs Lebenslauf nach einem eigenhändigen Aufsatze, den Schmidt für seine „Kurzgefaßten Lebensbeschreibungen von Missionaren, 3. Bändchen, Leipzig 1839" sammt andern Manuscripten noch benutzt hat.

Er hatte sein sechszehntes Jahr erreicht, einige Genossen waren bei ihm zu einer musikalischen Unterhaltung versammelt, wie er denn sein ganzes Leben hindurch mit Vorliebe der Musik ergeben war, da tritt ein älterer Student ein, lobt auch die Musik als eine herrliche Kunst, lenkt aber das Gespräch alsbald auf tiefere Gegenstände und beginnt zu reden von der geistlichen Harmonie, die durch die Sünde dem Menschen verloren gegangen, und so lange die nicht wieder hergestellt sei, fehle auch das wahre Verständniß für das eigentliche Wesen der Musik. Wir können nach dem Vorhergehenden kaum anders erwarten, als daß diese Rede unserm Bartholomäus überaus wohl gefallen mußte, er bekam eine große Liebe zu dem Fremdlinge und wagte es bald, ihn um seine Freundschaft zu bitten; sie ward unter dem Beding zugestanden, daß er ernstlich alle Freundschaft der Welt meiden wolle. Von nun an beteten sie täglich zusammen, lasen gemeinschaftlich die Schrift und — gingen gemeinsam durch die Felder, in Anschauung der Geschöpfe des Schöpfers sich freuend.

Wie erschien ihm doch nun sein früheres Leben in einem ganz andern Licht, er sah darin nichts als Falschheit und Heuchelei; darum zog er sich plötzlich von aller Gesellschaft zurück und lebte allein der Sorge für seine Seele unbekümmert um den Hohn und Spott seiner Mitschüler, denen die Veränderung natürlich nicht verborgen bleiben konnte. Endlich erreichte das Necken und Verhöhnen einen solchen Grad, daß es der getreue Freund gerathen fand, seinen Schützling eine Zeitlang dem gänzlich zu entziehen und mit ihm eine größere Reise zu machen, um ihn zu festigen in dem Grunde der Wahrheit. Und solche festere Gründung that Noth; denn nach der Rückkehr überschritt der Kreis der Spötter schon die Gränzen der Schule. Aber sie richteten mit ihrem Lästern nichts weiter aus, als daß er nur noch inniger an seinen Gott sich anschloß, und ob auch die Führung des Freundes schon nach einem Vierteljahr ein Ende nahm, die Hand Gottes ließ nicht von ihm. Er fuhr fort mit seinem stillen eingezogenen Leben, betete fleißig und ließ die Betrachtung göttlichen Worts seine stete Lust und Freude sein. Das in ihm entbrannte Feuer warf auch seinen Schein nach außen hin, nicht nur die Schwestern wurden ermahnt, das Testament der Mutter zu erfüllen und in der Schrift zu graben nach unvergänglichen Schätzen, auch das sündliche Wesen und heuchlerische Scheinchristenthum seiner Umgebung fing er an zu bestrafen. Dabei mochte er sich wohl theilweise unterfangen haben, was ihm noch nicht zustand, genug das Gefühl der Gemeinschaft mit Gott ging ihm gänzlich wieder verloren. Wohin er auch blickte in sich und

um sich, nichts als eitel Jammer, Elend und Herzeleid, und wie gingen die Menschen trotz ihres Elends noch so stolz und sicher dahin, während ihm vor innerster Betrübniß kein Wort über seine Lippen gehen wollte und alle weltlichen Dinge ihn anekelten. Dazu die leidigen Tröster, welche seine Melancholie durch Lustigkeit vertreiben wollten. Ganze neun Monate schlich er so dahin niedergedrückten Gemüths und abgematteten Leibes, daß auch die Lehrer sich nicht mehr in ihn finden konnten, obwohl sie ihm ihre Liebe nicht entzogen.

Sollt es gleich bisweilen scheinen,
als wenn Gott verließ die Seinen,
o so glaub und weiß ich dies:
Gott hilft endlich doch gewiß.

Die Wolken begannen sich allmählich zu zertheilen, die Sonne des Evangeliums ging wiederum auf in dem Herzen des betrübten Jünglings, eine recht evangelische Freudigkeit wurde ihm geschenkt, daß er auch die letzte Anfechtung überwinden konnte, ob er nicht in Erwägung der schweren Verantwortung und der großen Verderbtheit des Lehrstandes lieber vom theologischen Studium abstehen sollte. Grade die schweren Erfahrungen des letzten Jahres befähigten ihn ja immer mehr zu einem Diener des HErrn, als welcher die Betrübten zu trösten, die Schwankenden zu befestigen, die Unentschiedenen vor der Verführung der Welt zu bewahren hat. So endete denn die Prüfungszeit mit dem Gelübde, ganz sich Gott zum Dienst aufzuopfern und in der Welt nichts Anderes zu suchen, als die Verherrlichung Seines Namens. Zuvörderst trachtete er nun, sich die Tüchtigkeit zu solchem Dienst zu erwerben. Er legte sich mit allem Ernst auf die Studien, welche während des innern Kampfes natürlich gelitten hatten, und bei dem fleißigsten Studium der Sprachen fand er stets noch Zeit nicht nur zum Lesen der Bibel, sondern auch anderer zur Schrift hinführenden theologischen Bücher. Jetzt nachdem sein Gemüth in die rechte Verfassung gesetzt, kam ihm auch Alles viel leichter vor, nur den philosophischen Disciplinen konnte er keinen Geschmack abgewinnen und nicht nur Ethik, sondern auch Physik glaubte er am besten aus der Bibel lernen zu können. Um aber nicht wiederum auf Abwege in seinen Studien zu gerathen, beschied er sich mit seinem Urtheil und fragte auswärtige berühmte Theologen um Rath. Die zwei Jahre vom 17. bis 19. Lebensjahre verbrachte er so in rastloser Thätigkeit und nutzte seine Zeit aufs Aeußerste aus nach einem festen Plan. Aus dieser Periode liegt uns ein interessantes Actenstück vor, ein lateinischer Brief Ziegenbalgs an den Rector des Friedrich-Werderschen Gymna-

siums in Berlin, Joachim Lange, datirt Görlitz 21. Sept. 1701, der älteste von seiner Hand [1]).

Darnach steht Ziegenbalg schon längere Zeit mit Dr. Lange in Briefwechsel. Durch wen die Bekanntschaft vermittelt ist, wird nicht angedeutet. Wir wissen anderweitig, daß er durch Professor A. H. Francke in Halle, an den er sich zuerst gewandt zu haben scheint, da dessen Bußpredigten ihn besonders erweckt hatten, an Lange gewiesen war. Nach dessen Rathschlägen hat er sich denn auch treulich gerichtet, Speners katechetische Tafeln wiederholt durchgearbeitet, desgleichen Arndts wahres Christenthum; zu besonderer Glaubensstärkung hat ihm die nach erhaltener Anweisung eingerichtete Lectüre der Paulinischen Briefe gedient. Seine Fortschritte in den classischen Studien sieht er nicht für unbedeutend an, obgleich leider Keiner seiner Mitschüler sich zu gemeinsamer Arbeit mit ihm verstehen wollte aus Furcht, auch in den Geruch der Schwarmgeisterei zu kommen; kaum daß Jemand öffentlich ein Wort mit ihm zu sprechen wagte, da selbst die Lehrer von dem allgemeinen Urtheil sich haben fortreißen lassen.

Die Schriftsteller, welche er zur Verbesserung seines Stils tractirt hat, sind aber nicht die alten, sondern Erasmus und spätere Katholiken; er zieht sie ihres Inhalts wegen vor; sie dienen mehr zur Besserung des Herzens. Für die Alten will seine Zeit nicht reichen, doch stehen sie alle auf dem Bücherbrett und er ist sich auch bewußt, daß er noch viel arbeiten muß, um in den Sprachen die Versäumnisse der Jugend nachzuholen, zum wenigsten, wenn es mit dem Sprechen nicht recht vorwärts gehen will, möchte er doch in der richtigen Erklärung der Schriften noch fortschreiten. Er hofft, der heilige Geist, von dem ja nach 1. Cor. 12, 10 die Gabe der Sprachen und Spracherklärung komme, werde ihm nicht versagen, was ihm künftig von Nutzen sei.

Mit dem nächsten Osterfest (1702) will er seinen Görlitzer Aufenthalt abschließen, er hätte alsdann Erlaubniß sogleich die Universität zu beziehen, aber er fühlt sich noch nicht reif genug, und möchte vorher noch auf ein oder zwei Jahre nach Berlin kommen, um Lange's specielle Unterweisung zu genießen, und weil seine Mittel nicht zureichen, bittet er dringend, ihm doch eine Condition zu verschaffen.

Die Antwort liegt nicht mehr vor, es muß aber darin gestanden haben, eine Stellung zwar könne man ihm nicht versprechen, er solle

---

1) Aus diesem Grunde folgt in den Urkunden Nr. 1 ein wortgetreuer Abdruck und zwar ohne Uebersetzung, da das Hauptsächlichste des Inhalts hier verwerthet wird.

aber nur getrost kommen, der Herr Baron von Canstein wolle ihm ein Stipendium von jährlich dreißig Thalern geben, beigelegt war noch eine besondere Aufforderung von Dr. Spener, und im Februar schickte auch Franke ein dringendes Vermahnungsschreiben, ja nach Berlin zu gehen und die rechte Maturität zu erwerben, „da er keine sonderbaren Studien bei ihm verspüre." Da war natürlich kein weiteres Schwanken, alsbald nahm er in Görlitz seinen Abschied und trug auch ein recht gutes und ehrenvolles Zeugniß davon [1]). Ist es einerseits ein schöner Zug bei jenen vielbeschäftigten und hochangesehenen Männern, daß sie sich um die Entwicklung eines einzelnen unbekannten Jünglings so bekümmern, so nicht minder ehrenvoll für Ziegenbalg, in dem sie doch schon das Rüstzeug in des HErrn Hand müssen erkannt haben — für uns ein Stachel, nur um so genauer Ziegenbalgs Entwicklung weiter zu verfolgen.

Ganz andere Lectionen, als er erwartet, sollte er zunächst empfangen aus der Hand des höchsten Erziehers. Unmittelbar nach dem Abgang von Görlitz starb die ältere Schwester in Neustadt, er reist zum Begräbniß und holt sich selbst eine langwierige Krankheit, die wahrscheinlich schon länger in ihm geschlummert hatte. Die Anstrengungen der beiden letzten Jahre waren zu groß gewesen, das anhaltende Sitzen und nächtliche Arbeiten hatte den Grund zu einem Magenleiden gelegt, das ihn bis an sein Lebensende niemals ganz verließ. Die Beschreibung der Krankheit klingt fast drollig: „Der Magen hat die Speisen nicht recht verdauen können, darauf folgends das Geblüte inficirt und versäuert worden, welche Krankheit man insgemein den Scorbut nennet und die Mutter aller andern Krankheiten ist. Die Herren Aerzte sagen, daß von solcher Krankheit das malum hypochondriacum nicht weit entfernet und eine große Vermischung vieles Bösen wäre." Außerdem fordere die Krankheit eben so viel Zeit zur Heilung, als in welcher sie zugezogen worden — für einen Hypochonder, der gewiß sein ganzes Leben nach den ersten Anfällen durchforscht, eine tröstliche Aussicht! Inzwischen hat eine mehrwöchentliche Ruhe in der Heimath schon wesentlich zur Besserung beigetragen, und wenn er noch ein halbes oder ganzes Jahr bleiben könne, hoffe er vollends genesen zu sein. Zum Privatstudium ist auch die ungestörte Stille

---

1) Das kurze Urtheil dagegen, welches in dem Schülercatalog neben Ziegenbalgs Namen geschrieben wurde, soll durchaus nicht schmeichelhaft lauten, bei einer neuerlichen Jubelfeier der Anstalt wurde ihm dafür die Genugthuung, als bedeutendster Schüler des Gymnasiums genannt zu werden.

sehr dienlich, bei Martin Hahnen dem Zimmermann am Oberthor hat er ein eigen Stübchen sich einrichten lassen und lebt recht vergnügt. Doch weil er seiner eigenen Einsicht nicht recht traut, bittet er Prof. Francke um Rath, ob er ihm auch einen längern Aufenthalt daheim empfehle [1]).

Francke's Antwort enthielt die Weisung, sich unmittelbar nach Berlin zu begeben. Lange [2]), Spener und der Baron von Canstein empfingen ihn dort aufs Freundlichste und übernahmen auch die Sorge für seinen Unterhalt. Es war eine selige Zeit in Berlin, die ihm

---

1) Siehe den ganzen Brief Urkunden Nr. 2.

2) Joachim Lange geb. 26. Oct. 1670 in der Altmärkischen Stadt Gardelegen, wo sein Vater Rathsverwandter war, bekam die ersten tiefgehenden Eindrücke, als bei einer großen Feuersbrunst (1685) auch das väterliche Haus abbrannte und die rettenden Geschwister vom Vater mit den Worten aus dem Hause getrieben wurden: „Heraus, heraus, lasset es brennen und fallen, stehet doch der Himmel noch!" Auf der Schule in Magdeburg wählte er sich Scriver zum Beichtvater. Als er Ausgangs Sommers 1789 nur mit den nothdürftigsten Mitteln die Universität Leipzig bezog, nahm ihn A. H. Francke unentgeltlich als Stubenburschen auf, und verschaffte ihm die Information der Kinder des berühmten Juristen Thomasius. Hier in Leipzig schloß er auch den engen Bruderbund mit seinen späteren Halleschen Collegen Anton und Michaelis. Als Thomasius vor dem churfürstlichen Edict, welches ihn auf den Königstein zu transportiren befahl, 1690 nach Berlin flüchtete und dann in Halle Vorlesungen begann, war Lange unter den Studenten, die von Leipzig hinübergingen, ihn zu hören. Darnach folgte er Francke nach Erfurt, um auch Breithaupt zu hören, der schon von Jena viele Theologen an sich gezogen hatte, und ward auch dort Francke's Stubenbursche. So machte er also grade die ersten pietistischen Verfolgungen mit durch und daher erklärt sich etwas seine spätere Stellung als Streittheologe. Bevor er jedoch zu dieser Bedeutung gelangte, begründete er noch seinen Ruf als tüchtiger Schulmann in Stargard und Cöslin, besonders aber, seit er Anfang 1698 das Rectorat des Friedrich-Gymnasiums in Berlin erhielt. Er machte sein Gymnasium bald zu einer Vorschule für Halle, jede Ostern lieferte er etwa 25 junge Theologen, welche alle schon die h. Schrift 1 bis 2mal in den Grundsprachen gelesen hatten und daher auch in den Listen der Facultät ausdrücklich als Lange's Schüler bezeichnet wurden. Er gab seinen Schülern aber auch eine ausgezeichnete classische Vorbildung, er verfaßte selbst eine lateinische Grammatik und viele andere Handbücher, durch die er vorzüglich auf einen reinen lateinischen Stil hinwirken wollte. Auch das philosophische Studium suchte er zu beleben durch sein öfter aufgelegtes Handbuch Medicina Mentis. Kurz man darf sich durch den Gedanken an Lange's späteres Auftreten nicht zu einseitigen Urtheilen über seine frühere Thätigkeit verleiten lassen. Ziegenbalg konnte in der That damals kaum ein besseres Gymnasium finden.

stets unvergeßlich geblieben ist. Er konnte es merken, wie seine Studien täglich an Solidität gewannen, denn Lange war ein treuer, gewissenhafter Lehrer. Wie ging ihm das Herz auf, die Principien der wahren Weisheit so klar und deutlich vortragen zu hören. Bisher war ihm von Seiten der Lehrer fast nur Mißtrauen, von den Mitschülern Spott und Hohn entgegengebracht, jetzt durfte er seinen Lehrern vertrauensvoll sich nahen, ihnen sein Herz ausschütten und entdecken, und die Mitschüler, wie so anders! aus eignem Antrieb richteten sie Bibelstunden unter sich ein. Es war eine selige, aber leider sehr kurze Zeit. Ziegenbalg war in Berlin nie ganz gesund gewesen und hatte stets mediciniren müssen, plötzlich sagten die körperlichen Kräfte dem Geiste ganz den Dienst auf, das alte Uebel stellte sich mit größter Heftigkeit wieder ein. Seine Gönner eilen, dem Rathe der Aerzte zu folgen und ihn schleunigst in die Heimath zurückzusenden, damit er dort eine ganz andre Lebensart anfange, sich viel Bewegung mache und wenig studire. Der Baron Canstein will ihm geben, was er nur immer an Reisegeldern, Lebensmitteln und Arznei gebrauche. Anfang Juni 1702 finden wir demnach unsern Ziegenbalg wieder in dem stillen Pulsnitz; der Berliner Aufenthalt hat noch nicht zwei Monate gedauert, aber was können nicht zwei Monate bei bedeutenden Männern wirken. Ziegenbalg bekennt später, daß er das Meiste in seinen Studien der guten Anführung seines lieben Lehrers Dr. Lange und den geistreichen Schriften Speners verdanke. Die persönlichen Bekanntschaften blieben ihm ja auch fürs Leben und fleißiger Briefwechsel ersetzte den mündlichen Unterricht.

Auf Spener's und Lange's Betrieb mußte er denselben Sommer noch ins Bad Eger reisen, um dort Sauerbrunnen zu trinken. Es that gute Wirkung, aber an der völligen Heilung fehlte noch viel, so daß er sich, statt wieder nach Berlin zu ziehen, auch den folgenden Winter in dem gesunden Pulsnitz zu bleiben bequemen mußte. Von Eger zurückkehrend hatte er den Umweg von zwanzig Meilen nicht gescheut, um Francke einmal persönlich in Halle zu sprechen, mußte aber erfahren, daß er grade in Berlin sich aufhalte. So sitzt der arme Ziegenbalg nun in Pulsnitz allein auf Stillesein und Hoffen gewiesen.

Die Hoffnung geht ihm auch nicht aus. Es liegt ein Brief vom 22. November 1702 an Francke vor, ihn zu fragen, ob es nicht nach diesem doch gerathener sei, direct auf die Universität nach Halle zu kommen und lieber dort ein Jahr länger zu bleiben: „Ob Sie zwar meine Studien nicht so genau wissen, so werden doch Ihro Ehrwür-

den aus meinem gegen Gott aufrichtigen und zu allem Guten, was etwan zu Gottes Ehren und des Nächsten Nutzen gereichen könnte, ganz willigen und gehorsamen Gemüth einigermaßen abnehmen können, daß es nicht sogar unfähig, dasjenige, was einem Studenten der Theologie zu wissen und zu lernen von nöthen, zu fassen sei und ein solches Subjectum, welchem nach gelegtem Haupt-Fundament der wahren Frömmigkeit, die übrigen Studien (studia accessoria!) mit nicht allzu großer Mühe beizubringen seien: weil man sich in einem solchen Stande allezeit bei allen Studien den kräftigen Beistand des h. Geistes und das Licht der himmlischen Weisheit zu gewarten hat. Das einige, das mich vielleicht wiederum nach Berlin zu ziehen verursachen möchte, ist, weil ich noch und zwar nicht aus eigner Schuld ein Anfänger im Hebräischen (hospes linguae Hebraicae) bin, deren genaue Erkenntniß nebst der griechischen doch das vornehmste bei einem Theologen ist: jedoch weil ich zu Berlin mich ohne dies eines eigenen Informators werde bedienen müssen, verhoffe ich nicht weniger guten Erfolg auf der Universität hierin zu haben, sofern ich mich eines fleißigen Studenten deswegen mit mir habender Mühe zu getrösten hätte." Wenn Francke einwilligte, würden gewiß auch Spener und Lange es sich gefallen lassen und der Baron Canstein auch in Halle ihm die Unterstützung gewähren, die Vollmacht über sein väterliches Vermögen wolle er ganz in Francke's Hände legen, der übrigens nur zu befehlen brauche, so gehe er gehorsam und willigen Herzens wiederum nach Berlin.

Wie ungefähr der Entscheid ausgefallen ist, lehren die folgenden Thatsachen. Im Mai 1703 bezog Ziegenbalg die Universität Halle, mit dem Ruhen hatte es schon länger nicht mehr gehen wollen, „sintemal ich immer gedachte, daß die Zeit meines Lebens sehr kurz sein würde, daher ich desto mehr zu meinem Hauptzweck eilte und unerachtet ich mehrmals mündlich und schriftlich erinnert wurde, daß ich doch in etwas meines Leibes schonen möchte, so gedachte ich doch, es sei besser, kurz gelebt und wohl gelebt, als lange gelebt und übel gelebt." Sobald er nur ein wenig zu Kräften gekommen war, verließ er Pulsnitz und „besuchte unterschiedliche Universitäten" — wir werden an Leipzig und Wittenberg, vielleicht auch Jena zu denken haben. In diesem Bericht müssen wir jedoch das Wort „besuchte" betonen; denn aufs Höchste kann er Neujahr 1703 ausgezogen sein; bleibt demnach nur ein Vierteljahr für zwei oder drei Universitäten, da will es freilich nicht zu viel besagen, daß es ihm nirgends besser gefallen als in Halle, zumal ja schon vorher sein Herz dort war.

Man kann es übrigens wohl begreifen, daß es einem frommen Jüngling in Halle besonders zusagen mußte, es zeichnete sich in sehr vielen Stücken aus vor den übrigen Universitäten und was die Hauptsache, es war der Sitz einer neuen theologischen Schule, welche es verstand die Herzen zu fesseln und die bedeutendsten Kräfte der theologischen Jugend für sich zu gewinnen. Halle war ja eigens als Sitz für den Pietismus gegründet. Da unsere erste Missionsgeschichte in manchen Hauptpartieen durchaus nicht verstanden werden kann ohne Kenntniß der theologischen Gruppirungen damaliger Zeit, so möge hier wenigstens einer kurzen Erinnerung Raum vergönnt werden. Zugleich erfahren wir damit, was unsern angehenden Studenden besonders und zwar mit Recht interessirte, weil ja der Pietismus sogar seinen Namen einer akademischen Bewegung verdankte.

Einstmals an einem Bußtage predigte der als Eiferer für reine Kirchenlehre bekannte Professor Johann Benedict Carpzov in der Thomaskirche zu Leipzig und wandte sich in seiner Predigt mahnend und klagend an die anwesenden Studenten der Theologie: das Studium der Bibel liege in dieser Zeit so gar darnieder, es sollten ihrer mehrere sich zu gemeinsamer Arbeit zusammenthun und ein Collegium Biblicum halten. Unter seinen Zuhörern befanden sich zwei fromme Studenten Paul Anton und August Hermann Francke; bei diesen Worten der Predigt begegneten sich unwillkürlich ihre Augen, es war in Worte gefaßt, was sie lange im Herzen gefühlt hatten; nicht weit von ihnen stand ein junger Wittenberger Magister Johann Kaspar Schade, der wurde der dritte im Bunde. Allsonntäglich nach der Predigt versammelten sie sich in Antons Hause, und lasen im Grundtext einen Abschnitt des Alten wie des Neuen Testaments. Einer hatte den Vortrag, die Uebrigen machten ihre Bemerkungen dazu, immer aber in solcher Weise, daß das Ganze einen mehr wissenschaftlichen Character trug. Sie blieben aber nicht lange allein, es fanden sich andere Studenten und Magister dazu, endlich auch manche Professoren, selbst aus der philosophischen Facultät wie Heßhus und Feller. Das Studentenstübchen war nun zu klein und die Sache fast öffentlich geworden; so sehnten sich die Theilnehmer nach einem ordentlichen Directorium und hatten die Freude, daß der Dekan der theologischen Fakultät, Prof. Alberti, sich desselben annahm und von 1686—1689 das Collegium der Bibelfreunde (Philobiblicum) alle Mittwoch in seinem Hause hielt. Dadurch wuchs nun die Theilnahme bedeutend, wie denn auch die übrigen Professoren ausdrücklich ihre Billigung bezeugten.

Da ward nun leider ein fremdes Element hineingetragen. Ein halbes Jahr hatte das Collegium bestanden, als zwei Theilnehmer Anton und ein Magister Gorr nach Frankfurt zu Dr. Spener reisten, der bekannt geworden war durch sein Dringen auf eine Reformation der verderbten evangelischen Kirche, welche er bei der Jugend durch Catechisationen, bei den Alten durch erbauliche Privatzusammenkünfte, durch Zusammenschluß aller Gläubigen zu kleinen Gemeindlein, erreichen wollte. Daß Spener den ihn um heilsame Rathschläge angehenden Magistern seine Lieblingsgedanken dargelegt hat, ist selbstverständlich, in Leipzig bot sich ja in der wie nirgends ausgedehnten Lehrfreiheit das beste Mittel zu ihrer Verwirklichung, die jungen Magister brauchten nur ihre Vorlesungen solchem Zwecke gemäß einzurichten. Inzwischen kam nun Spener selbst als Oberhofprediger nach Dresden und verfehlte nicht, seine jungen Leipziger Freunde brieflich und persönlich zu ermuntern. Schade hielt zuerst Vorlesungen nach der neuen Weise, größeren Umfang nahm die Bewegung erst an, als A. H. Francke von einer längern Reise zurückkehrte, die ihn schließlich auch zu Spener geführt hatte. Auf der Reise war er in Lüneburg vom Superintendent Sandhagen zu lebendigerem Glauben erweckt, seinen Eifer uud seine Begeisterung theilte er im Colleg seinen Zuhörern mit, deren Zahl ungeheuer zunahm, so daß er von einem Raum in den andern ziehen mußte. Endlich kam Anton von einer größern Reise mit einem sächsischen Prinzen zurück und begann gleichfalls solche Vorlesungen mit großem Zulauf. Die Säle der älteren Professoren, namentlich der Philologen und Philosophen, wurden leer, die Studenten hatten für solche Studien keine Zeit mehr, „welches auch nicht wohl sein konnte, da eine große Menge der Studiosen täglich einige Stunden auf die Collegia biblica wendeten“ (Speners Worte). Dazu kam nun noch eine neue Erscheinung, die Bewegung überschritt die Gränzen der Studentenschaft, die Bürger drängten sich in die neuen Collegien, zum stärksten Beweis, daß sie den eigentlichen Universitätscharacter ganz verloren hatten. Das führte natürlich mancherlei Unzuträglichkeiten mit sich, und da manche der Erweckten auch äußerlich in Kleidung und dergleichen ein sonderbares Wesen annahmen und auf die neue Art der Frömmigkeit großes Gewicht legten, entstanden in der Stadt Parteiungen und Parteinamen: die Pietisten und Antipietisten [1]). Als einer aus der ersteren Reihe starb, machte der schon

---

1) In dem 1711 von der Leipziger theologischen Fakultät, die unterdeß ins pietistische Lager übergegangen war, ertheilten „Informat vom sogenannten

genannte Prof. Feller in guter Meinung ein Gedicht mit folgenden berühmten Anfangsworten:

Es ist jetzt Stadtbekannt der Nam der Pietisten.
Wer ist ein Pietist? der Gottes Wort studirt,
Und nach demselben auch ein heilig Leben führt.

Das Gedicht kam mit andern entstellenden Berichten nach Dresden, man fürchtete, es sei eine neue Secte der Pietisten entstanden, eine Untersuchung wurde eingeleitet, Dr. Alberti löste im August 1689 das Collegium in seinem Hause auf, der Name für die neue Partei war gefunden. Ueberall in Deutschland, wo ähnliche Regungen entstanden, wurde der Name gebraucht, die so Gekennzeichneten schlossen sich unter einander zusammen und nahmen den Kampf auf. Das Jahr 1689 war das Jahr der Kriegserklärung, von da an wird gezählt, so daß z. B. pietistischer Seits 1719 von einem dreißigjährigen Kriege gesprochen wird, und da er zum mindesten noch einmal dreißig Jahre gedauert hat, auch auf beiden Seiten aufs hartnäckigste gekämpft

---

Pietismo" heißt es: „Der Name Pietist ist ungefähr vor 22 Jahren hier in Leipzig spottweise kommen. Denn als zur selben Zeit gewisse Magistri und Candidati Theologiae collegia Biblica zu halten angefangen und darinnen nach Erklärung des Sensus litteralis gewisser Bücher der H. Schrift allezeit den Usum der H. Schrift ad praxin pietatis Christianae ihren Zuhörern zeigeten und solcher von vielen derselben wohl an- und aufgenommen wurde, also daß sie anfingen ihre Gemüther und Leben zu bessern: so geschahe es darauf, daß andere unchristliche Studiosi ihre Commilitones, so sich der Gottseligkeit zu befleißigen anfingen und nicht mehr alles sündliche Weltwesen mitmachen wollten, diese spottweise Pietisten nannten. Gleichwie aber auch das Gute kann verkehret und mißbrauchet werden, also geschahe es auch in diesem Stücke. Nämlich, daß sich einige junge Leute unter denen neu sogenannten Pietisten mit einfanden, welche entweder aus unverständigem Eifer oder melancholischem Geiste ein und andere Unordnung machten, sich auch, weil sie noch keinen rechten Grund in der Theologie und Christenthum gelegt, in den rechten Lehrpunkten vergingen. Woran aber nicht ihre Lehrmeister und dero reine und rechte Lehre, sondern ihr unzeitiger Eifer und Ignoranz schuldig war." Noch genauer ist der anonyme Verfasser des „Ebenbilds der Pietisten" unterrichtet: „In Leipzig ist eine alte Gewohnheit bei der Universität muthwilligen Pursen gewesen, daß sie diejenigen Baccalaureos Magisterii (Schafkäse nennen sie dieselben spottweise, weiß nicht woher), welche vor andern haben was seyn wollen und viel bona opera gethan, das ist, sich vor andern im Lesen und Disputiren vor ihrem Magisterio geübet, daß sie, sag ich, dieselben haben höhnungsweise, vielleicht mit dem Latein der Epistolarum obscurorum virorum (die vor diesen in Leipzig absonderlich sich breit gemacht) Pietistas genennet."

wurde, so steht die schließliche Verwüstung in ihrer Art der durch jenen weltlichen Krieg verursachten in nichts nach. Wie in jenem Kriege fromme Sänger fast verzweifelnd den Frieden herbeisehnten, so auch hier liebe fromme Seelen. Georg Neuß singt in seinem schönen Liede: „O Vater der Barmherzigkeit“:

Ach, sei doch auch zu dieser Zeit
uns, Vater, wieder gnädig
und mach uns von dem Zank und Streit
hinwieder frei und ledig.
Gieb, daß dein Häuflein für und für
in Einem Geiste diene dir,
in deiner Liebe lebe.

Ach, sieh doch, wie des Satans List
sie jämmerlich zertrennet,
wie man im Streit der Lieb vergißt,
im Unverstande brennet,
wie alles in Verwirrung geht,
da Eins das Andre nicht versteht
und sich um nichts entzweiet.

Darin täuschten sich aber diese Friedensfreunde wie die gesammten Pietisten, wenn sie behaupteten, solch heftiger Kampf werde um nichts geführt, sie stünden fest zum alten Glauben. Sie haben in der That etwas Neues und dem Wesen der lutherischen Kirche Widersprechendes aufgebracht, das kann jetzt nach den thatsächlichen Erfolgen Niemand mehr bestreiten, nur daß dies von den Einen bedauert, von Andern freudig anerkannt wird. Die alte Orthodoxie hatte die ihr zugewiesene Aufgabe, das durch den dreißigjährigen Krieg völlig verwilderte und verkommene Land durch neue Ordnung in Kirchen und Schulen wieder zu heben, mit Erfolg gelöst. Ueberall, wo die Kirche es mit ganzen Völkern zu thun hatte, konnte sie ihre Aufgabe nicht dadurch zu erfüllen trachten, daß sie sich in erster Linie der Einzelnen annahm, sie mußte als Erzieherin auftreten, feste Formen schaffen und Einrichtungen treffen, welche den Einzelnen in stetige Berührung mit der Kirche setzten.

Dieselbe Aufgabe war also der Kirche nach jener Zeit des Verfalls gesetzt und wie sie dieselbe erfüllt hat, das beweisen die köstlichen Kirchenordnungen jener Zeit, die Gesetze der Staaten, die christliche Zucht in den Häusern. Die Kirche war wieder zu einer Macht geworden, der sich kein Lebensgebiet entziehen konnte, deren Einfluß wenige sich verschlossen, noch wenigere sich zu widersetzen wagten. Bei solcher Lage der Dinge konnte es natürlich nicht fehlen, daß Viele in der Kämpferreihe der orthodoxen Kirche standen, die ihr innerlich nicht angehörten,

und daß eine große Zahl der Gemeindeglieder im Vertrauen auf die guten kirchlichen Ordnungen, denen sie sich willig unterwarfen, darin nun das ganze Wesen des Christenthums aufgehen ließen. Unter den leitenden Theologen endlich gab es Manche, welche verführt durch die früheren unaufhörlichen Kämpfe gegen Katholiken und Reformirte, noch immer in dieser Kämpferstellung verharrten und wenn nun keine Feinde sich fanden, argwöhnisch sich selbst Feinde malten, aber für die wirklichen Bedürfnisse der Kirche wenig Sinn hatten. Gegen diese Uebelstände in der Kirche traten nun die Pietisten als Bußprediger auf; indem sie aber ihre Blicke unverwandt auf das eingerissene Verderben richteten und auf Abhülfe sannen, schätzten sie die Güter, welche sie besaßen, gering. Das Christenthum sollte bei dem Einzelnen lebendig werden. Statt nun die alten Formen mit Leben zu erfüllen, hielten sie selbe vielmehr für gefährlich und suchten sich neue Weisen. Der Glaube sollte sich an seinen Früchten im Leben zeigen, durch einen Bußkampf sollte das neue Leben zu Tage treten. Mit ihren Predigten wollten sie dies erreichen, sie predigten und redeten auf die Menschen ein und arbeiteten an den Seelen herum, bis sie den Glauben sehen könnten. Für das verborgene Wirken des HErrn in den Sacramenten und das langsame Wachsen und Reifen des ausgestreuten göttlichen Samens fehlte ihnen alles Verständniß. Daß es ein innerstes Heiligthum gebe, welches entweiht werde, wenn Menschenaugen hineinschauen, daß dies grade eine innige Eigenthümlichkeit des deutschen Volkes sei, begriffen sie nicht [1]). Ferner, wer nicht zu ihrer Partei sich schlug, war ein Unwiedergeborner, wer gegen sie kämpfte, kämpfte direkt gegen

---

1) Vgl. dagegen Heinrich Müller, auf den die Pietisten sich sonst so gern beriefen in seiner Evangelischen Schlußkette zum XIX p. trin. über die Heilung des Gichtbrüchigen: „Er sahe ihren Glauben. Ein seltsam Ding, verborgen und doch gesehen; aber auch von dem gesehen, der ins Verborgene sieht. Liebstes Herz, dein Glaube ist oft so klein, daß du ihn nicht bei dir siehst oder empfindest. Da erschreckst du und meinst, du habest gar keinen Glauben. Aber getrost. Ob du es nicht sieheſt, so sieht's doch Jesus; ja er sieht's, und wenn's gleich nur ein herzliches Seufzerlein, ein sehnlicher Gedanke nach dem Glauben ist. Wer siehet zur Winterszeit das Leben im Baum? Und ist doch wahrhaftig da. Vor ihm ist alle deine Begierde und dein Seufzen nicht verborgen." Dazu nehme man aus K. von Raumers Geschichte der Pädagogik das Schlußurtheil über Pestalozzi: „Christus, welcher die Starken zum Raube hat, herrscht fort und fort im tiefsten Herzen der Christen als Episcopus in partibus infidelium; auch in Zeiten, da ihr Glaube wankt, bleibt er ihnen treu." Konnte ein Pietist je so denken und schreiben?

den HErrn und stets aus unreinen, fleischlichen Absichten. Die Christenheit galt ihnen als Missionsgebiet; zwischen getauften Christen, die noch nicht lebendig genug sich erwiesen und nicht alle weltlichen Vergnügungen, namentlich Kartenspiel, Tanzen und Theaterbesuch vermieden, und zwischen Heiden wurde kein Unterschied gemacht [1]). — Streng in allem auf das Leben Bezüglichen, waren sie um so nachsichtiger bei Lehrabweichungen, und wenn sie auch noch an den Bekenntnissen festhielten, so wurden doch durch die unverhältnißmäßige Betonung einzelner Wahrheiten andere verdunkelt. Aus der Lehre vom allgemeinen Priesterthum, wonach jeder Christ den Weihrauch des Gebets darbringen, in Buße und Selbstverläugnung sich Gotte opfern und in der heiligen Schrift forschen soll, machten sie unvermerkt ein in sich widersinniges allgemeines Pastorenthum. Jeder Pietist hatte eine oberhirtliche Aufsicht über seine Umgebung, am meisten aber über die Geistlichen der Gemeinde; das maßlose Eifern gegen die Verderbniß des geistlichen Standes untergrub dessen Ansehen völlig. Nun kann man nicht von Einzelnen sagen, daß sie alle diese Züge des Pietismus an sich trugen, oder daß sie bewußt auf diese endliche Wirkung losarbeiteten, aber der Erfolg war denn doch, daß der Pietismus den Baum absägte, auf dem er selber saß, und während z. B. V. E. Löscher nur klagte, daß er einsam stehe im Kampfe für die Orthodoxie und keine jüngeren theologischen Streiter sich fänden, muß ein Magnus Friedrich Roos vielmehr jammern, daß die ganze Religion in eine seichte Moral verwandelt werde und das heranwachsende junge Volk sich nicht widerlegen oder zurechtweisen lasse, sondern ins Lager der Aufklärung übergehe. Der Pietismus hatte dem Rationalismus die Wege gebahnt, man könnte fast sagen, ihn aus sich herausgeboren.

Wer aber hätte im Anfang des Streits solche Folgen voraussehen mögen? es ließ sich ja vielmehr an, als würde der Pietismus die erste ausbrechende Verfolgung nicht überdauern. In Sachsen folgte nach jener angeordneten Untersuchung Schlag auf Schlag, in Leipzig wurden die letzten Ueberreste durch Carpzovs Pfingstprogramm 1691 niedergeschlagen [2]) und in demselben Jahr mußte Spener einen Ruf nach Berlin annehmen; Francke als Diaconus nach Erfurt berufen,

---

1) Ingens discrimen est inter homines baptizatos et non baptizatos. F. C. p. 675.

2) Carpzov, den die Pietisten für einen persönlichen Feind Speners ausgaben, weil er sich an dessen Stelle Rechnung auf die Oberhofprediger-Stelle gemacht, benutzte sogar seinen Einfluß als Rector im folgenden Jahre, um beim Landtag ein Edikt wider die Pietisten durchzusetzen, aber vergeblich.

wo er in Breithaupt einen gleichgesinnten Collegen fand, mußte etwas später eiligst die Stadt räumen. Schriften wie der „Unfug" und das „Ebenbild der Pietisterei" sollten den Sieg vollständig machen, als plötzlich das Blatt sich wandte. Durch Spener gewann die Partei am Berliner Hof die Oberhand, er bewirkte die Gründung der Universität Halle als Pflanzschule des Pietismus, Francke, Breithaupt und Anton wurden als theologische Professoren berufen, der Strom der studirenden Jugend wandte sich Halle zu; die Jugend ist ja stets leicht für das Neue zu gewinnen, besonders wenn es einem hohen Ziel gilt und der Weg durch Verfolgung führt.

Ein Jüngling muß die Flügel regen,
In Lieb und Haß gewaltsam sich bewegen.

Die Studenten, welche in Halle ihre Bildung empfingen, waren die besten Vorkämpfer, die Professoren hatten mehr zurückzuhalten als anzustacheln. Einen solchen Studenten sahen wir schon in Ziegenbalgs Leben eingreifen und den schlummernden Funken zu einem flammenden Feuer anfachen, das sogar an seinem Lebensmarke zehrte. Nun ist zwar das höchste Gut um die schönsten irdischen Gaben nicht zu theuer erkauft, aber wünschenswerth bleibt es doch, daß eine gesunde Seele in einem gesunden Körper wohne, und darum sahen wir mit Bedauern, wie des Jünglings Kraft zusammenbrach unter der großen Arbeit, den wissenschaftlichen Anforderungen der alten Schulmänner zu genügen und zugleich dem hochgetriebenen Ideal der Pietisten nachzujagen. Der dann folgende Unterricht Lange's in Berlin, der auf dem Wege war sich zum eigentlichen Streiter und Vorkämpfer der neuen Richtung auszubilden, war wohl geeignet, auch Ziegenbalg mit noch größerem Eifer und größerer Entschiedenheit zu erfüllen. Darum ging von da an sein Sehnen direkt auf Halle, mit wahrer Begeisterung wird er dort eingezogen sein.

Wie vortheilhaft stach hier alles ab von dem Leben der übrigen Universitäten [1]). Hohe Obrigkeit hatte aus vorsichtiger Veranstaltung solche Disciplin und Ordnung getroffen, daß ein ruheliebendes Gemüth nicht immer in Sorgen stehen durfte, von unruhigen Köpfen geschimpfet oder sonst angegriffen zu werden. Nach der Immatrikulation durften auch die jungen Studenten nicht ihre eignen Wege gehen, sondern mußten in einer Sitzung der theologischen Fakultät erscheinen,

---

1) Nachfolgende Schilderung ruht auf dem „Wahrhaftigen Bericht von dem jetzigen Zustand der löblichen theologischen Fakultät auf der weitberühmten Universität zu Halle." Ein Sendschreiben vom Juli 1702.

deren wöchentlich 2—3 nur um der Studenten willen gehalten wurden. Da fragte der Herr Dekan nicht nur nach Alter, Namen und Vaterland, nach den vorigen Studien nnd worauf man hinaus wolle, sondern auch nach der Wohnung, in welchem Wirthshaus man speise u. dgl., die Antworten aber wurden von einem dabei sitzenden Adjuncten genau aufgeschrieben. Dann ertheilte man dem jungen Studenten Rath, wie er sein Studium einrichten, welche Vorlesungen er hören solle, wie er sein ganzes Leben ordnen müsse. Um unbefangen rathen zu können, hielten die Professoren auch ihre Privatvorlesungen unentgeltlich, und zwar hatten sie sich so in die Arbeit getheilt, daß Breithaupt die Dogmatik mit den angränzenden Wissenschaften, Anton die historischen Fächer, wozu auch die friedfertige Polemik zählte, Francke die Neutestamentliche Exegese und praktische Theologie vertrat, so jedoch, daß er in der Exegese von seinen Collegen unterstützt wurde, während er dafür die ankommenden Studenten durch paränetische Vorlesungen in die Studien einführte. Professor Michaelis aus der philosophischen Fakultät las Hebräisch.

Zu Beginn der Vorlesung sprachen die Professoren ein kurzes, nachdrückliches Gebet. Im Vortrag ließen sie eine theologische Gravität von sich spüren und vermieden alle Ausdrücke, welche profan oder lächerlich scheinen möchten, weswegen man in ihren Collegien kein Geräusch oder Gelächter wahrnahm, wie etwa anderswo zum öftern von den Studiosen erreget ward. Auch setzten die Professoren selten ihre Vorlesungen aus, wenn sie sich auch wohl im Nothfall durch einen Adjuncten vertreten ließen. Wenn Jemand Rath und Anweisung in seinen Studien bedurfte, so konnten die Studenten immer offenen Zugang bei den Professoren finden, auch in die bestimmten Fakultäts-Sitzungen gehen, wohin sonst die Säumigen vorgeladen wurden. Dazu kamen noch andere für Theologen nicht zu unterschätzende Umstände. Allsonntäglich predigte Vormittags Dr. Breithaupt, Nachmittags abwechselnd Anton und Francke, in der Kirche zu Glaucha wurden jeden Abend und Morgen die Kinder aus den Franckeschen Stiftungen katechisirt, wie auch in diesen Stiftungen dem, der sich im Unterrichten üben wollte, genugsame Gelegenheit nebst einer Beihülfe zu seinem Unterhalt geboten wurde.

Die schönste Versammlung erbaulicher Art aber hatte ohne Zweifel Dr. Anton eingerichtet. An Sonntagen und Festtagen von 5—7 hatte er eine Anzahl junger Theologen bei sich in seiner Wohnung, doch fanden sich auch Studenten anderer Fakultäten und sonst Gebildete ein. Der Anfang wurde gemacht mit einem geistlichen Lied, nach

dessen Beendigung der gerade Vortragende in herzliches Gebet verrichtete. Darauf gab Dr. Anton als Präses eine kurze Einleitung zu dem Vortrag; in diesem nun wurden mancherlei Gegenstände nach einander durchgenommen, die apostolischen Briefe, Christi Leben nach den vier Evangelien, Leben der Apostel oder sonstiger Heiliger und anderes. Zum Schluß nahm der Herr Präses wieder das Wort und brachte seine Gedanken bei, den Vortrag ergänzend und verbessernd. Dann fügte gewöhnlich einer der andern Herren Theologen oder sonst ein christlicher Freund geistlichen Standes, wie denn immer angesehene Fremde sich einzufinden pflegten, ein Wort der Ermahnung hinzu. Eine Zeitlang las darauf der Herr Präses noch merkwürdige Stellen aus Luthers Kirchenpostille vor; zur Zeit als unser unbekannter Gewährsmann, der sich besonders über diese Einrichtung offenbar nach eigener Erfahrung begeistert ausläßt, Halle verließ, war man unter den Psalmen grade zum 119. vorgeschritten. Zuletzt wurde mit einem Gebet des Herrn Präses und einem Liede geschlossen, beim Fortgehen aber wurde in ausgestellte Becken noch eine kleine Steuer für arme Studirende gelegt. Schöner konnte der Sonntag-Nachmittag wohl nicht gehalten werden. Die Studenten waren jedoch nicht nur unter Anleitung der Professoren selbstthätig, sondern auch auf ihren Stuben kamen mehrere zusammen und lasen gemeinsam die Schrift und sangen.

In diese Kreise nun trat Ziegenbalg ein, er wollte keinen andern Umgang haben, als der ihn immer tiefer ins Wort einführe. Täglich vereinigte er sich mit seinen Freunden zu gemeinsamer Arbeit, zweimal wöchentlich hatten sie Zusammenkünfte erbaulicher Art. Einen aus dieser Freunde Zahl kennen wir mit Namen, den später häufig zu nennenden Christian von der Linde, welchen Ziegenbalg wahrscheinlich schon gelegentlich seiner Rundreise auf den unterschiedlichen Universitäten geworben hatte; ein anderer muß sein späterer Amtsgenosse Heinrich Plütschau gewesen sein. Ziegenbalg hat offenbar nichts bei solchem Studentenleben vermißt, und doch sollte man meinen, eins fehlte noch; wenigstens Luthers Ideal hatte man nicht ganz getroffen. Luther hielt ja Freude und Ergötzen jungen Leuten so hoch nöthig als Essen und Trinken. Er empfiehlt den Studenten Musica und Ritterspiel mit Fechten und Ringen, unter welchen das erste die Sorge des Herzens und melancholische Gedanken vertreibe, das andere feine geschickte Gliedmaß am Leibe mache und ihn bei Gesundheit erhalte.

Ob es durch diesen Mangel im dortigen Studentenleben gekommen oder ob die übelberüchtigte ungesunde Lage [1]) Halle's das Ihrige

1) „An der Gesundheit mögen etwan am ersten Schaden leiden diejenigen,

beigetragen hat, genug Ziegenbalgs Aufenthalt dort sollte nicht lange dauern. Er genügte eben nach Gottes Rathschluß ihm Freunde und Helfer fürs Leben zu werben und an den hohen Glaubensvorbildern dort seinen Glaubensmuth zu entzünden. Dann setzte ihn sein Erzieher an einen andern Ort.

„Ich mochte sein wo ich wollte, so folgte mir allenthalben das liebe Kreuz nach", das konnte Ziegenbalg in Wahrheit auch von seinem Halleschen Aufenthalt sagen. Täglich, ja stündlich hatte er große Schmerzen zu leiden und nach der Aerzte Ausspruch durfte er sich auch gar keine Hoffnung machen, einmal davon befreit zu werden, und das leibliche Leiden griff auch das Gemüth an. Seit vier Jahren, seit der Zeit seiner gründlichen Bekehrung war ja all sein Thun und Lassen darauf gerichtet gewesen, einmal Gott zu Ehren und dem Nächsten zum Heil ein kirchliches Amt zu verwalten, keine Mühe, keinen Fleiß hatte er gespart, sich darauf vorzubereiten — und nun schien der HErr durch die anhaltende Krankheit ihm zu zeigen, daß Er seinen Dienst nicht brauchen wolle. Seit seinem Abgang von Berlin hatte er sich mit solchen Gedanken getragen, ein ganzes Jahr lang hatte es ihn umgetrieben wie ein Mühlrad, täglich warf er vor Gott sich nieder mit demüthigem Gebet um Gewißheit und Entscheidung, es wogte in ihm auf und nieder, ein Ringen und Kämpfen ohne Ende. Allmählich kommt es zur Entscheidung, er will verzichten auf alle weltliche Wissenschaft, mit der es doch zumeist nur auf eigene Ehre abgesehen ist; um ordentlich und nothdürftig sein Brot zu essen, will er die Oekonomie lernen und dann den väterlichen Acker bebauen; auch in solchem Stande kann er ja Gottes Namen verherrlichen und dem Nächsten im Geistlichen dienen. Zu Michaelis muß er also scheiden von dem lieben theologischen Studium, das Herz will ihm brechen, er diente so gern am Hause seines Gottes, müßte er auch der Thür hüten, nach dem allergeringsten

---

welche aus Oberteutschland herkommen und an Luft und Wasser eine ungewohnte Aenderung erfahren, da hingegen die aus den Niedern Ländern hinziehenden dergleichen Beschwerung wenig fühlen. Ich halte aber dafür, wann ein neu angelangter Studiosus gleich Anfangs einen des Orts kündigen Medicum oder sonsten einen verständigen Freund consuliret, wie er sich in der diaet in Acht zu nehmen habe, (sonderlich wann er dem Leib die nöthige Bewegung und zulänglich Getränk giebet, auf daß das Geblüt nicht in eine Erdickerung gerathe) so solle er unter Gottes Gnade wohl gesund bleiben. Allein, wo des Höchsten Rath findet, daß eine Leibes-Unpäßlichkeit zur Reinigung der Seelen verträglich sei, damit nämlich, wer am Fleisch leidet, zu sündigen aufhöre, so wird man christlich in Gottes Willen sich zu ergeben wissen." S. „Wahrhaftiger Bericht" S. 24.

Amt im Weinberge des HErrn steht sein Sehnen. Ein Weg ist ihm noch offen, er will wie in frühern Zeiten erfahrene Gottesmänner um Rath fragen, diesmal will er sich vertrauensvoll an den Abt Breithaupt wenden, vielleicht weiß er einen kleinen Dienst oder räth ihm, noch einmal zur Genesung nach Hause zu reisen.

Der ehrwürdige Lehrer, nachdem er Ziegenbalgs Brief gelesen, ließ ihn zu sich kommen und suchte ihn aufzurichten, und als Ziegenbalg auch selbst sich tröstete, vielleicht finde sich einmal in weiter Ferne ein Plätzchen, so ging der Herr Abt begierig darauf ein, von Halle würden ja weither Lehrer erbeten, und dann wie in Vorahnung des künftigen Missionsberufes des jungen Studenten, sprach er das denkwürdige Wort, welches diese Stunde für Ziegenbalg so unvergeßlich machte und welches gewiß seitdem in mehr als Eines Theologen Herz zum Stachel für den Missionsdienst geworden ist: „Wenn man Eine Seele unter jenen fremden Völkern rechtschaffen zu Gott führt, so ist solches eben so viel, als wenn man in Europa hundert gewinnt, indem diese täglich genugsame Mittel und Gelegenheit zu ihrer Bekehrung haben, jenen aber diese mangeln.“ Seitdem stand es fest bei Ziegenbalg, einen Ruf in die Ferne anzunehmen, und seines Berufs ist er niemals wieder ungewiß geworden. Als bei Schluß des Semesters sein Gesundheitszustand eine Ortsveränderung erheischte, wollte ihm Francke zeigen, daß er doch auch schon einen kleinen Dienst im Reiche Gottes versehen könne und verschaffte ihm eine Privatstellung in Merseburg. Damit, und dies ist ein nicht unwichtiges Ergebniß, endigt Ziegenbalgs Universitätslaufbahn, er ist überhaupt nur ein halbes Jahr aktiver Student gewesen und hat demnach nach deutschen Begriffen eine regelrechte Universitätsbildung eigentlich nicht genossen. Sein Studiengang ist vielmehr ganz derselbe wie noch jetzt bei den meisten schwedischen Theologen, die mit ihrem Abgang vom Gymnasium Studenten werden, wenn sie auch nicht sogleich die Universität beziehen, sondern vielleicht eine Hauslehrerstelle annehmen, und die auch späterhin, wenn sie ein Semester studirt haben, alsbald in irgend einer Stellung das Gelernte wieder verwerthen, bis sie durch Bestehung des Examens die Studentenzeit abschließen.

Eine ähnliche Verbindung von Theorie und Praxis scheint damals bei den Halleschen Theologen nicht ungewöhnlich gewesen zu sein; die Häupter des Pietismus brauchten ja allerdings viel Leute, denn wo nur im Geringsten eine Thür sich ihnen zu öffnen schien, wurde auch gleich einer ihrer Jünger placirt, und wäre es auch zunächst nur in einer ganz bescheidenen Privatstellung gewesen; die Hauslehrer in

adeligen Häusern und die Privatlehrer in den Städten spielen ja eine große Rolle bei Verbreitung des Pietismus [1]).

Wir haben also jetzt von der praktischen Thätigkeit des eben erst zwanzigjährigen jungen Studenten zu reden. Er selbst beschreibt uns Merseburg als einen Ort, wo der Satan der Pietät, auf deutsch dem Pietismus, sehr feind sei. Seine eigentliche Aufgabe war zwar zunächst nur die Kinder einiger Privatleute zu unterrichten, doch er steckte sich gleich sein Ziel weiter, als er die äußeren Umstände seinen Ideen günstig fand. Seine Wohnung erhielt er zwar bei einem einfachen Bürger, Namens Hartmann, aber die Häuser, in welche er sonst Zutritt hatte, gehörten zu den angesehensten der Stadt: der Syndicus und der Kammercommissar, auch der Secretair Licentiat Saltzmann, und andre stille, fromme Seelen erkannten bald den Geistesverwandten

---

1) Mit welcher Absichtlichkeit der Pietismus sich dieses Mittels zur Verbreitung benutzte, beweist auch eine Notiz aus einem Briefe des Inspectors Neubauer an Hofprediger Böhme in London: „Der Herr M. Cramer ist dem Herrn Professor Francken bekannt als einer, der das in Jena unter den Studiosis angefangene Gute fortsetzet, welches originem hat von H. M. Stoltens Anweisung, welcher durch Herrn Buddäi Hinkommen aufgeholfen worden. Zuvor hat man in Jena keinen einigen zu finden gewußt, der nützlich gebraucht werden könnte. Herr M. Stolte griff es an, konnte aber nicht aufkommen, bis H. Buddäus hinkam, als da es recht anging, so daß als der Prof. Francke darauf einst dahin kam und ein und ander Studiosus sich meldete, so de statu animae suae mit ihm zu reden verlangte und er nachfragte, ob sie mehrere von solcher Beschaffenheit kenneten, diese kurz darauf selb 30 wieder kamen, die ihre Knie mit ihm beugten. Nachdem in folgender Zeit ein großer Druck über diesen guten Samen ergangen, in welchem es der Feind so weit brachte, daß H. M. Stolte anders wohin gehen mußte (dahin ihn doch Dux Binariensis, qui causae favebat contra reliquos Principes, honeste evocirte und ins Pfarramt setzte), haben 3 Studiosi, unter welchen Cramer, in diesem Ernste continuirt und einige Häuser gemiethet, die sie mit guten Studiosis besetzet, um nicht von liederlichen Burschen in guten Uebungen gestört zu werden. 2 von ihnen stehen nun schon in Bedienungen, H. Cramer aber führet das Werk nebst einem Poppo im Segen fort. In den Feiertagen kommen manche von denen erweckten Studiosis nach Halle und stärken sich durch die erbaulichen Predigten und Conversation. Einige setzen auch hier ihre studia fort. Jena hat bisher in manchem casu die Zwickmühle sein müssen, wenn ein Informator an einen Ort gesollt hat, da man zwar einen guten Menschen hat haben wollen, derselbe aber doch nicht von Halle hat dürfen wegen ein und andrer Anverwandten genommen werden, als auf welchen Fall einer von Jena dahin verschrieben worden, H. Prof. Francke hat seinen Sohn, da er selbigen gern auch andere Universitäten besuchen lassen wollte, vor andern nach Jena geschickt."

und schlossen sich ihm an. Es dauerte nun nicht lange, so waren schon erbauliche Zusammenkünfte eingerichtet. Eine größere Thür that sich auf, als einige Gymnasiasten ihr Verlangen nach einer Bibelstunde oder, gemäß dem pietistischen Sprachgebrauch, Collegium biblicum kund gaben, mit denen dann außer der Schrift auch Freylinghausens Theologie tractirt wurde. Diese Erfahrung machte Ziegenbalg in seinem Entschlusse, Ostern 1704 nach Halle zurückzukehren, wieder wankend: „Wenn ich zwar nur allein auf die äußerliche Bequemlichkeit und leibliche Verpflegung sehen wollte, so hätte ichs ganz nicht von Nöthen, daß ich meine jungen Jahre, darinnen ich mich sonst zu etwas Bessern könnte tüchtig machen lassen, mit dem sonst sehr beschwerlichen Unterrichten zubringen müßte [1]) und bedürfte also hierin ganz keiner Ueberlegung. Meine Leibesconstitution anlangend, weiß ich gleichfalls nicht, ob solche in Halle nicht ebenso wohl als allhier durch eine gute Diät kann in Acht genommen werden, ohne daß ich durch das stete Dociren und Catechesiren eine merkliche Erleichterung verspüre." Schließlich fügt er noch hinzu, daß er wenig Zeit finde, die allgemeineren Wissenschaften (humaniora) zu treiben, und bittet nun Prof. Francke, dessen Rath er unzweifelhaft als Gottes Willen ansehe, um Entscheidung, ob bleiben oder gehen.

Heutigen Tages möchte wohl kein Lehrer, welcher theologischen Richtung er auch angehört, einen Augenblick sich über die zu gebende Antwort besinnen, daß die Dienste, welche er jetzt leisten könne, in keinem Verhältniß stünden zu seiner späteren Wirksamkeit, wenn er jetzt ordentlich lerne statt zu lehren; er möge also zurückkehren nach Halle und für Merseburg werde man in anderer Weise zu sorgen suchen. Nicht also A. H. Francke. Seinem umgehend ertheilten väterlichen Rath, zu bleiben, gehorsamt Ziegenbalg aus Versicherung göttlichen Willens und in Ansehung, daß durch geringe Werkzeuge in göttlicher Kraft allda noch könnte zu vielem Guten der Weg gebahnt werden. Eigentlich sollten wir nicht von Gehorsam reden, denn in dem ganzen, äußerlich so demüthig gehaltenen Briefwechsel mit Francke,

---

1) Halle war zwar als ein theurer Universitätsort verschrieen, aber was in jenen Zeiten theuer hieß, kann man aus einem Brief des Waisenhausinspectors Neubauer vom April 1714 sehen, worin er dem Hofprediger Böhme in London auf Befragen mittheilt, was ein Student in Halle gebrauche: „Ein armer Student, der sich schlicht hält in der Kleidung, eine mittelmäßig gute Stube selbander hat, und nichts auf Extra-Bier und Caffe wendet, kann Bette, Wäsche, Holz, Licht, Stube, Kleidung, Papier und nothwendig erforderte Bücher mit dreißig Thalern im Jahr gar wohl halten. Ihrer viele wenden nicht so viel darauf."

ist es doch immer Ziegenbalg, der selbst die Entschlüsse faßt und Pläne macht, die er dann aber bescheiden zum Ausschlage vorlegt. So ist der Entschluß nach Berlin zu gehen, offenbar in ihm selbst zuerst entstanden, aus eigenem Entschluß kehrt er nicht dahin zurück, sondern wählt nun Halle. Ein Jahr lang hat er mit Zweifeln gekämpft, ob er nicht die Theologie aufgeben sollte; erst als ihm die verschiedenen denkbaren Fälle klar vorliegen, wendet er sich an Breithaupt und aus seinem Briefe kann man deutlich herauslesen, welche Entscheidung er wünschte, mit dem geringsten Dienst erklärt er sich zufrieden, und in der darauf folgenden Unterredung kommt er selbstständig darauf zu sprechen, ob er nicht in fremden Ländern gebraucht werden könnte. Gleiche Selbstständigkeit und Energie sehen wir ihn in Merseburg entfalten.

Die Regung der Gemüther nahm zu, immer mehr Personen wurden zur Aufnehmung der Wahrheit erweckt, die Zahl der zu unterrichtenden Kinder stieg auf achtzehn [1]). Der junge Student fühlte, daß bei allem Fleiß für ihn das Werk zu umfangreich und zu schwer zu werden begann, so entschied er sich einen treuen Studenten als Gehülfen anzunehmen. Anfang März ist er in Halle, deshalb mit

---

1) Einem aus ihrer Zahl, dem späteren Candidaten Heinrich Milde, verdanken wir die Erhaltung vieler Nachrichten aus Ziegenbalg's Leben. Milde muß irgend eine Stellung bei den Franckeschen Stiftungen bekleidet haben. Im Jahre 1720 besuchte er von Halle aus seinen alten Lehrer von der Linde auf seiner Pfarrei und fand dort viele Briefe Ziegenbalg's, welche er zu Prof. Franckes großer Freude mit nach Halle brachte. Ich habe vor mir in einem Quartband die ältesten Missionsberichte zusammengebunden mit pietistischen Streitschriften, mit manchen interessanten Ergänzungen und Bemerkungen von Milde's Hand. Milde war auch ein naher Freund des späteren Missionars Pressier und es ist in einem Briefe an ihn, wo sich ein für Pressiers confessionelle Stellung nicht unwichtiger Passus findet. Milde hatte gelegentlich der Jubelfeier 1730 eine Schrift Excitatio saecularis verfaßt und seinem Freund zugeschickt. Pressier dankt und schreibt: „Die Sache selbst, die theure Bekenntniß, die damals zu Augsburg öffentlich geschehen, ist ja wohl werth, daß man ihrer gedenke, davon rede, schreibe und Gott darüber lobe. Es ist uns auch Herrn Saligs Historie der Augsburgischen Confession übersandt worden, in dem Buche lese ich noch mit Vergnügen. Eine Zeitlang hatte ichs auf dem Tisch, darauf ich esse, liegen und brauchte es als Confect zwischen dem Essen (man möchte freilich die Zukost mehr gewürzt wünschen), aber ich verdarb mir die Augen damit, darum muß ich nun andere Nebenstunden zu dergleichen Sachen suchen.“ Es ist überhaupt bezeichnend, daß grade gelegentlich dieser Jubelfeier in Augsburg selbst und an andern Orten große Collecten grade für die Mission gesammelt wurden.

Francke Rücksprache zu nehmen; er findet ihn nicht, aber sein Freund Christian von der Linde, mit dem er nunmehr schon ein Jahr in genauer Bekanntschaft und im Geist vereinigter Liebe gestanden, ein gottseliger und auch in den allgemeinen Wissenschaften wohl bewanderter Student, entschließt sich zunächst mit ihm nach Lauchstädt und Gräfendorf zu reisen, dort einige Seelen aufzumuntern, und von da kommt er auf etliche Tage mit nach Merseburg, im dortigen Freundeskreis sich zu erbauen. Es gefällt ihm so wohl dort, daß er nirgends meint seine Gaben besser und fruchtbarer verwerthen zu können, und nur nach Halle zurückkehrt, um sein Gepäck und Francke's Einwilligung zu holen.

Mit Anfang des neuen Semesters zog Linde in Merseburg ein, von Ziegenbalg mit den schönen Worten begrüßt: Nun der HErr HErr wolle dich mit Kraft und Weisheit aus der Höhe ausrüsten, und mit reichem Segen und freudigem Muthe zu uns kommen lassen, auf daß sein heiliger Name auch an diesem Orte durch geringe Werkzeuge möge herrlich gepriesen und sein Reich auf alle Weise vermehrt werden. Es folgten nun einige köstliche Monate. Der eigentliche Zweck ihrer Arbeit, viele Seelen aus dem Sündenschlafe zu erwecken, nicht zeitliche Ehre oder fleischliche Gemächlichkeit zu suchen, wirkte schon beseligend und erhebend. Sie hatten die Kinder unter sich getheilt und unterrichteten gesondert, Mittwochs und Sonnabends aber wurde die Schaar vereinigt und von den Lehrern abwechselnd catechesirt, wobei dann auch die Eltern zugegen sein konnten. Auf Fleisch und Blut gesehen wäre Ziegenbalg gern recht lange an diesem Ort geblieben, aber in Halle erkannte man seine Bedeutung und verschaffte ihm zur Ausrichtung einer speciellen Mission einen Ruf nach Erfurt: während er in Merseburg sich die Kinder erst hatte sammeln müssen, wurden ihm dort gleich zwanzig angeboten. Wer sich erinnert, wie einst die Väter des Pietismus schmählich aus dieser Stadt verjagt waren, wird es begreiflich finden, daß ohne lange Ueberlegung Ziegenbalg Anfang Juli dahin übersiedelte, um zu versuchen, ob er gemäß dem Zweck seiner vertraulichen Sendung neben seiner nominellen Aufgabe die pietistischen Versammlungen wieder aufrichten könne. Die Merseburger behielten ja den treuen Linde, für den schon leichter ein Gehülfe zu finden war, als ein Pionier für Erfurt.

Sein treuer Freund v. d. Linde gab ihm ein gutes Stück Wegs das Geleite, und ehe sie aus einander gingen, machten sie unter freiem Himmel noch den Bund, „Beide in der Welt nichts Anderes suchen zu wollen als die Verherrlichung göttlichen Namens, die Ausbreitung des

göttlichen Reiches, die Fortpflanzung der göttlichen Wahrheit, das Heil ihres Nächsten und die stete Heiligung ihrer eignen Seelen, sie möchten auch in der Welt sein, wo immer sie wollten, es möchte ihnen auch noch so viel Kreuz und Leiden deshalb begegnen."

Beide sind diesem Bunde treu geblieben, es fehlte Keinem an Kreuz und Leid, auch Linde nicht, dem im October schon das Consistorium die sonntäglichen Versammlungen verbot; in den Häusern sich zu besuchen und zu stärken konnte es freilich nicht verbieten. Linde harrte unter mancher Schmach aus auf seinem Posten, obschon ihn äußerlich nichts halten konnte, da auch seine Principalin, die Frau Syndicus Brunner, schwer erkrankte. In den Freistunden saß er dann an ihrem Bett und tröstete die schwer Angefochtene, bis sie selig entschlief, auch von Ziegenbalg tief betrauert, der eine Wohlthäterin in ihr verehrte.

Mit diesem kurzen Bericht sind wir jedoch dem Lauf der Ereignisse vorausgeeilt. Mit großem Eifer suchte Ziegenbalg das in ihn gesetzte besondere Vertrauen zu rechtfertigen, und er brachte wirklich einen Gemeinschaftssinn in die Erfurter pietistischen Kreise. Sonst läßt sich von seinem dortigen Aufenthalte, wo er ja außerdem nur seine Merseburger Thätigkeit fortsetzte, weiter nichts sagen, als daß er kam und — ging. Mitte August schrieb er an Linde, daß das malum hypochondriacum in einem noch nie dagewesenen Grade bei ihm ausgebrochen sei und ihm Alles verbittere. Die dortigen Freunde ließen es an keiner Pflege pflegen, er selbst schonte sich möglichst, kaum daß er Abends aufstand, einen Brief zu schreiben. Je mehr Schonung und Pflege, desto ärger wird das Uebel [1]). Vierzehn Tage sieht er es noch mit an, dann flieht er gleichsam davon, hin nach Pulsnitz, kaum daß er sich Zeit nimmt, es an Linde zu melden und folgendes bei aller Kürze characteristische Schreiben „an alle Gott von Herzen suchenden Freunde in Merseburg" beizulegen: „Immanuel! 2 Joh. V. 8. Sehet euch vor, daß wir nicht verlieren, was wir erarbeitet haben, sondern vollen Lohn empfahen. — Hiermit habe ich Sie mit Kurzem ihrer Schuldigkeit erinnern und ihnen nochmals meine herzliche Liebe zu erkennen geben wollen, mit Versicherung, daß ich alle Wege sein und bleiben werde Derer zu Gebet und Liebe verbundener Batholomäus Ziegenbalg." An Prof. Francke kam erst andert-

---

1) Siehe den ganzen Brief, der eine sehr schöne und genaue Schilderung des Erfurter Aufenthalts gibt Urkunde Nr. 3.

halb Monate später ein Brief, solche schnelle Veränderung, die fast wie Ungehorsam erscheine, zu entschuldigen.

Gleich zu Anfang der Krankheit hatte er an Linde geschrieben: „Der liebe Gott dürfte unterdessen vielleicht mit mir etwas Besseres vorhaben," und als er wirklich abreisen muß, heißt es mit gleicher Ergebung: „Der HErr HErr richte es Alles nach seinem heiligen Wohlgefallen und lasse mich hierunter seinem heiligen Willen gehorsam sein." Dem lieben Leser ist indessen das malum hypochondriacum schon zu einem alten Bekannten geworden, der sich immer zu recht passender Zeit und bei der passendsten Gelegenheit einstellt und wieder fortzieht, wenn die Botschaft ausgerichtet ist. Ziegenbalgs Zeit ist kostbar, und er darf an jedem Ort nur so lange bleiben, bis er seine Lection gelernt hat. Was er in Merseburg und Erfurt hatte lernen sollen, liegt ja auf der Hand, nämlich mit Kindern umzugehen und sie zu unterrichten, wie er denn gleich im Beginne dieses Abschnittes mit Wahrheit sagen konnte, daß ihm das tägliche freie Vortragen und Unterrichten auch in der Theologie merklichen Nutzen bringe. Wenn er später in seiner Schrift vom gottgefälligen Lehrstand es als Hauptbedürfniß der Kirche hinstellt, daß die Prediger auch zu wohlerfahrenen Katecheten ausgebildet würden, welche auf eine leichte Art und Weise der Jugend die Fundamente der christlichen Lehre beizubringen wüßten und die schwersten Materien der heiligen Schrift mit ganz leichten Fragen vorstellen und erklären könnten: so spricht er ja damit nur aus, was er auf dem Missionsgebiet in verstärktem Maße erfahren hatte. Der Gewinn des letztverflossenen Jahres in der Missionsschule des HErrn kann demnach nicht als gering betrachtet werden, wollten wir auch ganz von den nächsten Erfolgen absehen. Ihm ist das Zeugniß der Reife für die höhere Klasse ertheilt, verfolgen wir nun weiter seine Fortschritte und seine Führung, achten auch etwas auf die Unterrichtsgegenstände.

Noch sind nicht zwei Monate verflossen, am 22. October schon, sendet er an Linde ein Gratulationsschreiben wegen der in Merseburg vom Consistorium verhängten Verfolgung [1]). Er freut sich, daß es

---

1) Als Beispiel damaliger Edikte stehe hier eine Stelle aus einem herzoglichen Befehl vom Jahr 1714 wider die verdächtigen Betstunden in Jena: „Wir wollen dahero, daß alle, die solche Versammlungen hinkünftig halten, oder in ihren Häusern, ohne geschehene Anzeige bei Unserm Consistorio oder weltlicher Obrigkeit wissentlich dulden oder sonsten Unterschleif mit verdächtigem Informiren der Kinder gestatten, als auch diejenige, so selbige besuchen,

nunmehr so weit gekommen ist, wäre wohl am liebsten selbst dort, nun sendet er wenigstens kräftigen Trost: „Der liebe Bruder verhülle sich nur in die Verheißung Gottes und lese dabei zu seiner Aufmunterung in der Apostelgeschichte; unter dergleichen Verfolgungen wird ihm das Wort Gottes recht herrlich und lebendig aufgeschlossen werden und zur Erfahrung gebracht, aus was Grunde die heiligen Apostel so viel Rühmens machen von dem Kreuze Christi.“ Das klingt schon gar nicht wie von einem Kranken, noch mehr wird man über die Fortsetzung staunen: „Was mich anlanget, so bin ich zwar täglich dahin bemüht, wie ich allhier in der Kraft Gottes einigen Nutzen schaffen möchte, habe es auch schon so weit gebracht, daß wir alle Abend von sieben bis neun Uhr auf der Schule ein Collegium Biblicum halten: die meiste Zeit aber wende ich auf die tägliche Verbesserung meiner eigenen Seele und suche selbe in ihre rechte Ruhe einzuführen.“

Kein Wort von seiner Krankheit, in der That, das Stübchen und die Pflege bei Martin Hahn, dem Zimmermann am Oberthor, müßten Wunder gewirkt haben, oder die Krankheit war wirklich nur in des HErrn Hand gleich einem Wegweiser. Und ein solcher Eingang in so kurzer Zeit! Nicht nur in Pulsnitz, auch in weiterer Umgegend fand Ziegenbalg solche christlichen Freunde wieder, wie er sie in Merseburg und Erfurt hatte verlassen müssen, am meisten im nahen Städtchen Königsbrück, wo auch die Gelehrten sich ergriffen zeigten.

Mit großer Freude berichtet er von den Wundern, die er dort geschaut. Ein geringer Buchbinder, Zeuner mit Namen, hatte das Feuer dort in Königsbrück entzündet. Die Geistlichen zwar setzten sich dagegen und suchten zu löschen, fachten aber das Feuer nur noch mehr an. Die Freudigkeit der Freunde wuchs, „also daß, da der Diaconus daselbst in einer Predigt greulich auf sie gelästert hatte und ihnen gedrohet, daß man sie noch mit Steinen aus der Stadt werfen würde, so setzt sich der Buchbinder nach angehörter Predigt hin und macht ein Lied“, so schön, daß es Ziegenbalg zur Aufmunterung den Brüdern in Merseburg zuschickte. Selbst die gnädige Herrschaft auf dem Schlosse,

---

mit einer empfindlichen Geld- oder andern Strafe ohne Ansehen der Person beleget werden sollen. Wobey aber einem jeden in seinem eigenen Hause frey gelassen bleibet, nebst fleißiger Besuchung des öffentlichen Gottesdiensts und dabey angeordneten Betstunden, vor sich und mit seinen eigenen und seine Familie constituirenden Hausgenossen jedoch ohne Zuziehung Fremder seine Privat-Andacht zu haben, wobey aber verdächtige Gesang- und andere Bücher wegzulassen.“

eine Gräfin von Schellendorff, war durch den geringen Mann auf rechten Weg gebracht und wechselte täglich mit ihm Briefe. Ziegenbalg erhielt auch öfter Einladungen von der Gräfin und es mag wohl durch seinen Einfluß geschehen sein daß sie sich entschloß, zu den beiden Ortspredigern noch einen dritten, „einen aufrichtigen Pietisten," auf eigene Kosten zu berufen. So wenigstens erklärt sich in etwas die große Feindschaft der beiden bisherigen Prediger gegen ihn, die so weit ging, daß sie den Buchbinder schon deshalb hart verklagten, daß er nur verstohlen in der Nacht beim Abschiede zu ihm gesagt hatte: Gott segne Ihn. Seitdem ist in jedem Briefe von Königsbrück die Rede. Die Dinge nahmen auch dort eine immer wunderlichere Gestalt an, als nun der neue Prediger wirklich anzog.

Wahrscheinlich würden die Pietisten sich auch nicht ganz ruhig verhalten haben, wäre an einen Ort, wo sie bisher allein geherrscht, ein orthodoxer Prediger besonders gegen sie berufen worden. Es ist ja freilich nicht zu läugnen, daß sich in jener Zeit die meisten wahrhaft frommen Seelen zu den Pietisten schlugen, weil sie dort aufrichtige Liebe zum HErrn fanden, aber es bleibt doch auch wahr, daß die Pietisten bald als geschlossene Partei mit ziemlich bedenklichen Eigenthümlichkeiten auftraten, und daß sie in so schroff absprechender Weise wie kaum ähnliches in der Kirche gewesen, das Hangen an ihrer Partei mit der Zugehörigkeit zum HErrn identificirten. Genug in Königsbrück brach der Kampf so heftig aus, daß Ziegenbalg die Absetzung beider Pastoren von der Gräfin wegen ihres greulichen Lästerns als möglich meldet, nach dem, was weiter von dieser Dame dann berichtet wird, allerdings wohl glaublich: „Man kann Gott nicht genugsam danken, daß Er die gnädige Gräfin zeither so gar eifrig gemacht hat, die erkannte Wahrheit auch unter ihren Unterthanen bekannt zu machen, also, daß sie nur neulich die ganze Stadt hat zu sich kommen lassen und ihnen durch freundliches Vermahnen gezeiget, wie aufrichtig Sie es mit ihrer Seelen Wohlfahrt meine, zu ihnen sagend, daß Sie dermaleins eben so wohl von ihren Seelen Rechenschaft geben müsse, als ihre Prediger [1])." Wir mußten dieser Erweckung hier gedenken, nicht

---

1) Hiermit vergleiche man nun die ursprünglich zu Gunsten der Pietisten aufgestellten und von ihnen auch wohl ausgenutzten Sätze des Juristen Thomasius: „Die Pflicht eines Fürsten ist es, den äußern Frieden zu erhalten, nicht aber seine Unterthanen tugendhaft zu machen, viel weniger für ihre Seligkeit zu sorgen. Seine Pflicht bei Führung des Kirchenregiments ist deswegen nicht die reine Lehre zu erhalten, sondern zu verhindern, daß theologische Streitigkeiten

nur weil Ziegenbalg eine Zeit lang diesem Kreise so nahe stand, sondern weil diese Freunde ihm übers Meer hin treu geblieben sind und weil sie aus seinen persönlichen Freunden zu Missionsfreunden wurden, wie denn die Gräfin auf einmal in bedrängter Zeit 300 Thaler der Mission zuwendete und sonst jedes Jahr eine bedeutende Summe zahlte. Daß die Freunde des HErrn, selbst nach Ziegenbalgs engem Maß gemessen, in seinem lieben Heimathlande nicht so selten waren, wie er wohl früher gedacht, erfuhr dieser auch auf einer Reise nach Dresden: „Ich war vor wenig Tagen in Dresden, schreibt er unterm 27. März 1705 an Linde, und habe daselbst den Herrn M. Philippi in der Sophienkirche zweimal predigen hören, welcher fast eben die Gaben und Freimüthigkeit hat, die göttliche Wahrheit ungescheuet vorzustellen als Herr Professor Francke, also daß ich mich nicht genugsam habe darüber verwundern können, daß sie daselbst die derbe Wahrheit so vertragen können. Die Königin selbst fährt allezeit in seine Predigten und hat ihm ein gewiß Geld gegeben, daß er die Fastenzeit über alle Wochen eine Predigt mehr thue".

Es wird Zeit, daß wir von unserm Umherschweifen etwas ablassen und genauer hören, was denn der Prophet in seinem engsten Vaterlande in Pulsnitz gilt. Sollte es dort nur Anerkennung geben, gegen die sonst allgemeine Erfahrung? Und werden wir nicht noch von einer neuen Thätigkeit hören, da die bisherige doch einer Wiederholung des schon Gelernten viel ähnlicher sieht als einer neuen Lection? Ich habe es oben nur verschwiegen, um nicht gleich mit der Thür ins Haus zu fallen. Jener Zulassung der Bibelstunden war schon die Gestattung der Kanzel vorangegangen, Predigen war in Pulsnitz seine Hauptarbeit, oder um die akademischen Ausdrücke zu gebrauchen, da wir es noch mit einem Studenten der Theologie zu thun haben, der sich auch selbst damals stets als solcher bezeichnet, er war ins homiletische Seminar gekommen, und um einen Recensenten für seine Predigten zu erhalten, brauchte er nicht flehend die Schaar seiner Freunde zu durchwandern, Recensenten fanden sich von selbst ungebeten ein.

---

den äußerlichen Frieden zu turbiren, zu verbieten, daß ein Irrender aus der Gemeinde gestoßen werde, zu verhindern, daß wenn jemand von der bisherigen Schrifterklärung abgeht, das Ministerium ihn darüber nicht beschwere. Er hat den Vorsitz bei den Synoden, damit nicht hitzige Köpfe die äußere Ruhe stören und Toleranz ist sein vornehmstes Regal. Stahl, Kirchenverfassung. 2. Aufl. S. 18. Das Angesicht des Pietismus ist wechselnd nach den jeweilig vorwaltenden Interessen.

Es scheint, daß er fast wöchentlich zu predigen hatte und zwar gleich von Anfang an und auch mit großem Zulauf, denn bei seiner Predigt am Schluß des Kirchenjahrs fanden sich auch „viele Priester" ein, „da ich den Leuten ziemlicher Maßen und in einer großen Freudigkeit die Wahrheit unter die Augen stellete, wie es auch der Text 1 Thess. 5, 1 ff. mit sich brachte; jedoch weil ich blos und allein mit der Bibel und Luthero redete, so haben die Prediger, die sich aus Curiosität also versammelt hatten, das geringste nicht zu censiren gewußt, sind hingegen von vielen falschen Vorurtheilen, damit sie gegen mich eingenommen gewesen, befreiet worden." Im selben Brief berichtet er seinem Freund, daß er noch immerdar zu predigen verlangt werde und auch künftigen Sonntag am 2. Advent über das schöne Evangelium vom Kommen Christi zum Gericht in Lichtenberg zu predigen habe. Einmal dachte er, nun habe er wohl seine letzte Predigt gehalten, sie handelte von dem rechtschaffenen Streiter Jesu Christi und war „dem Satan so gar zuwider;" aber darnach mußte er bekennen: „Ich sehe, daß je freudiger ich bin, die Wahrheit den Leuten vorzustellen, je weniger können die Feinde der Gottseligkeit an mir ausrichten. Beide Prediger haben sich niemals freundlicher zu mir gehalten als nach der Predigt, haben auch mich nach dem beiderseits zu Gaste gehabt und ihr Wohlgefallen an meinem rechtmäßigen Eifer zu erkennen gegeben; ja sie sind selbst bei mir gewesen und haben mich gebeten, daß ich am verwichenen Mariä-Reinigungstage (2. Februar) über die Epistel aus Mal. 3, 1—4 wiederum habe predigen müssen, woraus ich denn vorstellete: Die Zukunft Christi in die Seele als ihren Tempel, und zwar erstlich in wessen Seele er kommen wolle, was 2. vor seiner Zukunft vorhergehen müsse, was er 3. durch seine Zukunft in der Seele verrichte und wie 4. durch selbige wiederum die Seele ihr voriges Ebenbild erlange. Da denn zugleich die ganze Bekehrung einer verirreten Seele deutlich und beweglich vorgetragen wurde. Gott gebe nur, daß es auch in den Zuhörern kräftig gewesen sei!" [1]).

---

1) Die Predigten müssen außerordentlich lange gedauert haben, man lese nur, was er am 26. October 1704 (richtiger wohl 16. Oct.) an Linde über seine erste Predigt in Pulsnitz schreibt: „Gestern habe ich allhier bei einer sehr volkreichen Gemeine eine Predigt gehalten über die Worte Christi: Solches habe ich mit euch geredet, daß ihr Friede habt, in der Welt habt ihr Angst, aber seyd getrost, ich habe die Welt überwunden. Zum Eingange hatte ich die Worte Pauli: Mich verlanget euch zu sehen, daß ich euch mittheilen möchte etwas

Noch günstiger lautet der Bericht in einem Briefe vom 27. März 1705: „die Prediger hierum haben ziemlicher Maßen ihre falschen Vorurtheile von mir fahren lassen, und geben mir so viel zu thun mit Predigen, daß ich kaum allen nach Wunsch und Verlangen willfahren kann. Der Herr Diaconus allhier wird nach Ostern ins warme Bad ziehen, und hat mir indessen seine völligen Predigten aufgetragen, wodurch ich denn großen Segen verhoffe, wo anders der HErrr Kraft und Gnade verleihen wird."

Aus diesen Berichten gewinnt man ein ziemlich deutliches Bild von Ziegenbalgs Predigtweise, er war ein Erweckungsprediger und hatte daher am liebsten Texte über Buße und Gericht; zum Durchbruch soll es bei seinen Zuhörern kommen, darauf geht sein ganzes Bestreben. Er selbst urtheilt über seine Erfolge: „Es sind zwar viele schon, die mich lieben und die Wahrheit erkennen, aber ich sehe so gar keinen rechten eifrigen Durchbruch." Sein Vortrag, wie überhaupt sein ganzes Wesen muß etwas Anziehendes und Gewinnendes gehabt haben, davon zeugt der große Beifall und die allgemeine Liebe, selbst der Geistlichen, die er als Gegner ansieht. Es liegen überhaupt noch andre Zeugnisse vor, daß er mit manchen andern das Geschick theilt, in seinen Briefen und schriftlichen Aeußerungen viel einseitiger und schroffer zu sein, als in Wirklichkeit. So ist es jedem unbefangenen Beobachter klar, daß die anfänglich so betonte Feindseligkeit der Geistlichen einestheils nur auf Gerüchten beruhte, anderntheils bei näherer Bekanntschaft fast dem Gegentheil weicht. Mit solchen Recensenten hätte er wohl zufrieden sein können, zumal er sie nicht eben milde re-

---

geistliche Gaben, euch zu stärken, das ist, daß ich sammt euch getröstet würde durch euren und meinen Glauben, den wir unter einander haben. Und nachdem ich im speciellen Eingang (exordio speciali) gezeigt hatte, in was für einem seligen Frieden der Mensch in dem Stande der Unschuld gestanden, aber durch Verlust solches Friedens nunmehr die Welt in lauter Unruhe stände, so stellte ich aus dem Texte vor, wie gläubige Kinder Gottes gleichwohl mitten unter der Unruhe und Unfrieden dieser Welt, dennoch wahren Frieden finden und genießen können und resolvirte diese Proposition in vier Theile, nämlich 1) wo kein Friede, sondern vielmehr lauter Angst anzutreffen, 2) wo und bei wem wahrer Friede zu finden, 3) durch welche Mittel selber könne erlangt werden, 4) was für Nutz und Frucht er nach sich ziehe. Ich hätte dem lieben Bruder das Concept mitgeschickt, welches vier Bogen lang, aber es schickte eben jetzt ein Studiosus zu mir und verlangte es abzuschreiben. Die Prediger und die meisten Leute haben eine große Liebe auf mich geworfen und werde zum öftern predigen müssen."

censirt „als Feinde der Gottseligkeit, die in eine Linie zu stellen sind mit dem Satan, dem alle eifrige Predigt zuwider ist.“ Im jugendlichen Kampfeseifer und aus Sehnsucht verfolgt zu werden, führt er vielfach einen Kampf gegen Windmühlenflügel. Er hat nicht mehr Widerspruch gefunden als nöthig war, um ihn erkennen zu lassen, daß er wirklich Gottes lauteres Wort predige, welches immer der Vernunft eine Thorheit und dem Gewissen ein Stachel bleiben muß.

Anfänglich berichtet er von Lästerungen, die sich allenthalben gewaltig ereignen, einige Monate später, er sei freilich noch mit vielen Lästerungen umgeben, werde dadurch aber auch zugleich weiter und weiter in der Gegend, und was die Hauptsache, auch dem HErrn mehr und mehr bekannt, wie Er ihm. Erfreulich ist es auch zu vernehmen, daß er über die Schmähungen nicht stolz sich wegsetzt, sondern sie sich eine Schule sein läßt: „Solches treibt mich einestheils zu einem unabläßigen Gebet und andern Theils zur Befleißigung eines unanstößigen und rechtschaffenen Wandels, mitten unter dem unschlachtigen Geschlecht als ein Licht in der Kraft des HErrn zu scheinen.“ Noch angenehmer werden wir überrascht, wenn er fortfährt: „Wie ich denn auch genöthigt werde meine Worte im Umgange andrer allezeit wenig sein zu lassen, indem selbige sonst gleich aller Orten ausgebreitet werden.“ Größere Aufmerksamkeit auf seine Aeußerungen that ihm ja allerdings noth, und insofern Worte den Grund des Herzens verrathen, auch etwas mehr Selbsterkenntniß, wenigstens scheint dies aus einem Urtheil hervorzugehen, welches er über den Cantor seines Orts im Vergleich mit sich fällt. Es stehe zugleich hier als Zeugniß, daß man seine Anhänger nicht weniger geschmäht als ihn selber. „Der Cantor allhier, welcher sonst ein Studiosus der Theologie ist, der meinet es zwar gut und aufrichtig und hat fast ein so großes Erkenntniß als ich (!), ist auch in seinen bisherigen Predigten sehr eifrig gewesen, aber weil er vorhin der ärgste Pickel-Hering gewesen, so will Niemand seinen Worten Glauben beimessen, sondern haben seiner Bekehrung nur ein Spott, also daß er von den Gottlosen so arg gehaßt und gelästert wird als ich selbst.“

„Er hat fast ein so großes Erkenntniß als ich,“ man weiß nicht, soll man mehr staunen über die große Naivität bei diesem Urtheil oder über den außerordentlichen historischen Sinn, der so unbefangen seiner eignen Persönlichkeit gegenübersteht, daß er getreu den Grundsätzen der Partei genau angeben kann, welchen Grad das Thermometer seines Innern zeigt. Für den Pietismus sind solche unbewachte Aeußerungen seiner Jünger eine vernichtende Thatsache.

Für Ziegenbalg selbst brauchen wir wegen dieses einen Ausspruches nicht zu sorgen, er wird mehr als aufgewogen durch andre, welche darthun, daß er über der Arbeit an Anderer Seelen seine eigne Seele nicht vergaß. Ueber der Pforte dieses fast einjährigen Aufenthaltes in Pulsnitz stehen als Programm Worte eines Briefes an Prof. Francke, die bald nach seinem Anzuge geschrieben wurden: „Indessen ist dieses unter allen allhier mein Hauptstudium, wie ich meine eigene Seele nicht nur allein vor allem Bösen verwahren, sondern auch immer tiefer in die selige Gemeinschaft und Freundschaft Gottes in gebührender Ordnung einführen möchte und versichere mich hierbei des Herrn Professors unaufhörliches Gebet.“ Oder, wenn man ihn mehr im Alltagsanzuge beobachten will, so legen die Briefe an seinen Freund von der Linde ein fortlaufendes Zeugniß ab: „Die meiste Zeit verwende ich auf die Verbesserung meiner eigenen Seele und suche selbige in ihre rechte Ruhe einzuführen.“ Solche innere Arbeit bringt auch bald gute Frucht und ermuntert ihn fortzufahren: „Was meinen innern Zustand der Seelen anlangt, so weiß ich Gottes Güte nicht genugsam zu preisen für das Gute, das ich täglich genieße und empfinde. Ich befleißige mich sonderlich der innerlichen Stille des Gemüths und suche mit allem Fleiß in einer steten Harmonie mich zu verwahren.“ Bei seinem vielen Predigen hat er vor allen Dingen auch nicht vergessen, sich selbst zu predigen: „Gott wolle nur seinen Segen zu meinen Predigten geben und doch einmal seine Wahrheit triumphiren und durchbrechen lassen an allen Orten! Indessen aber uns durch einen völligen Durchbruch immer tüchtiger machen, hierinnen seine Gehülfen zu sein und im Geringen uns treu zu erweisen, auf daß er uns nachmals über das Größere zu setzen in allen Stücken würdig finden möchte. Dieses lasse ich meine größte Sorge sein und finde immer je mehr und mehr, das ich abzulegen und wiederum sehr vieles, nach dem ich zu streben Ursache habe.“ Mit diesem schönen Bekenntniß stellt er sich selbst das Zeugniß der Reife aus und Gott hat sein Siegel darauf gedrückt, indem Er anfing, ihn über Größeres zu setzen. Denn als den Beginn dazu müssen wir doch die schon angedeutete längere Vertretung des einen Geistlichen seines Heimathsortes ansehen.

Nur ein Bedenken ist noch zu beseitigen; es ist ja wohl etwas Köstliches, schon in jugendlichem Alter dem HErrn Seelen gewinnen zu dürfen, doppelt köstlich, wenn es mit dem eignen innerlichen Wachsthum Hand in Hand geht, und das Hauptstudium jedes Christen, ein mit Furcht und Zittern zu treibendes Studium, wird immerdar auf

seiner Seelen Seligkeit gerichtet sein müssen: aber eben deshalb, weil diese Sorge allen Christen neben ihrem irdischen Beruf zu dessen rechter Erfüllung zusteht, fordern wir von einem tüchtigen Studenten der Theologie, daß er sich auch seines besondern Berufes, diesen seinen Glaubensgrund wissenschaftlich zu erfassen und zu begründen, stets bewußt sei, um später in seinem Amt vor gehaltlosem geistlichen Geschwätz geschützt zu sein; und da läßt sich wohl nicht läugnen, daß manche Aeußerungen Ziegenbalgs gerechte Besorgnisse erregen konnten. Um so mehr ist es Pflicht seines Biographen, die entgegenstehenden Stellen sorgsam zu sammeln. Als er so schleunig Erfurt verlassen mußte, legte er vorher noch Linde dringend ans Herz, ihm doch einige in Merseburg gelassene Bücher alsbald nach Pulsnitz zu senden. Dann folgt eine zweite Mahnung und der Titel des hauptsächlich ersehnten und allein namentlich benannten ist: Thesaurus elegantiarum Ciceroniarum. Es mußte ihm also doch wohl sehr darum zu thun sein aus Cicero einen eleganteren lateinischen Stil zu lernen. Dies mag man nun wohl mit Recht zu den nebensächlichen Dingen rechnen, er hat aber auch das wissenschaftliche Studium der Bibel nicht vernachlässigt, denn dies ist doch offenbar mit Aeußerungen wie folgender gemeint: „Meine Zeit bringe ich meistentheils in dem biblischen Studium zu und merke auch, daß sie solchergestalt am besten angewandt sei," zumal er später ausdrücklich sagt: „Will Einer etwas Rechtes in der Theologie thun, so lasse er sich fleißig die Exegese angelegen sein." Mehrmals erfuhren wir schon, wie unzufrieden er mit seinen hebräischen Kenntnissen war, er hatte allen Ernstes vor, deshalb noch einmal nach Halle zu gehen: „Nach Pfingsten (1705) hoffe ich nach dem Willen Gottes wieder nach Halle zu kommen und daselbst mich sonderlich in der hebräischen Sprache recht informiren zu lassen. Sonst habe ich allhier zugleich großen Segen in den Studien unter göttlichem Beistande genossen und dürfte nicht eben um derselben willen wieder auf die Universität ziehen; jedoch ist mein Hauptzweck auch dabei, daß ich durch gute Conversation und tägliche biblische Uebungen mir eine größere Fertigkeit im unvorbereiteten und freien Sprechen zu wege bringen möchte."

So viel genüge zu zeigen, daß es dem jungen Ziegenbalg keineswegs an wissenschaftlichem Eifer fehlte, zugleich aber mögen wir aus dem letzten Zeugniß entnehmen, daß er der Universität grade nicht zu viel verdankt, und daß sie sich nicht zu viel von dem zuschreiben kann, was er später Bedeutendes geleistet hat; denn es klingt für eine Universität grade nicht schmeichelhaft, daß ein noch nicht zweiundzwanzig-

jähriger Jüngling des Lernens halber eben nicht hinzuziehen braucht, sondern nur um sich praktisch zu vervollkommnen. Die pietistische Universität, indem sie sich nicht begnügte auf die Praxis vorzubereiten und höchstens überzuleiten, sondern zu einer großen praktischen Anstalt wurde, erklärte sich damit eigentlich für überflüssig, wie ja auch später in Miss. Fabricius' Leben das Waisenhaus ganz die Universität verdrängt.

Ziegenbalg that Recht, als er seinem Freunde von der Absicht schrieb, noch einmal nach Halle zu gehen, die Worte beizufügen: „In allem aber geschehe nicht mein, sondern des HErrn Wille." Im Rath des HErrn war es anders beschlossen. Er hat in Pulsnitz seine Vertretungspflichten erfüllt und steht im Begriff nach Halle abzureisen, da plötzlich stirbt seine jüngste Schwester, und als er nun mit der einzig noch überlebenden zum Begräbniß reist, stellt sie ihm unterwegs beweglich vor, wie sie nun beide ganz allein stünden auf der Welt, er sei noch dazu immer kränklich und könne wohl noch ein Jahr in ihrer Pflege bleiben und für sich studiren. Endlich willigt er ein, aber mit dem Beding, vorher noch auf einige Monate Urlaub zum Reisen zu erhalten, um die Bekanntschaft frommer und gelehrter Leute zu machen. Nicht nach Halle, sondern wie nach dem Tode der ersten Schwester nach Berlin lenkt er seine Schritte, und bleibt dort alsbald sitzen bei den lieben Vätern und Freunden, denn sie geben ihm sogleich Arbeit, und Arbeit pflegte er nie von sich zu weisen. Der Pastor in Werder, fünf Meilen von Berlin, brauchte einen Vertreter, da ihm eine Badekur verordnet war, und siehe gleichzeitig kommt Ziegenbalg wie gerufen an und versieht acht Wochen lang ganz selbständig seine Stelle. Es ist sehr zu bedauern, daß uns grade über die Zeit dieser ersten eigentlichen Amtsführung, sowohl zuletzt in Pulsnitz als in Werder, keine näheren Nachrichten erhalten sind.

Die Zeit des ersten Amts ist ja zumeist die Zeit der ersten und größten Liebe, und gewiß, von Ziegenbalgs Wirksamkeit müßten die Nachrichten lieblich lauten, aber wenn wir es recht überlegen, läßt sich sachlich der Verlust verschmerzen. Wir müssen ja nachträglich gestehen, daß Ziegenbalg stets seinen Altersgenossen weit voraus war, auf dem Gymnasium trieb er am liebsten theologische Gegenstände, und als Student wiederum ist er schon ein überall thätig und wirksam eingreifender Candidat, die Berichte aus der Zeit der ersten Amtsliebe haben wir schon in seiner Studentenzeit zu suchen, und ich meine, wir konnten das warme, eifrige Herz schlagen hören. Die größere Selbständigkeit in den beiden letzteren Stellungen kann nur dazu gedient

haben, ihm mehr Uebersicht und Gewandtheit in den sämmtlichen Amtspflichten zu geben, und wir würden kaum berechtigt sein, damit einen neuen Entwicklungsabschnitt zu beginnen. Nein sie tragen einerseits einen abschließenden, andrerseits einen überleitenden Charakter. Wir sind darauf geführt worden, in Ziegenbalgs Leben alle äußern Umstände zu deuten; für das letztgeschickte Kreuz aber, den Tod der zweiten Schwester, hat sich uns noch keine Erklärung geboten. Wir müssen demnach Halt machen und die Antwort erwarten. Ueber eins aber können wir nicht in Zweifel sein, die Lehrjahre sind vollendet, der HErr hat seine Vorbereitungsschule geschlossen, ein auserwähltes Rüstzeug hat er sich erzogen. In seinen ersten Jugendjahren hat Ziegenbalg eine feste kirchliche Erziehung bekommen, die in seiner Zeit herrschende religiöse Bewegung hat auch ihn ergriffen. Voll brennenden Eifers dem HErrn zu dienen, ist er von einer Stufe der Erkenntniß zur andern fortgeschritten, alle schlummernden Gaben sind in ihm geweckt. Die weitere Entwicklung kann getrost dem Leben überlassen werden, es wird sichtend und läuternd wirken. Die Schule entläßt ihren Zögling, denn das Ziel ist erreicht, es war eine Missionsschule, der Herr selbst hat sich seinen Boten erzogen, er hat schon zurechtgebracht und wird weiter zurechtbringen, was Menschen bei der Erziehung verdorben haben.

Zweites Kapitel.

Ausgang und Eingang.

Unsern Ausgang segne Gott,
Unsern Eingang gleichermaßen!

„Lasset uns zu Ihm hinausgehen außer dem Lager und Seine Schmach tragen.“ Ueber diese ernste Schriftstelle, in welche der Apostel zum Schluß alle seine Mahnungen im Brief an die Hebräer zusammenfaßt, predigte ein englischer Landgeistlicher Ende der siebziger Jahre vorigen Jahrhunderts mit großer Kraft und Eindringlichkeit. Der ausgestreuete Saame des göttlichen Wortes fiel auch nicht auf unfruchtbaren Boden. Ein armer Schuhmacherlehrling, der eine wilde Jugend hinter sich hatte, wurde ergriffen, daß er sich nicht länger zur Welt halten wollte, die seinen HErrn verschmäht, verfolgt und von sich gestoßen hatte. Er that die ersten schweren Schritte auf dem schmalen Pfade und ob zur Rechten und zur Linken die schönsten Blumen und Früchte ihm winkten: „Komm zu uns,“ immer wieder tönte es in seinen Ohren: „Hinaus aus dem Lager,“ und er ging fort ohne Aufenthalt, Schritt für Schritt. Das Schriftwort trieb ihn aber noch weiter. Allmählich war er in bessere Verhältnisse gekommen, und mit ihnen verglich er nun den Weg des HErrn nach Golgatha, wo war die Aehnlichkeit? Hinaus, hinaus aus dem Lager deiner Freundschaft und Verwandtschaft! erscholl aufs Neue die mahnende Stimme, er zog aus als Missionar zu den Heiden, rastlos und erfolgreich thätig, sein Name ist wohlbekannt — es war William Carey [1]).

---

1) Er ist Gründer der berühmten Mission in dem ehemals dänischen Orte Serampur bei Calcutta seit 1800. Leider glaubte er auch durch dasselbige Schriftwort sich aufgefordert, aus dem Lager der englischen Staatskirche auszuscheiden und Baptist zu werden.

Wie diesem Jüngling, erging es vielen andern Missionaren auch. Es darf aber überhaupt in dem Leben jedes Christen nicht anders geschehen, denn es ist ein Grundzug des christlichen Lebens, erst Ausgang dann Eingang, das Schwerste zuerst, aus Abend und Morgen wird Tag. Rein ab und Christo an! Es muß geschieden sein, erstlich von der Sünde, dann auch im Herzen von allen irdischen Gütern. Aber obwohl hier auf Erden Scheiden auf Scheiden, Trennung auf Trennung folgt und der Grundzug des christlichen Lebens eine Pilgrimschaft ist, so fehlt es doch nicht an Herbergen zur Heimath, im Gotteshause ist der Christ daheim, da empfängt er Stärkung und Kraft, aber was er erfahren, muß er alsbald wieder einführen ins Leben; in der Gemeinschaft christlicher Freunde ist der Christ daheim, aber eben dies erfahrene Gefühl der Seligkeit treibt ihn hinaus, auch Andere einzuführen in die Gemeinschaft der Kirche, in die Gemeinschaft des HErrn, zu predigen die frohe Botschaft vom Heil in Christo.

Die erste große Missionsreise des Apostels Paulus geschah auf direkten Befehl des heiligen Geistes: „Und es sprach der heilige Geist: Sondert mir aus Barnabam und Saulum zu dem Werk, dazu ich sie berufen habe.“ Diese Worte klingen seitdem als eine liebliche Musik allen Missionsfreunden und besonders den angehenden Missionaren. Zu einem Werk des heiligen Geistes sind sie ja berufen. Aber sogleich wird die Freude getrübt: „Wo sind die Aeltesten, wo ist die mitbetende Gemeinde, welche uns aussondert und unsers Berufs gewiß macht als Organ des heiligen Geistes, daß wir nicht allein gewiesen sind auf das eigne schwankende und oft täuschende Gefühl?“ Der Predigt geht ja nach der Schrift selbstverständlich die Aussendung voran: „Wie sollen sie aber predigen, wo sie nicht gesandt werden?“ Wohl predigten auch die nach Stephani Tod überall hin zerstreuten Glieder der Jerusalemsgemeinde kraft ihres allgemeinen Priesterthums, aber sie zogen doch nicht eigens zu diesem Endzweck aus und sobald die Muttergemeinde in Jerusalem von den Erfolgen hörte, wurden Petrus und Johannes nach Samarien, Barnabas nach Antiochien entsandt, die Zustände zu erforschen und die Gemeinden zu ordnen. In gegenwärtiger Zeit nun, als die durch ihr Amt dazu Berufenen sich der Mission nicht annahmen, nahmen es Privatgesellschaften in die Hände, erwählte Comités setzten sich an die Stelle der Aeltesten und die ideelle Gemeinde der Missionsfreunde vertrat die geordnete Ortsgemeinde. Dann begann man in dem Besitze sich wohl zu fühlen, verlor das Gefühl der Nothein richtung und hält sie seitdem mit beiden Händen als theures Gut fest.

In den beiden ersten Jahrhunderten nach der Reformation wäre so etwas nicht angegangen, schon nach dem unumstößlich kirchenrechtlich feststehenden Grundsatz, daß die Ordination nur auf Berufung zu einer bestimmten Stelle hin ertheilt werde. Wer konnte nun einen Missionsruf an einen bestimmten Ort ergehen lassen? Offenbar nur ein christlicher Fürst [1]). Weil die Reformatoren die bischöfliche Regierungsgewalt anzunehmen oder zu übertragen als etwas ihnen nicht Zuständiges betrachtet hatten, war sie in die Hände der fürstlichen Beförderer der Reformation gekommen, und den Kirchenlehrern blieb zum Schutz gegen etwaige Vergewaltigung nur übrig stets darauf hin zu weisen, daß solche Gewalt eine von der Staatsgewalt völlig unterschiedene kirchlich-bischöfliche Macht sei, die der Fürst daher auch nur nach dem Urtheil und unter Zuziehung des Lehrstandes ausüben könne. Christliche Fürsten seien als Wächter über die beiden Tafeln des Gesetzes auch die natürlichen Beschützer der Kirche. Aus dieser Schutzherrlichkeit ein göttliches, den Fürsten in ihrer Eigenschaft als Landesherren zustehendes Recht zu machen, war nun gerade die Zeit des anbrechenden Pietismus geschäftig [2]), damit die Fürsten unabhängiger gestellt würden

---

1) Dieselbe Gedankenfolge tritt auch in der neuern Entwicklung zu Tage. Bei dem Wiedererwachen des Missionssinnes unter den Lutheranern, zuerst in Sachsen, wurde schon 1821 die Erklärung abgegeben, daß wenn der Dresdener Verein sich auch nicht als Organ der lutherischen Landeskirche betrachten könne, er doch seinerseits alles thun wolle, den Zusammenhang festzuhalten. Aber dies befriedigte auf die Dauer nicht, längst schon hatten sich die Blicke einzelner Missionsfreunde wieder nach Dänemark gerichtet, 1834 wurde ein formulirter Antrag an das Kopenhagener Missionscollegium gestellt mit Anerbieten der Unterstützung, wenn es sächsische Candidaten nach Trankebar schicken wolle. Die Verhandlungen zerschlugen sich und es gingen darum aus Noth die ersten Sendboten nach Australien. 1839 wurde dennoch Cordes wie zur Recognoscirung nach Indien geschickt, mit der Weisung, wenn irgend möglich dem dänischen Pastor Knudsen in Trankebar zu helfen. Er fand Eingang und die Ausdauer unter schwierigen Verhältnissen wurde dadurch belohnt, daß als Trankebar an England abgetreten wurde, die Missionsgemeinden und aller Besitz durch einen förmlichen Vertrag an die Leipziger Mission kam; noch heute aber wird im Kirchengebet des Königs von Dänemark als Patrones gedacht. Da nun wie durch providentielle Fügung die Australische Mission sich zerschlug, die gesammte tamulische Mission aber von Trankebar geleitet wird, ist die historische Continuität und die kirchliche Berechtigung gewahrt, während noch dazu das neue, sich stets selbst ergänzende Missions-Collegium durch seine Stellung außerhalb eines landeskirchlichen Verbandes zum Organ der Missionsthätigkeit der Gesammt-Kirche berufen erscheint.

2) Die Umbildung des Episcopalsystems zum absoluten Territorialismus ist

von dem Rath der orthodoxen Theologen, die von ihnen Unterdrückung der Pietisten forderten. Dieses so verderbliche Bestreben hatte bei christlich gesinnten Herrschaften wenigstens den löblichen Erfolg, daß sie sich verantwortlich glaubten für das Seelenheil aller ihrer Unterthanen. So lernten wir schon die fast über die Gränzen ihres Berufes hinausgehende fromme Gräfin in Königsbrück kennen, die doch nur christliche Unterthanen hatte: wie viel mehr mußte frommen Fürsten mit heidnischen Unterthanen ihre Verantwortung entgegen treten. Hatte doch schon Herzog Ernst der Fromme von Gotha durch die Sendung von Michael Wansleb nach Abessynien ein beschämendes Beispiel gegeben. Spener, wenn er über Vernachlässigung der Missionspflicht klagt, tadelt es besonders, „daß große Potentaten als die weltlichen Häupter der Kirche, am wenigsten sich der armen Heiden und Ungläubigen annehmen."

Solche seine Zeit bewegende Gedanken hatten auch Eingang gefunden in das Herz des jungen Kronprinzen Friedrich von Dänemark. Zwar hatte die Krone Dänemark nicht große Besitzthümer in fernen Erdtheilen, doch waren ihr auf den verschiedensten Punkten Heiden untergeben, im Norden Norwegens Lappen und Finnen, in Grönland Eskimos, auf den westindischen Inseln und in Guinea freie Neger und Sclaven; und auch von Serampur in Bengalen und von Trankebar in Coromandel erscholl der Ruf: Hilf uns, hilf uns! Das Elend redet ja eine vernehmliche Sprache; auch wenn es den Mund nicht aufthut, hört Gott das Seufzen der Creatur um Erlösung: sollte es nicht vereint mit dem Sehnen so vieler heilsbedürftiger Seelen Kraft genug gewinnen, eines christlichen Fürsten Herz zu rühren?

„Von Grönlands eis'gen Felsen,
Indiens Corallenstrand,
Und wo Hams Flüsse wälzen,
Die sonn'gen, goldnen Sand,
Von manchem Strom der Alten,
Aus manchem Palmenhain
Her ruft's: Von Wahns Gewalten
Kommt unser Land zu frei'n!"

---

die einzige und zwar schlimme Errungenschaft, welche die Kirche auf dem Verfassungsgebiet dem Pietismus verdankt. Anfangs zwar schien es, als wollte Spener die Rechte des dritten Standes bei der kirchlichen Verwaltung gegenüber Geistlichkeit und Obrigkeit vertreten, aber bald wandte sich das Blatt. Schelwig hat nicht so Unrecht, wenn er in seiner „Sectirerischen Pietisterey" Spener vorwirft, daß er ex ratione status den Mantel gewandt habe und nun in weichen Kleidern erscheine. Es will auch Spener in seiner „Eilfertigen Vorstellung" Halle 1696 die Abweisung des Vorwurfs nicht recht gelingen.

Vom ersten Hören der Stimme bis zur Ausführung ist jedoch in unsern Zeiten oft ein weiter Schritt, es geht selten wie beim Apostel Paulus, der alsbald, nachdem ihm in der Nacht der Mann aus Macedonien erschienen, trachtete mit seinen Gefährten hinüberzufahren. Friedrich hatte seit jenem ersten Missionsgedanken selbst den Thron bestiegen (1699), und hatte nun noch mehr Macht und Mittel — aber für die Mission wenig Zeit und Gelegenheit. Sein Vater Christian V. hatte ihm ein Bündniß mit Rußland und Sachsen-Polen zur Unterdrückung des jungen Schwedenkönigs Karls XII. und Streitigkeiten mit dem Herzog von Holstein-Gottorp hinterlassen, so daß er alsbald nicht nur mit letzterem, sondern mit allen umliegenden Mächten sich im Krieg befand. Ein deutsches Heer drang in Holstein ein, die vereinigte englische, holländische und schwedische Flotte legte sich vor Kopenhagen, und als nun plötzlich Karl XII. nach einem kühnen Marsche über das Eis mit 12000 Mann auf Seeland stand, blieb nichts übrig als den ungünstigen Frieden von Travendal (1700) abzuschließen. In den nächsten Jahren finden wir Friedrich IV. eifrigst beschäftigt, die Wunden des Kriegs zu heilen. Schon als Kronprinz hatte er die Leibeigenen auf seiner Besitzung Jägerspris und auf Möen freigelassen. Jetzt wurde dies auf Seeland und die Inseln ausgedehnt. Außerdem ließ er es sich sehr angelegen sein, das Land durch die Einrichtung einer Landmiliz wehrhafter zu machen. Mitten unter solchen Beschäftigungen taucht plötzlich wieder der Missionsgedanke auf, die Herzen der Fürsten sind ja in der Hand des HErrn wie Wasserbäche, und Friedrich giebt seinen Hofpredigern Jesperson und Masius Auftrag, sich nach Missionaren umzusehen. Ihre Bemühung ist vergeblich [1]); ein schlimmes Zeichen für die Kirche, hätte sie dem königlichen Begehren nicht entsprechen können.

Inzwischen (1704) hatte Friedrich sich den Berliner Propst Dr. Lütkens zum Hofprediger berufen, der schon siebzehn Jahre als Prediger an der dortigen Petrikirche segensreich gewirkt hatte. Franz Julius Lütkens, als eines Müllers Sohn im Herzogthum Lauenburg im Dorfe Dellien am 21. October 1650 geboren, hatte in einer langen Wirksamkeit sich den Ruf eines frommen und eifrigen Geistlichen erworben, obwohl A. H. Francke noch 1698 von ihm urtheilte, er

---

1) Nach orthodoxen Berichten freilich hätte Masius zwei spätere dänische Geistliche vorgeschlagen Johann Wilhelm Petersen und Peter Clausen, vgl. Fenger S. 161.

hätte wohl in der Schrift viel Erkenntniß, aber es wäre noch nicht lebendig bei ihm geworden [1]). Jedenfalls war daran so viel wahr, daß Lütkens, obwohl er für die Einwirkung seines Collegen Spener sich offen zeigte, doch gegen die viel weiter gehende, im Aufkommen begriffene Hallesche Richtung sich abschloß. Für seine confessionelle Stellung bürgte einiger Maßen die Erklärung, welche er gelegentlich eines zu Berlin 1703 abgehaltenen Unionsgespräches abgegeben hatte, es sei der Wahrheit im Namen der Liebe viel zu viel vergeben. Wenn übrigens der König gemeint hatte, diese Berufung werde den kirchlichen Frieden nicht stören, so täuschte er sich; der Beifall, mit dem Lütkens aufgenommen wurde, war zu allgemein, als daß sich nicht Neider und Feinde hätten erheben sollen, welcher Umstand für die Entwicklung der Mission bedeutsam geworden ist.

An Dr. Lütkens nun wandte sich der König mit dem Auftrage, Missionare zu suchen, zunächst solle er noch einmal mit dem Bischof Bornemann reden, bleibe dies aber erfolglos, sich nach Deutschland wenden. Die nächste Veranlassung, welche dem König aufs Neue die Mission nahe gelegt hatte, ist nicht bekannt, obwohl die geschäftige Sage den denkwürdigen Moment mit poetischem Glanze umgeben hat [2]). Lütkens trug mit Freuden Holz zu, als er dies Feuer auflodern sah, und ließ es an Eifer nicht fehlen. Weil der Bischof ihm nicht helfen

---

1) Dies Urtheil kam Lütkens zu Ohren und scheint jedenfalls gehindert zu haben, daß sich beide Persönlichkeiten näher traten. Erst in den letzten Jahren auf Anlaß der Mission entspann sich ein Briefwechsel, der sogar schließlich einen herzlichen Charakter annahm. Bei Gründlers Anwesenheit in Kopenhagen 1708 gedachte Lütkens wiederholt jenes Urtheils mit dem schönen Zusatz: „Er hat dazumal nicht unrecht geredet, wenn ich bei ihm wäre, wollte ichs ihm noch sagen.“ Dies auch zur Erklärung, warum Francke bei der Berufung der ersten Missionare gar nicht befragt wurde.

2) Vormbaum in seiner lieblichen „Missionsgeschichte in Biographieen“ I, 2 S. 29 ff. erzählt von der Bittschrift einer armen Wittwe, deren Mann und ältester Sohn bei Trankebar von den Heiden ermordet waren. Der König half der Frau, aber er wollte auch den Heiden helfen und feurige Kohlen auf ihr Haupt sammeln. Die Karte der Coromandelküste liegt vor dem Könige, als Lütkens auf Befehl eintritt: „Herr Doctor, schafft uns Leute!“ Der Greis erbietet sich persönlich zu gehen und erhält dann den Auftrag, Missionare zu suchen. — Eine historische Grundlage für diese Erzählung habe ich trotz aller Bemühung nicht gefunden. Sie ist auch zu schön und passend, um volle Wirklichkeit sein zu können, und hat außerdem die Thatsache gegen sich, daß Ziegenbalg zunächst gar nicht für Trankebar berufen wurde.

konnte oder wollte [1]), schrieb er an seine alten Berliner Freunde, Joh. Lysius', Prediger in der Königsstadt, und Christian Campe zu Köln an der Spree. Der liebe Leser merkt nun schon, warum so viele Umwege nöthig waren und worauf es mit dem Allen hinaus will; es sollte der Ruf an die rechten Leute kommen, welche Gott sich selbst erzogen hatte. Einer von ihnen ist uns schon wohl bekannt, wir können jetzt wieder in Ziegenbalgs Leben einsetzen; wollen es aber an diesem wichtigen Wendepunkt mit den Daten recht genau nehmen.

Am 25. Juli 1705 nach einem zehnmonatlichem Aufenthalt verließ Ziegenbalg Pulsnitz, um zum Begräbniß seiner Schwester nach Horcka bei Görlitz zu reisen. Von dort ging er, im Begriff eine dreimonatliche Reise zu unternehmen, nach Berlin, wo ihm unverhofft die Vertretung des Diaconus und Rectors in Werder angetragen wurde. Acht Wochen hindurch wirkte er dort in Kirche und Schule und erwarb sich bald die Liebe der Gemeinde [2]). Während dieser Zeit kam nun Lütkens Brief nach Berlin, und wie denn die dortige Geistlichkeit damals in Einem Geiste verbunden stand, so hielten sie auch gemeinsam Rath, und der Erfolg war, daß Dr. Lange einmal in ihrem Namen an den eifrigen Ziegenbalg in Werder schreiben sollte, ob er nicht nach Westindien sich zur Bekehrung der Heiden wolle schicken lassen. Ziegenbalg stets nur darauf bedacht, mit allen Kräften Gottes Ehre und Herrlichkeit in der Welt zu verkünden, aber auch voll großer Furcht, eigenwillig zu handeln, setzte sich nieder, eine Antwort zu schreiben, welche solchen Vorschlag weder völlig annähme noch auch gänzlich verwürfe. Wie erstaunt er, als er drei Wochen später zu einer Hochzeit

---

1) Gründler berichtet 1708 aus Kopenhagen nach Dr. Lütkens Erzählung: „Hr. Dr. Lütkens, als er vom Könige Befehl bekommt, daß er erstlich hier Leute zu Missionaren aussuchen solle, so denkt er, du mußt doch dem Bischof davon sagen, so antwortet ihm der Bischof: Studiosi Danici non idonei sunt ad hoc opus, illi dediti sunt luxuriae, crapulae, ignaviae, scortationibus und andere solche Früchtchen mehr. Dr. Lütkens sagt: Helfts, lieber Gott, machet ihr denn solche Leute zu Predigern, wie werdet ihr mit ihnen einmal bestehen! acquiesce nunc," Diese Worte können von dem obersten Geistlichen Dänemarks kaum anders als ironisch gesprochen sein. Der Bischof war sehr gereizt und wollte mit der Sache nichts zu thun haben.

2) Siehe hierüber den Brief in den Urkunden Nr. 4, welcher manches Interessante aus der Zeit der Berufung und ersten Wirksamkeit in Trankebar enthält. Es ist zugleich der letzte uns bekannte Brief Ziegenbalgs an seinen Freund von der Linde, der schon um 1711 als Pastor in Liepe genannt wird.

nach Berlin kommt und von den Freunden erfährt, man habe seinen Brief nicht anders verstehen können, als daß er den Ruf annehmen werde und also sei nun auch nach Kopenhagen geschrieben. Nun stellte sich aber ein ganzes Heer von Bedenklichkeiten ein, bald schützte er mit Mose seine Untüchtigkeit, bald mit Jeremia seine Jugend vor, dann wiederum seine Kränklichkeit, kurz es fand sich Grund auf Grund, aber die Freunde wollten sich weder abweisen noch überzeugen lassen. Nun auf diesem Standpunkt hat wohl schon Mancher gestanden und ist doch nicht hinaus gekommen, aber die Freunde fanden einen mächtigen Bundesgenossen. Ziegenbalg wollte auch nicht erscheinen als einer, der wider Gott kämpfe, sondern hielt gleichzeitig an mit Bitten und Flehen zu Gott, daß Er ihm doch eine feste Ueberzeugung von seinem Willen geben wolle, und siehe, er kam zur Ruhe und fing an die Gewißheit göttlichen Berufs dabei zu erkennen.

Die Amtszeit in Werder war beendigt, Ziegenbalg begab sich nach Berlin. Da, es war am ersten Oktober, welches Datum er nicht wieder vergessen konnte, traten alle gleichgesinnten Geistlichen Berlins zu einer feierlichen Sitzung zusammen, unter ihnen auch zwei junge Studenten Bartholomäus Ziegenbalg und Heinrich Plütschau aus Wesenberg in Mecklenburg. Wiederum ist ein Brief von Dr. Lütkens eingelaufen, ihm eiligst die beiden jungen Leute, welche man als Missionare vorgeschlagen, zu senden, gleichzeitig erfolgt für Jeden das Reisegeld im Betrage von hundert Thalern. Nur eine kleine Abweichung findet sich in dem Briefe: der Ruf lautet nicht auf Westindien, sondern in das mörderische Klima von Guinea. Es wurde viel besprochen und berathen, auch gewiß viel gebetet, denn der Beschluß war, daß beide Jünglinge aufstanden und erklärten: Wir gehen in des HErrn Namen; wenn uns Gott nur Eine Seele aus den Heiden schenken möchte, würde unsere Reise schon belohnt sein.

Es war nicht mehr Zeit von den Verwandten Abschied zu nehmen und sich zur Reise gehörig auszurüsten, mußte doch Ziegenbalg seine ganze, mit so vieler Sorgfalt und Liebe gesammelte Bibliothek zurücklassen, nur einige Briefe konnten noch geschrieben werden. Wir rücken Ziegenbalgs Brief an Professor Francke ein, welcher ein treuer Spiegel seiner damaligen Seelenstimmung ist:

Gott führet seine Heiligen wunderlich.

In demselben werthgeschätztester Freund und Gönner!

Demselben habe in höchster Eil hiermit zu erkennen geben wollen, wie wunderbarlich und weislich mich Gott bishero geführet hat

und nunmehro auf inständiges Verlangen seiner Freunde mit Abraham heißet aus meinem Vaterlande und aus meiner Freundschaft zu gehen in ein Land, das er mir zeigen will, nehmlich seinen Namen unter den Heiden in Afrika bekannt zu machen nach seiner Verheißung Jes. 66, 19: „Ich will ein Zeichen unter sie geben, und ihrer etliche," die errettet sind, senden zu den Heiden, gen Phul und Lud, zu den Bogenschützen, gen Thubal und Javan und in die Ferne zu den Inseln, da man nichts von mir gehöret hat und die meine Herrlichkeit nicht gesehen haben, und sollen meine Herrlichkeit unter den Heiden verkündigen." In Versicherung dessen Erfüllung ich denn dem göttlichen Rufe und Willen gehorsam leisten und mit Herrn Plütschauen morgen, will's Gott, von hier aus nach Kopenhagen reisen werde. Weil wir aber zu solchem wichtigen Werke uns ganz untüchtig befinden und deswegen sonst in große Noth und Gefahr gerathen werden, so haben wir hiermit den Herrn Professorem nebst allen Freunden und Kindern Gottes daselbsten herzlich bitten wollen, daß Sie uns ja stets und täglich in ihr Gebet mit einschließen, auf daß uns Gott wolle hierinnen recht treu machen und mit hierzu gehöriger Kraft und Weisheit von oben ausrüsten zur Verherrlichung seines Namens, zur Verkündigung seiner Wahrheit und zur Vermehrung seines Gnadenreiches: Wir wollen denn wiederum Ihrer vor Gott eingedenk sein und herzlich wünschen und bitten, daß durch Sie indessen viel tausend Seelen möchten zu Gott geführt werden! Dieser Gott wolle sich selbsten in unsern und aller Menschen Seelen gewaltig offenbaren und alle seine herrlichen Verheißungen nunmehro erfüllt werden lassen! Amen. Ergebe Sie sammt und sonders der Gnade und Liebe Jesu Christi, darunter verbleibende

Berlin, den 7. Okt. 1705.

Meines in dem HErrn HErrn werthgeschätzsten Freundes und Gönners zu Gebet und Liebe verbundener

Bartholomäus Ziegenbalg Ss. th. stud.

Ihrer zwei machen sich auf die Reise, während wir doch nach dem Vorhergehenden nur Einen erwarten konnten. So ist es die Weise des HErrn, er giebt stets über Erwarten. Es ist nicht gut, wenn auf dem Missionsgebiet eiu Arbeiter allein steht, deshalb sandte ja auch der HErr während seines Erdenwandels je zwei und zwei seiner Jünger aus, so sollten denn auch zwei Missionare die Arbeit im Tamulenlande beginnen. Unsere Pflicht wäre es nun, wenigstens kurz unsere Versäumniß gut zu machen und einen Lebensabriß von Heinrich

Plütschau zu zeichnen, der um es gleich hier zu sagen, Ziegenbalg zwar an Begabung nachsteht, aber an Treue mit ihm wetteifert, und auf dessen Missionsarbeit menschlich kein Makel haftet. Gern trügen wir ihm eine Schuld der Dankbarkeit ab, aber diese unsre beiden ersten Sendlinge verhalten sich ähnlich zu einander, wenn wir Kleines mit Großem vergleichen dürfen, wie Antiochiens Boten Barnabas und Paulus. Verhältnißmäßig wenig wissen wir von Barnabas vor seiner Aussendung, doch genug um ihn als treuen Diener Gottes zu kennen, wenig erfahren wir später von ihm — denn Paulus führte das Wort (AG. 14, 12) und unter der Hand hatte sich die Reihenfolge Barnabas und Paulus umgesetzt in Paulus und Barnabas. Die Parallele ist ungesucht und so völlig zutreffend, daß schließlich auch Ziegenbalg und Plütschau um eines dritten Missionsgehülfen willen entfremdet und getrennt werden. Plütschau ist unverkennbar der ältere [1]), auch der zuerst fest entschlossene, denn sein Entschluß erleichtert Ziegenbalg die Zustimmung, beide haben sich auf der Universität nahe gestanden und demselben eng verbundenen Freundeskreis angehört, sie fühlen sich denselben Lehrern zu Dank verpflichtet, wie denn auch Plütschau Lange's Unterricht in Berlin genossen hat [2]). Für Plütschau war sein Entschluß eine wirkliche Glaubensthat, denn er ließ eine arme und alte Mutter unversorgt zurück und zweifelte nicht, daß wenn er in der Heidenwelt der Wittwen und Waisen sich annehme, was er später sonderlich that, werde seine Mutter in der Christenheit wohl versorgt sein [3]). Doch hatte er noch vor seinem Abgang die Freude, einen ver-

---

1) In der pseudonymen Schrift, die Fenger im Anhang giebt, wird dies S. 27 mit klaren Worten gesagt, vgl. auch die Anklageschrift des Commandanten unter den Urkunden.

2) In der Vorrede zur Fortsetzung der „Merkwürdigen Nachricht aus Ostindien" sagt Lange ausdrücklich: „Die Briefe sind unter andern daher auch an meine Wenigkeit fürnemlich mitgerichtet worden, weil besagte beyde Herrn Prediger ehemahlen bey hiesigem Gymnasio unter meiner Disciplin gestanden." Plütschau ist demnach auf dem Friedrich-Werderschen Gymnasium gebildet, ist dann nach seiner Universitätszeit in Halle zu einem, wie es scheint, längeren Aufenthalte (vgl. auch die folg. Anmerkung) nach Berlin zurückgekehrt und während desselben manchen dortigen Pastorenfamilieen sehr nahe getreten. Der in solchen Einzelheiten sehr wohl unterrichtete Niekamp läßt Plütschau dagegen grade zur Zeit seiner Berufung von Halle, wo er bis dahin studirt hätte, eine Reise nach Berlin thun. Der Missionsruf gelangte auch an ihn durch Lange, wie die Gegner oft betonen.

3) In einem Brief an die verbundenen Berliner Geistlichen vom 22. Okt. 1708 heißt es: „Sollten etwa Briefe von meinen Freunden aus Mecklenburg

waisten Schwestersohn Namens Schönemann in das Hallesche Waisenhaus aufgenommen zu sehen, den er in keinem Briefe Francke zu empfehlen vergißt. Ein schönes Licht auf seinen Charakter wirft auch die Anhänglichkeit an seine Geburtsstadt, weshalb wir an dieser Stelle Worte des Briefes einfügen, in dem er die bald nach seinem Abgang ausgebrochene Feuersbrunst betrauert, zugleich läßt sich seine Eigenthümlichkeit ziemlich daraus erkennen.

Gnade, Friede, Hülfe, Heil und Segen insonderheit in himmlischen Gütern von Gott dem Vater unsers Herrn Jesu Christi!

In dem Herrn herzlich geliebte Freunde!

Es sind mir einige Briefe vom Vaterlande eures Zustandes wegen eingehändigt worden, woraus ich anfänglich sehr erfreut, aber bald heftig betrübet worden, indem ich sonderlich aus des Herrn Pastors umständlichem Bericht, welchen auch mein vielgeliebter Herr Schwager giebt, mit viel Thränen lesen müssen, wie Gott euch und die ganze Stadt mit einer heftigen Feuersbrunst heimgesucht hat, so daß Keiner unter euch weder Haus noch Güter erretten können. Wie mir aber solches innigst durch mein Herz geschnitten, kann ich nicht mit der Feder beschreiben, denn der Jammer, so euch war zugestoßen, stieß auch auf mich. Ich war aber kaum getröstet worden (über den Tod der Mutter?), so kam diese traurige Post von euch und der ganzen geliebten Stadt, der ich viel tausendmal und nebst derselben Einwohner euer gedenke und in mein Gebet einschließe. Nebst vielen andern harten Prüfungen ließ uns Gott auch in Trankebar eine Feuersbrunst sehen, welche mir eine erschreckliche Erinnerung gab derselbigen Flamme, worinnen ich in der Jugend meine liebe Geburtsstadt sahe halb in Feuer aufgehen. Diese jetzt gedachte Feuersbrunst, so allhier unter den portugiesischen Häusern, so meistens nur mit Stroh gedeckt

---

kommen, so bitte mir selbige zuzuschicken, indem ich gern Nachricht von meiner lieben alten Mutter hätte, wie es ihr in ihrer Schwachheit und vielleicht Armuth gehet. Ich hoffe, wie mich Gott allhier an Wittwen und Waisen gebrauchet, ihnen leiblich und geistlich zu dienen, so wird er auch an meiner Stelle einen bei ihr erwecken, der sich ihrer dem Leibe und der Seelen nach annimmt. Es gehet hierbei ein Brief an einen Tischler, welcher meiner Schwester verstorbenen Mannes Bruder ist, welcher zweifelsfrei, wenn er gefragt würde, von ihr sollte Nachricht geben, bitte derowegen selbigen fordern zu lassen und ihn meiner Mutter halben zu fragen, auch zugleich, weil er in des Herrn Mag. Langens Gemeinde ist, besonders zu ermahnen, ferner christlich zu leben und so fort zu fahren, wie er einmal angefangen und mir bei meiner Abreise versprochen hat."

sind und daher leicht die andern bei großer Hitze, so allhier ist, anzünden können, wurde, Gottlob! noch bald wieder gedämpft. — Nun der Gott des Segens, der uns wider alles Verhoffen hier reichlich gesegnet, kann auch euch wieder geben, was er im Zorn durchs Feuer genommen hat. Erkennets nur mit heißen Bußthränen, wozu ihr zweifelsfrei ermahnt werdet. Vergesset auch meiner und meiner letzten Predigten nicht. Ich gedenke euer stets im Gebet. Eure Stadt, die in der Aschen liegt, steht mir oft vor Augen. Ihre Flamme, darinnen sie vor diesem halb in die Luft flog, dringet mir oft Thränen aus, so auch dieses Feuer, worinnen sie nunmehr ganz verzehrt worden ist. Ich sage oft, nun ist meine liebe Geburtsstadt mehr ein Trauerthal, als ein lustiger Wiesenberg zu nennen. Kaum waren ihre Brandstätten bebauet, so hat sie Gott schon wieder in Aschen gelegt. O liebes Wesenberg, wie bist doch so im Zorn Gottes gestraft worden. Du bist nicht mehr eine erbauete Stadt, sondern ein Aschenhügel. Gewiß, wenn ich ihren jämmerlichen Zustand, wie er mir vor Augen gemalt ist, bedenke, wie denn oft geschieht, muß ich bitterlich weinen und mit Jeremia klagen: Wie liegt die Stadt so wüste, die voll Volks war. Sie ist eine Wittwe, sie weinet des Nachts, daß ihr die Thränen über die Backen laufen ꝛc. O lasset uns derowegen, meine im Herrn herzlich geliebten Freunde, ungeheuchelt forschen und suchen unser Wesen und uns zum Herrn bekehren. Lasset uns unser Herz sammt den Händen aufheben zu Gott im Himmel und sagen bußfertiglich: Wir, wir haben gesündigt und sind ungehorsam gewesen, darum hast du billig nicht verschont, sondern hast uns mit Zorn überschüttet und verfolgt, du hast dich mit einer Wolke verdeckt, daß kein Gebet hindurch konnte, wir werden gedrückt und geplagt mit Schrecken und Angst, denn der Herr hat seinen Grimm vollbracht, er hat seinen grimmigen Zorn ausgeschüttet, er hat zu Zion, in der Kirche, ein Feuer angezündet, das auch ihre Grundfeste verzehret hat. Gedenke Herr, wie es uns gehet, schaue und siehe an unser Elend, unser Erbe ist dem Feuer zum Theil worden und unsere Häuser der Flamme. O wehe! daß wir so gesündigt haben, darum ist auch unser Herz betrübt und unsere Augen sind finster worden. Aber du Herr, du Herr, der du ewiglich bleibest und dein Thron für und für, warum willst du unser so gar vergessen und uns die Länge so gar verlassen? Verwirf uns nicht von deinem Angesicht, wie wirs wohl verdienet hätten mit unsern Sünden und wende deinen grimmigen Zorn von uns, den wir über uns mit unsern Missethaten gereizet haben. Das Verdienst deines Sohnes, o Vater der Gnade und Barmherzigkeit, sei unsre Versöh-

nung, so wollen wir deinen Namen loben in Zeit und Ewigkeit. — Werden wir also Gott in die Rechte fallen, so wird er uns gnädig sein und ins künftige mit vielem verschonen. Dessen Gnadenschutz ich euch befehle und verharre

Tranquebar, d. 26. Oktb. 1709.

Meiner herzlich geliebten Freunde
zu Gebet und Dienst verbundener
Heinrich Plütschau, Missionarius.

Am achten Oktober fuhren beide Reisende unter vielen Segenswünschen von Berlin ab mit der Post zunächst nach Rostock; so sah also Plütschau noch seine liebe Heimat, aber wohl kaum seine Geburtsstadt Wesenberg [1]) und die dortigen Verwandte und Freunde, denn bereits am 10. trafen sie in Rostock ein. Von Rostock nach Kopenhagen werden zur See etwa 23 Meilen sein, ob nun die Reise auf dem kleinen Fahrzeug so lange gedauert, oder ob die Abfahrt sich verzögert hatte, genug erst am 15. Januar kamen die Beiden in Kopenhagen an und wurden von Dr. Lütkens sehr freundlich empfangen. Im Ganzen war ihr dortiger Aufenthalt jedoch nicht sehr erfreulich und ermunternd. Die Meisten betrachteten sie als Schwärmer, ihr Vorhaben als abenteuerlich und zwecklos, ermahnten sie auch wohl: Bleibt im Lande und nähret euch redlich! Doch dies wäre wohl zu verwinden gewesen, hätte nicht der Bischof Bornemann, auf dessen gegnerische Stellung zu Dr. Lütkens schon hingedeutet ist, ihnen noch ganz andere Schwierigkeiten bereitet, so daß der junge heißblütige Ziegenbalg entschlossen war, das Reisegeld von 100 Thalern zurückzugeben und ins Vaterland umzuwenden. Da das Examen, dem sie unterworfen wurden, viel von sich reden gemacht hat und nach Lütkens Tode auf ihn deshalb Angriffe erfolgten [2]), die nunmehr auch öffentlich geworden sind, so gebührt es sich, hier die Darstellung wörtlich abzudrucken, welche Lütkens eigens niedergeschrieben hat, daß, wofern ihn Gott abrufen möchte, sie bedürfenden Falls könne publicirt werden:

„Herr Heinrich Bornemann, Doktor und jetzo Seeländischer Bischof, ein seines Amtes wegen großer Mann, aber der seiner Studien wegen, so wohl als ich und mehrere, noch fleißiger zu sein Ursache hätte, fragte im Examen die Männer: Quid est regeneratio (was

---

1) Wesenberg ist eine kleine Stadt in Mecklenburg-Strelitz, nicht weit von Neu-Strelitz, und liegt an dem See, aus dem die Havel abfließt.

2) S. Fenger Geschichte der Trankebarschen Mission, Anhang S. 267 u. 68.

ist die Wiedergeburt)? Sie antworteten: esse illam actum quendam gratiae divinae, quo homines transferantur in vitam [1]) (es sei eine Handlung göttlicher Gnade, durch welche die Menschen ins Leben versetzt würden). Dieser Frage fügt er noch zwei andre bei, nicht mehr, deren ich mich nicht mehr insonderheit erinnere. Das weiß ich aber, daß sie aus Gottes Wort gründlich, obwohl nicht mit scholastischen, sondern biblischen Ausdrücken beantwortet sind. Hierauf berichtete der Bischof an den gnädigsten König, die Männer seien verwerflich, denn sie wären Pietisten. Der liebe König ließ mir schreiben (und zwar die liebe Königin schrieb mit eigner Hand), daß ihm solches sehr fremd vorkäme, und möchte ich nur frei sagen, ob ich die Männer für tüchtig hielte. Wie ich das versichert hatte, kam mündliche Ordre durch den Herrn Ober-Kammerherrn von Eickstedt an den Herrn Bischof, es sollten die beiden Männer noch einmal von ihm in meiner Gegenwart und in meinem Hause examinirt werden. Man krümmte sich zwar hiergegen, aber S. Maj. blieben bei ihrer königlichen Resolution beständig. Bei diesem wiederholten Examen bestunden die Männer dergestalt, daß der Herr Bischof wohl dreimal selbst ansrief: Ei, wie haben die Männer sich geändert (in dreien Tagen, nämlich von dem ersten Examen an zu rechnen)! Ich examinirte sie auch durch einige vorgelegte Fragen und sonderlich unter andern über den Unterschied des 9. und 10. Gebots gelegentlich der Stelle Gal. 5, 24. Der H. Bischof wollte auch etwas dazu reden und meinte, im neunten sei die Begierde nach allem Leblosen, im zehnten nach allem Lebenden verboten, wozu ich zwar stille schwieg für diesmal. Ob er nun wohl über die zureichende Tüchtigkeit der Candidaten nichts mit Recht aufzubringen hatte, wollte er sie doch nicht approbiren. Da dünkte mich nöthig zu sein, ihm vorzustellen, wie er ohne Gründe die obige Definition der Wiedergeburt verworfen und so gar eine magere Differenz des 9. und 10. Gebots gezeigt hätte. Er möchte einmal bedenken, daß seine Erklärung offenbar mit Deuter. 5 stritte, da V. 21 das lebendige Weib zum neunten, das leblose Haus zum zehnten Gebot gerechnet würde. Aber er blieb dabei, daß er jenes für das gegründetste hielte und die Candidaten nicht ordiniren wollte. So referirte ich von den Candidaten an S. Maj. den König,

---

1) Aus dem Latein läßt sich doch wohl gegen den übrigens gut unterrichteten Anonymus bei Fenger schließen, daß das Examen wenigstens theilweise lateinisch abgehalten wurde, wie auch später die Meinung des Bischofs über das 9. und 10. Gebot lateinisch eingeführt wird.

die dem Herrn Bischof anbefehlen ließen, er sollte die Männer ordiniren oder Sie wolltens einem andern auftragen. Und damit wurden sie ordinirt und mit einem nicht so gar verächtlichen Zeugniß entlassen."

Ob die Unterscheidung des 9. und 10. Gebots nach Dr. Lütkens stichhaltiger erfunden werden möchte, läßt sich aus dem Bericht nicht erkennen; so viel aber ist klar, daß die Verweigerung der Ordination [1]) von Seiten des Bischofs durch die Unkenntniß der alten Theologie nicht ganz unmotivirt ist, eingerechnet freilich, daß es bekanntlich keine Kunst ist, bei bösem Willen den Besten im Examen zu Fall zu bringen. Jedenfalls würde es sich wohl machen, wenn die Candidaten demüthig auch von Gegnern ihre Mängel sich hätten zeigen lassen, statt daß Ziegenbalg von nun an keine Gelegenheit vorübergehen ließ gegen die Aristotelische Theologie anzukämpfen. Daß das Wort Gottes sich dem Examen der heidnischen Philosophie unterwerfen und von selbiger sich beurtheilen lassen müsse, ist eine oft wiederkehrende Klage, dagegen werden die philosophischen und theologischen Schriften der Tamulen über Gebühr erhoben: „darinnen man vielleicht so viel Gutes und Vernunftmäßiges antreffen würde, als in dem schon längst ausgegrübelten Aristoteles oder andern Scribenten. Die Malabaren sind so klug, daß wenn sie die Gelehrten in Europa auf den Cathedern aus der Logik, Rethorik und Metaphysik disputiren hören sollten, würden sie darüber höhnisch lachen und solche große Kunst für die allergrößte Thorheit halten, die in der Welt über das allgemeine Elend jemals könnte erdacht worden sein. Denn sie lieben freie, ungezwungene und deutliche Reden, die gute Raison mit sich führen, und halten gar nichts auf figürliche Redensarten (??) in Meinung, daß man diejenige Zeit, die man um selbige in ihren fremden und wunderlichen Farben zu kennen anwendet, mit weit größerem Nutzen in Untersuchung der Wahrheit selbst zubringen könne."

Doch auch dies möchte noch als spätere Aeußerung hingehen, wenn wir nur nicht den Eindruck bekämen, daß während der Examenszeit Ziegenbalg sich gradezu herausfordernd benahm. Er hatte vor dem Könige zu predigen über Apostelgesch. 26, 17 und 18, da befliß er sich nun ordentlich, „alle Hypothesen der sogenannten Pietisten in eine Summe zusammenzufassen und öffentlich vorzustellen gedenkend, daß solches entweder einen Durchbruch oder seinen Abschied verursachen

---

1) Eine Ordination auf rein königlichen Befehl gegen das Urtheil der kirchlich berechtigten Behörde dürfte kaum sonst erhört sein, der Bischof erklärte auch ausdrücklich nur einem direkten königlichen Befehl sich fügen zu wollen.

würde." Auf jeden Fall läßt sich auch hieraus erkennen, daß der junge Ziegenbalg muthig und charakterfest war, und so geben uns selbst seine Fehler Bürgschaft, daß er zur Grundlegung eines so schweren Werkes geeignet sein werde. Andrerseits werden wir uns nicht wundern können, wenn er durch diesen stark menschlichen Faktor seiner Jugendbildung mancherlei Leiden sich zuzieht. Dadurch vollendet der himmlische Vater seine Erziehung, durch solche Züchtigung sondert er wie durch ein Läuterungsfeuer die Schlacken vom Golde. Aber auch im Läutern und Schmelzen erweist Er sich gnädig, aus dem Vaterlande wenigstens sollten die beiden Missionare nicht mit herben bittern Gefühlen scheiden. Am 11. November wurden sie anstandslos ordinirt, und von da bis zu ihrer Abfahrt genossen sie nur Liebes und Gutes. So heißt es zu Anfang ihrer Reisebeschreibung: „Den 29. November 1705 begaben wir uns zu Kopenhagen mit großer Freudigkeit in unser Schiff, Princessa Sophia Hedwiga genannt. Vorher aber wurden uns von vielen frommen Seelen allerhand zu unserer Reise sehr dienliche Geschenke zugeschickt, zum Zeugniß, daß uns Gott die kurze Zeit über daselbst im Segen habe bekannt werden lassen: Wie wir denn eben deswegen unter vielem Wünschen göttlichen Segens uns desto getroster zu Schiffe begaben, in Versicherung, daß Gott allewege vor uns hergehen und auch der aller barbarischsten Menschen Herzen in Liebe zu uns wenden werde [1])." Die Sophia Hedwig aber nahm ihren Lauf nicht nach Westindien, noch nach Guinea, sondern nach Trankebar in Ostindien. Niemand vermag zu sagen, was zuletzt den Ausschlag

---

1) Der folgenden Darstellung liegt zu Grunde die von Joach. Lange 1708 herausgegebene: „Merkwürdige Nachricht aus Ost-Indien, welche zwey Evangelisch-Lutherische Prediger, nahmentlich Herr Bartholomäus Ziegenbalg, gebürtig von Pulsnitz in Meissen und Herr Heinrich Plütscho, von Wesenberg in Mecklenburg, so von Seiner Königl. Majestät in Dennemark und Norwegen den 29. Nov. 1705 aus Copenhagen nach Dero Ost-Indischen Colonie in Trangebar gesandt, zum löblichen Versuch, ob nicht dasige angrentzende blinde Heiden einiger massen zum Christenthum möchten können angeführet werden ꝛc." Es waren 7 Briefe, den achten um Geld bittenden wagte Lange nicht mitabzudrucken, er soll sich finden in der 5. Fortsetzung der wahrhaftigen Nachricht vom Waisenhaus S. 28 ff., vielleicht ist es derselbe, der im Anhang unter Nr. 5 gegeben wird. Die noch im selben Jahr erschienene Fortsetzung der merkwürdigen „Nachricht," wo die Reihenfolge beider Namen, wie sehr häufig in den gemeinsamen Briefen, umgekehrt ist, enthält zwei sehr instruktive Briefe. Handschriftlich ist noch mehr vorhanden.

für Trankebar gab, wer will der göttlichen Weisheit ihre Wege vorschreiben? An einem Faden also hing es, daß Ostindien noch hundert Jahre das Licht des reinen Evangeliums entbehrt hätte; drei Viertheile der protestantischen Christen Ostindiens wohnen jetzt im Tamulenlande; Trankebar, was ist dein Ruhm? allein Preis und Dank der göttlichen Gnade!

Eine Reise nach Ostindien bedeutete damals mehr als jetzt, wo bewundernswürdiger Fleiß und Scharfsinn die neue Wissenschaft der physikalischen Geographie der See gegründet hat, die uns nicht nur die verschiedene Färbung der Gewässer zu erklären weiß und den Boden des Meeres selbst erforscht, sondern den Lauf der Winde so genau erkannt hat, daß die Fahrstraßen jetzt fast so fest bestimmt sind wie auf dem Lande [1]). Besonders unglücklich und langwierig pflegten nun noch dazu die dänischen Expeditionen nach Ostindien zu sein, eine große Rolle spielt das Ausbleiben und Verunglücken der Schiffe in unserer ersteren Missionsgeschichte, darum wird eine kleine Schilderung jener ersten Missionsreise wohl am Platze sein.

Am 30. November segelte das Schiff von Kopenhagen ab und kam am folgenden Abend in Helsingör am Ausgang des Sundes an, nicht ohne einen Unglücksfall, ein Bootsmann war vom Mastbaum niedergestürzt und jämmerlich zu Tode gekommen, ein anderer Matrose über Bord gefallen und eben noch bei den Haaren ergriffen. Contrairer Wind zwang sie in Helsingör vier Tage still zu liegen, und als sie sich wieder aufmachten, ging es doch nicht weiter als im stürmischen Wetter bis in die Nähe Gothenburgs, wo sie dann wiederum eine Woche Zeit hatten, sich über die luftigen Felsen zu freuen, welche den Hafen rings umgaben (wir werden uns die Sophia Hedwig Eingangs des Gothenburger Busens hinter der Inselfestung Neu-Elfsborg ankernd zu denken haben). Am 15. December erst kamen sie in die Nordsee, die Freude über das weitere Fortschreiten wurde aber sehr durch körperliches Uebelbefinden gedämpft, die Tage waren sehr kurz und die Kälte sehr stark. „Anfänglich wurden wir in eine starke Anfechtung geführt und mußten dadurch nebst leiblicher Krankheit in unsern Seelen recht geprüft, geläutert und gereinigt werden," heißt es in

---

1) Ein ausgezeichnetes Handbuch auf der See ist das berühmte Werk: »Maury, The Physical Geography of the Sea and its Meteorology.« Der Verfasser giebt nicht nur die Resultate größter wissenschaftlicher Arbeit in allgemein verständlicher Sprache, sondern er läßt auch oft seine persönlich fromme Gesinnung und seinen bibelgläubigen Standpunkt zum Ausdruck kommen.

einem Briefe an Prof. Francke. Aeußerlich zwar hatte man in Kopenhagen recht wohl für sie gesorgt. Sie hatten ganz allein ein „sonderbahres Gemach, das zu Studien und Andachten (exercitio pietatis) sehr gelegen" war, den Tisch aber gemeinsam mit dem Capitain, dem vom Könige wöchentlich für Jeden dazu zwei Thaler gezahlt wurden. Es steht in den Sprüchen zu lesen: Freundlicher Anblick erfreuet das Herz, und es ist besser ein Gericht Kraut mit Liebe, denn ein gemästeter Ochse mit Haß. Das Angesicht des Capitains aber, wenn er seiner beiden königlichen Passagiere ansichtig ward, glich einer Sturmwolke, und das des Herrn Schiffspredigers zu seiner Rechten hatte auch keine Aehnlichkeit mit dem milden Glanze des Mondes, wenn er das spiegelglatte Meer bescheint. Das waren schlimme Aussichten für eine so weite Reise, aber nach einer fünfmonatlichen Reise von der Capstadt aus lautet der Bericht anders: „Der Schiffscapitain hat bisher eine große Liebe und Vertrauen zu uns gehabt. Gott hat sein Herz nebst andern durch unsern erbaulichen Umgang dermaßen gerührt, daß er nicht hat gewußt, was er uns hat sollen zu Liebe thun, hat uns auch etliche mal die Freiheit gegeben, daß wir in unserer deutschen Sprache predigen müssen, und hoffen wir, daß er uns hinführo wird vergönnen, alle Mittwoch oder Freitag eine Predigt zu halten. Auch der dänische Schiffsprediger hat nunmehr die Sache besser eingesehen und muß bekennen, daß wirs aufrichtig mit dem Volke meinen."

Wir merken aus diesem Berichte zugleich, daß damals noch ein ander Wesen auf See herrschte, als jetzt wohl auf den meisten deutschen Schiffen. Gottes Wort und gemeinsame Erbauung, alle Morgen und Abend, gingen in Schwange, dazu die Herrlichkeit und Feierlichkeit eines öffentlichen Gottesdienstes auf dem Deck eines Schiffes, einsam in der weiten See, wenn das Schiff pfeilschnell dahinfliegt auf und niederfahrend mit den Wellen und der Gesang kämpft mit des Windes Tosen, ob es ihm gelingt gen Himmel zu dringen — es ist doch noch etwas anderes, als die von Kosegarten so verherrlichten Uferpredigten an Jasmunds Küsten bei Arkona. Den beiden Missionaren war es als befänden sie sich stetig in einem großen Dom, da der Gottesdienst nimmer aufhört: „Unsere Herzen sind durch Betrachtung und Anschauung der Wunder Gottes auf dem Meere in steter Freude unterhalten worden. Das greuliche Stürmen der Winde, das Rütteln und Brausen der mächtigen Wellen haben nur unsere innere Seelenruhe befördern und zum unaufhörlichen Lobe Gottes treiben müssen: in Ansehung, daß wir einen so starken und gewaltigen Herrn haben, dem wir dienen, dessen Boten wir sind und zu welchem wir

uns als seine Kinder täglich nahen dürfen. War es dann bisweilen auf dem Meere ganz stille, daß man bei lieblichem Sonnenschein die prächtigen, großen und mancherlei Fische im Wasser sehen und auch fangen konnte, so wurde uns dadurch schöne Gelegenheit gegeben zu allerhand erbaulichen Gedanken, wie wir denn unsere ganze Zeit in heilsamem Meditiren und Betrachten göttlichen Wortes sehr freudig und nützlich zugebracht haben. Sonderlich wurde die Morgen-, Mittags- und Abendzeit zu unserm exercitio pietatis angewandt im Singen, Beten und Loben Gottes, dadurch zugleich viele Andre sind aufgemuntert worden. Unter uns selbst ist jeder Zeit ein Geist, ein Herz, ein Sinn und ein Wille gewesen (Ziegenbalgs Worte)." Sogar die in der Bekehrungszeit zurückgestellte edle Musica tritt wieder in ihre Rechte: „Dann und wann suchten wir auch durch eine liebliche Vocal- und Instrumental-Musik Gott zu loben und mit geistreichen Arien unsere innere Harmonie zu erwecken." Das Höchste aber, was am Schluß einer Seereise gesprochen werden kann, ist in folgenden Worten ausgesagt: „Ja wir würden es wenig achten, wenn wir auch gleich noch etliche Jahre auf dem Meere zu schiffen hätten, so uns Gott nur Gesundheit verliehe. Denn eben dies ist uns bisher diejenige Schule gewesen, darinnen man Gottes Wort nicht nach dem bloßen Buchstaben allein, sondern auch in seiner innerlichen Kraft und Süßigkeit verstehen und lebendig empfinden lernt:"

Nachdem wir so den Schluß vorweg genommen haben, können wir mit verringerter Besorgniß die Sophie Hedwig weiter auf ihrer Fahrt begleiten. Wir verließen sie in der Nordsee mit seekranken, frierenden Passagieren. Während sie die Küste Norwegens hinauffuhr, erholten sich die Kranken wieder, doch mußten sie dort einen an den Blattern gestorbenen Knaben hineinsenken in das tiefe Grab auf dem weiten stillen Kirchhof, wohin doch einst die Stimme der Posaune dringen soll: Meer, gieb deine Todten wieder! Um Schottlands Nordspitze herum an den Orcaden vorbei ging es weiter, hinein in das große Atlantische Meer, Irland und England lagen ihnen zur Linken; in der bewegten spanischen See hatte es oft das Ansehen, als ob das Schiff zwischen zwei mächtigen Bergen in einem Thal hindurchginge.

Es ist ein sehr freudiges Ereigniß auf See, wenn andre Schiffe in Sicht kommen, da werden erst die Namen gewechselt, dann erzählt man sich weiter durch kleine Fähnchen, woher und wohin und was es wichtiges an Bord gegeben; auf dem dänischen Fahrzeug aber wollte keine Freude aufkommen, als am Neujahrstage zwei große Schiffe in

der Ferne auftauchten, alle Stücke werden geladen, die Segel los gemacht, die Mannschaft ist kampfbereit, wenn die beiden französischen Caper näher kommen sollten — es war ja der große spanische Erbfolgekrieg, der so viele Länder in Mitleidenschaft zog, grade im besten Gange. Weiter fliegt das Schiff, in einem Tage 40—50 Meilen, es bleiben die Azoren zur Rechten, vorbei geht es an der berühmten Sargassosee, wo die Cirkelströmungen der Nordatlantik alles Treibholz und Unkraut ablagern, so daß einst Columbos Gefährten geglaubt hatten, nun komme das Ende der Welt und das Wasser werde zu dichten Massen. Zur Rechten liegt auch Madera und die schönen Canarischen Inseln, aber nach links allein richten sich die Blicke des Schiffsvolks, denn da liegt die Küste der türkischen Berberei und diese Gegend ist wegen der Seeräuber berüchtigt. Glücklich passiren sie den Wendekreis des Krebses und kommen in die tropische Zone, die Hitze wird größer, die Gewitter häufiger, am 22. Januar sind die Capwerdischen Inseln etwa unterm 15. Grad nördlicher Breite zurückgelegt, nun aber beginnt schon die Aequatorialstille, denn der Südost-Passat weht mit größerer Stärke als sein nördlicher Nebenbuhler und hat so das neutrale Gebiet des windstillen Gürtels mehr nach Norden verlegt. Ueber vierzehn Tage vergehn bis zur Linie. Die Wärme wurde so groß, daß oft das Schiffsvolk in die See sprang und lange im Wasser verweilte, obschon es nicht allzu sicher sein mochte, denn Haifische, sechs Ellen lang, ließen sich in großer Menge sehen und wurden auch gefangen. Einmal kam noch ein schlimmerer Gast, ein sogenannter Seeteufel, ging den ganzen Tag ums Schiff herum, ohne daß er sich fangen ließ. „Er hatte große Hörner, war so dick als lang und sah ganz abscheulich aus.“ So waren sie vorgerückt bis in die Gegend, wo Afrika und Amerika sich am meisten nähern und dadurch den nördlichen Theil des Atlantischen Meeres vom südlichen trennen. Hier setzt der Südostpassat ein; wenn nur die Schiffer es verstehen, sich auf der hohen See zu halten und nicht zu weit westlich an die Brasilische Küste sich treiben lassen, so ist es ein gar günstiger Wind und das Schiff eilt dem Süden zu. In damaliger Zeit gelang dies Wenigen, und unsere Reisenden fuhren volle acht Wochen, immer mit ungünstigem Winde kämpfend, in der Entfernung weniger Meilen an Brasilien hinunter. Einmal drohte große Gefahr: „Unter dem 18. Grad liegt bei der Amerikanischen Küste eine versunkne Insel, Ambrothos genannt. Und weil wir selbiger sehr nahe waren, so stunden die Schiffsleute sehr in Sorgen, daß sie entweder mit bishero gehabtem halben Winde wiederum würden nach der Linie segeln müssen und

daselbst ihren Cours ein wenig höher nach Osten nehmen oder unversehens daselbst Schiffbruch leiden, wie andermalen schon vielen widerfahren ist. Gott aber half uns den 27. Februar ganz glücklich vorbei, worüber alle im ganzen Schiff so fröhlich wurden, daß den andern Tag darauf ein großes Dank- und Jubelfest gehalten wurde. Den Armen wurde eine reichliche Steuer gesammelt."

Der Wendekreis des Steinbocks und damit die ungefähre Gränze des Passats war erreicht, nun aber wurden die Winde noch unbeständiger und feindlicher, über manchen Grad mußten sie lavirend 40—70 Meilen fahren, im großen Weltmeer wurden sie bald hierhin, bald dorthin getrieben, sie kamen wieder in kalte Gegenden und so weit südlich, „als vorhin kein Ostindisch Schiff wohl gekommen" war. Ja das Undenkbare wird berichtet, daß sie fast ebenso nahe an Trankebar als dem Cap der guten Hoffnung gewesen. Wahrscheinlicher klingt der Beisatz: „wir wußten nicht recht, ob auch von dannen die rechte Passade leichtlich nach Ostindien zu finden sey." Weil sich denn Alle nach frischen Speisen und Getränken sehnten, ward der Cours auf das Cap zu genommen, am 31. März die „unbekannte und unbewohnte Insel" Tristan d'Acunha erreicht und von da immer weiter nach Norden, bis sie am 23. April nach einer Reise von fast 5 Monaten am Cap landeten, „nachdem sie von Kopenhagen ab bis zu der Linie 1300, von dannen aber 1500 Meilen in dem großen Ocean herumgeschwommen hatten, welches die Steuerleute mit ihren mathematischen Instrumenten aufs Haar wissen konnten."

Nach dem schimmligen Brot, dem sauern Bier und stinkenden Wasser (die Seeleute pflegten damals zu sagen, zweimal müßten die Lebensmittel diesen Proceß durchmachen, dann erst würden sie gut) konnten sie sich wieder leiblich erquicken, aber dies war ein geringes gegen die zu hoffende geistige und geistliche Erquickung, in der Stadt wohnten ja viele deutsche und lutherische Landsleute. Die Aufnahme war allerdings eine herzliche, aber die kirchlichen Zustände ließen vieles zu wünschen übrig. Weil den Lutheranern keine freie Religionsübung gestattet war und sie keinen Prediger haben durften, so dachten die Meisten, was ein flüchtig gewordener Student, der im Duell seinen Gegner erstochen hatte, offen aussprach, dort in Afrika könne man Gott nicht recht dienen, aber bei der Rückkehr ins Vaterland wollten sie damit anfangen. Besser trafen sie es unter den Holländern, wohl eingerichtete Kinderlehren und Catechesen, und was sie am meisten freute, auch die Kinder der schwarzen Sklaven konnten so fein antworten; zu ihrer höchsten Verwunderung erfuhren sie aber bei der Gelegenheit,

daß die christlichen Herren nicht zulassen wollten, ihre Sklaven zu taufen.

Auch mit freien Heiden trafen die Missionare dort zusammen, schon auf dem Schiff waren sie von den Hottentotten in Hoffnung eines Geschenks sehr höflich begrüßt, nun sahen sie sich näher nach ihnen um. Sie fanden ein recht elend Volk, wohnend in kleinen Hütten Backöfen gleich, ihre einzige Kleidung ein Schaffell, nur die Weiber haben zu größerem Schmuck Schafsdärme um die Beine gewunden. Beim Eintritt in die Hütten wurden die Fremdlinge mit wunderlichen Posituren empfangen und weil sie es an kleinen Geschenken nicht fehlen ließen, scholl es ihnen überall in gebrochenem Niederdeutsch entgegen: Gute Christen, gute Christen, schöne Christen. Wir auch Christen-Mann so. In ihren Hütten sich allzu lange aufzuhalten, schien nicht gerathen, denn sie merkten bald, wie einige zur Seite gingen, und ein unnennbares Ungeziefer mit den Worten in den Mund steckten: Beißen sie uns, so beißen wir sie wieder. „Man findet es einer Religion bei ihnen ähnlich.“ Das Wohlgefallen an der guten Disposition und Proportion ihres Leibes wurde auch stark beeinträchtigt durch den unangenehmen Geruch, verursacht durch tägliches Einreiben mit Fett.

Folgendes kommt vollends dem Ideal Rousseauscher Glückseligkeit ziemlich nahe: „Die Hottentotten haben unter einander eine große Liebe, also daß wenn einer etwas Gutes geneußt, er allezeit auch die andern es mit genießen läßt. Sie sind sehr vergnügsam, also daß wenn man ihnen einen Ducaten geben wollte, sie ihn nicht nehmen würden, sondern nur einen Groschen fordern, darum, weil sie diesen, nicht aber jenen, den Tag über verzehren können. Sie sind sehr dienstfertig: wenn man ihnen ein Doppelchen oder Groschen giebt, so laufen sie dafür so viel Meilen als man haben will. Sie sind sehr treu und werden den Christen nicht das Geringste entwenden, wenn sie auch einen Haufen Geld um sich sähen. Sie werden nicht mit dem Ehrgeiz, Geldgeiz und Sorge der Nahrung so geplagt als wir Europäer. Ein Jeder sorgt nur für den gegenwärtigen Tag, und haben unter sich keinen Vorzug der Würde, ohne daß ihr Capitain allzeit in der Mitte sitzt und am ersten anfängt zu essen oder zu trinken.“

Mehr als alles war natürlich den Missionaren an der Erforschung des religiösen Zustandes gelegen. Wenn der Mond hell schien, sahen sie, wie die Hottentotten sich versammelten, zusammen niedersetzten, plötzlich freudig aufsprangen, im Kreise herumtanzten, mit ihren Händen klatschten. Da trat denn Plütschau herzu, sie zu fragen,

ob sie denn den Mond anbeteten. Die Antwort lautete, das könne man nicht eigentlich sagen: Hottentotten manier, Hottentotten altyt so. Dennoch war klar, daß es mit Gottesdienst nichts zu thun habe, sondern nur ein Vergnügen im kühlen Mondschein sei, weil Tags die Sonnenhitze zu sehr beläftigte. Aber einen Gott müssen sie doch haben! Plütschau tritt wiederum fragend an sie heran, ob sie vielleicht den Vitzliputzli anbeteten, von dem es hieße, daß er als ein unreiner schwarzer Geist ihnen zu Zeiten in Gestalt eines Pavians erschiene. Antwort: davon hätte man auch im Lande nichts gehört, sondern sie hätten einen großen Capitain. Mehr war nicht herauszubringen. Die Missionare schieden mit tiefem Mitleid, Gott bittend, daß er ihnen doch an ihrem künftigen Wirkungsort einigen Eingang bei den elenden Heiden geben wolle.

Am 8. Mai stach die Sophia Hedwig wieder in See und fuhr lange Zeit direkt nach Süden. Das Meer ist dort majestätischer anzuschauen, als in der Atlantik, die über weite Wasserflächen daher brausenden Stürme haben größere Gewalt, die Wogen gehen hoch und rollen schneller, als wollten sie einander jagen, und mit ihren weißen Spitzen gleichen sie Schneekoppen in Mitten wogender grüner Wiesen. Nun wird der Cours auf Madagascar zu genommen: die heißen Luftströmungen des Indischen Oceans müssen sich hier mit dem kühleren Klima ins Gleichgewicht setzen, daher kommts, daß dort die stürmischste Gegend der ganzen Erde ist und es giebt Zeiten, wo Donner und Blitz gar nicht aufzuhören scheint, das erfuhren auch unsere Reisenden: „Das gewaltige Stürmen der Winde nebst Blitz, Donner und Hagel war fast täglich unsere Begleitung, also daß einmal der große Mastbaum in drei Stücke zerbrach, wodurch in der Cajüte alles zerschmettert wurde, welchem dann der vorderste Mast in wenig Tagen nachfolgte. Wir haben oft mit der einen Seite des Schiffs gänzlich in der See gelegen und sehr schwer wieder aufkommen können, wodurch denn alles im Schiff unter einander geworfen wurde.“ Am 21. Mai passirten sie Madagascar und kurz darauf Mauritius. Hier begann Ziegenbalg ein Buch zu schreiben von der wahren Weisheit „zum steten Angedenken, daß er in einem Schiffe, welches den Namen Sophie führete, auf dem großen Weltmeer lange Zeit ihr Schüler sein müssen,“ während Plütschau seine Betrachtungen über die Harmonie zwischen dem Reich der Natur und der Gnade zu Papier brachte. Bei den Malediven hatten sie das Schiff täglich voller Vögel und zwar von so dummer Art, daß sie den Menschen in die Hände flogen oder mit ihnen spielten, und wären nicht fortgeflogen, wenn man sie nicht

zum Schiff hinausgeworfen hätte. Am 27. Juni war der Aequator zum zweitenmal passirt (das Schiff muß vom Cap an eine räthselhafte Irrfahrt gemacht haben), einige Tage waren seitdem verflossen und noch immer nicht kam Ceylon in Sicht, da ergriff die Schiffer große Sorge, weil erst in den letzten Jahren hier ein dänisches Schiff verunglückt war, und richtig bei genauerer Berechnung fanden sie, daß sie in der Bucht Comorin an der westlichen Seite Ceylons schon nahe dem Nordende dieser Insel nicht fern von der sogenannten Adamsbrücke sich befänden, die nur für ganz kleine Fahrzeuge einen Durchgang bietet. Schleunigst wurde umgewandt, die Gefahr in der felsigen Gegend war groß. Das Schiff flog wie ein Pfeil dahin, plötzlich ertönt ein Geschrei, zwei große Klippen, erkennbar an dem Abprallen der Wellen lagen vor ihnen. Da trösteten sie sich denn häufig mit Davids Worten: „Wo soll ich hingehen vor deinem Geist und wo soll ich hinfliehen vor deinem Angesicht? Nähme ich Flügel der Morgenröthe und bliebe am äußersten Meer, so würde mich doch deine Hand daselbst finden und deine Rechte mich halten.“ Endlich hieß es Land, es war Ceylon; Indien war erreicht, sie kamen so nahe, daß sie am Lande die Elephanten sehen konnten, auch wurden sie mit der schönen Frucht Ananas erquickt, eine stärkende gewürzige Luft floß vom Lande herüber:

Weich über Ceylons Rücken
Der Wind voll Würzen weht;
Wohin du schaust Entzücken,
Und nur der Mensch ist schnöd'!
Gott streut auf Höhn und Gründe
Viel Gaben, gut und fein;
Der Heide beugt, der blinde,
Vor Holz sich doch und Stein.

Um diese schöne Insel, wohin die Asiaten und namentlich alle Muhammedaner das Paradies verlegen, schifften sie ganz herum. Unerwartet bald, nach den früheren Erfahrungen, von der „wahren Weisheit“ war erst die Hälfte nämlich 26 Capitel fertig, lag die Sophia Hedwig vor Trankebar. Am 9. Juli 1706 hieß es: Bis hieher hat der HErr geholfen [1]).

1) Im Ueberschwang der Freude fügt Ziegenbalg, wie nie wieder, zu dem Bibelspruch noch eine Reminiscenz aus den Classikern hinzu: Contigimus portum, quo mihi cursus erat.

Einen schweren und einen weiten Ausgang haben wir bisher geschildert und es konnte uns wohl bisweilen bange werden, wie es hinauslaufen würde; war es doch in Kopenhagen nahe dran, daß Ziegenbalg wie der Herr Biegsam in Bunyans Pilgerreise mit großer Kraftanstrengung den Ausgang aus der mühevollen Schlucht da suchte, wo der nächste Weg nach Hause führte. Der alte Tharah wollte auch ins Land Canaan ziehen und kam nur bis Haran, ja nach des heil. Stephans Erklärung fällt es sogar Abraham selbst zur Last, der nach empfangenem Gebote, auszuziehen, dort einen langen Rasttag auf seiner Pilgerschaft machte. Es haben sich auch wohl Manche schon durch die äußern Schwierigkeiten der Reise abschrecken lassen, wie jener Reisende, von dem spätere Missionare berichten, daß er in der Themse aufs Schiff gegangen sei, bei Portsmouth aber geeilt habe, wieder ans Land zu kommen. Ziegenbalg und Plütschau haben ihr Reiseziel erreicht, der Ausgang ist geschehen, welchen Eingang werden sie finden? ob entsprechend der großen Mühsal?

Noch saßen die beiden Missionare im Landungsbote, als ein zwanzigjähriger Jüngling Namens Modaliapa zu ihnen trat und sich anbot ihr Diener zu werden. Ziegenbalg war bald entschlossen ihn anzunehmen, aber mit dem Dänischen, was er auf dem Schiff gelernt, konnte er sich nicht verständlich machen, denn Modaliapa verstand nur die damals auf allen europäischen Niederlassungen in Indien übliche Verkehrssprache Portugiesisch. Da konnte nun ihr treuer Hauswirth, Hans Paulsen, den ihnen Gott bald bescheerte, ihr Dolmetscher werden. Die ältesten Missionsberichte sind voll von Modaliapas Lobe und viele Gespräche mit ihm werden berichtet; seine ganze Geschichte erfahren wir: „Seine Mutter, die annoch lebet, ist aus fürstlichem Geschlecht, sintemal ihr Großvater dieses Landes Fürst gewesen. Sein Vater hat allhie in der Compagnie Diensten gestanden und ist ein Mann von großem Reichthum gewesen.“ Nach achttägigem Verkehr schon zeigte er große Zuneigung und fragte, ob er nicht immer bei ihnen bleiben und sie nach Europa zurückbegleiten dürfe. Es ward zugestanden, wenn er sich entschösse, Christ zu werden und Deutsch zu lernen. Der erste Unterricht geschah durch das Zeigen von Bildern und durch Dolmetscher, bis er erstlich durch Ziegenbalg, dann durch einen eignen Lehrer im Deutschen unterrichtet, die Missionare in ihrer Muttersprache verstehen lernte, während sie sich im Portugiesischen vervollkommneten. Nun erzählte Modaliapa ihnen, wie Gott ihn wunderbar geführt, ehemals sei er an Hals, Händen und Füßen in lauter güldenen Ketten gegangen und habe eine große Menge Sklaven

hinter sich gehen gehabt, während er nun andern dienen müsse. Darauf antworteten ihm die Missionare zu seiner großen Erweckung mit Josephs Geschichte. Zunächst gewannen sie wenigstens an ihm einen guten Dolmetscher, viel mehr aber versprach sich Ziegenbalg zukünftig von ihm: „Weil er so gar große Lust hat, mit mir nach dem Vaterlande zu gehen und stets bei mir zu verbleiben, so gedenke ich, daß er alsdann, wenn er recht fertig Deutsch gelernt hat, in Europa eben so wohl seinem Volke gute Dienste thun kann als hier, durch stetes Zuschreiben und durch Verfertigung malabarischer Bücher vom wahren Christenthum.“ In einem Briefe vom 1. Oktober endlich bezeichnet Ziegenbalg ausdrücklich den Modaliapa als „Erstling aus den Heiden.“ Außer ihm hatten sie noch zwei andere Diener, welche gleichfalls entschlossen waren Christen zu werden. „Des einen Eltern aber wollen es nicht zugeben und wiewohl er Willens ist, sie gänzlich zu verlassen, so haben wir doch bis daher noch kein solches Aufsehen unter den Malabaren machen wollen, als dadurch sie auf einmal von uns möchten abgeschreckt werden.“

Das sind ja fröhliche Aussichten, aber wir können auch gar nicht erwarten, anderes zu hören, wenn wir einen Blick thun in ihre Rüstkammer: „Bei Anschauung der blinden Heiden konnten wir uns der Thränen nicht enthalten, Gott inbrünstig anrufend, daß er doch in diesem heidnischen Lande das Licht des Evangelii zur Errettung vieler Seelen durch unsern Dienst helle aufgehen lassen wolle. Und weil wir sahen, daß es hierin allein auf die Erbarmung, Gnade und Macht Gottes ankommen müsse, so stellten wir unter einander eine tägliche Betstunde an, darin wir Gott unser Vorhaben ernstlich vortrugen. Und müssen wir bekennen, daß das Gebet das allerkräftigste Mittel gewesen, unser so hohes und wichtiges Amt mit Freudigkeit und im Segen anzufangen, auch keine Mühe noch Gefahr zu scheuen. Denn da wir keine solche Männer zur Hand hatten, die wir hätten um Rath fragen können, auf was Art und Weise dieses oder jenes anzufangen sei, so sind wir stets zu unserm lieben Vater im Himmel gegangen und haben ihm alles in unserm Gebet vorgetragen: sind auch von ihm erhört und mit Rath und That begnadigt worden.“ In der Kraft des Herrn machten sie sich nun vor Allem an die Erlernung der Sprachen, zunächst des Portugiesischen, worin ihnen ihr Wirth die erste Anweisung gab. Bald bekamen sie auch ein in Batavia gedrucktes Neues Testament in die Hände und der Herr Commandant verehrte ihnen eine Grammatik oder vielmehr eine portugiesische Anweisung, Lateinisch zu lernen. Mit diesen Hülfsmitteln eigneten sie sich das europäische

Portugiesisch an, und dann aus dem Gespräch mit Eingebornen deren corruptes Portugiesisch, um sie im christlichen Glauben zu unterrichten und daneben auch eine bessere und für religiöse Gegenstände geschicktere Sprache ihnen beizubringen. In der hohen Sprache verfaßten sie sodann einen kleinen Unterricht vom Christenthum, das Vaterunser und ein Gebet um wahre Bekehrung. Zur Uebung in dieser Sprache hatten sie hinreichende Gelegenheit, denn ihr Haus ward täglich von Eingebornen besucht, die sie einiger Maßen redeten, zudem wohnten sie mitten unter den portugiesischen Sklaven. Zwei Waisenkinder, deren eines Namens Georg später ein nützlicher Lehrer ward, nahmen sie ganz ins Haus.

Es hatte fast den Anschein, als würden die Missionare sich von der Schwierigkeit des Tamulischen abschrecken lassen und damit von dem eigentlichen Kern der Bevölkerung abgeschlossen bleiben. So lauten allerdings die ersten Berichte; aber bald erkannten sie selbst diese Gefahr. Freilich auf die kurze Zeit von drei Jahren, auf länger waren sie nämlich nicht berufen, lohnte es sich der Mühe kaum; einer mußte sich entschließen, länger zu bleiben, hören wir Ziegenbalg selbst darüber: „Hierbei wurde endlich dieser Ausschlag gemacht, daß sich einer von uns resolviren müsse, entweder beständig oder doch eine lange Zeit allhier zu verbleiben, damit er sich hauptsächlich auf diese Sprache legen und selbige nachmals auch gebrauchen könnte. Wir warfen demnach das Loos unter uns, da es denn auf Herrn Heinrich Plütschau (!) fiel, der sich ganz willig dazu bequemte und nunmehr desto fleißiger in der malabarischen Sprache sich finden läßt. Ich aber, ob ich gleich mich dessen auch etwa des Tages etliche Stunden zu befleißigen suche, werde ich doch vornämlich diejenige Zeit, die er an die Erlernung der Sprache wendet, mit Auffsetzung unserer christlichen Lehre in der portugiesischen Sprache und mit Uebersetzung dieser in die malabarische Sprache durch Behuf eines Dolmetschers zubringen, wobei denn immer zugleich etwas darin wird gefaßt werden.“ Dann läßt er die ganze Reihe der tamulischen Buchstaben folgen [1]). Der ganze Bericht klingt wie ein Klagepsalm, daß das Loos ihn von der Erlernung des Tamulischen ausgeschlossen habe. Einen kleinen Anfang hatte er nämlich darin schon gemacht, am 3. September nahmen sie einen alten siebzigjährigen Schullehrer in ihr Haus und ließen ihn dort Schule halten, sie aber saßen unter den Kindern im Sande und lern-

1) Merkwürdige Nachricht S. 14 und 15.

ten lesen und schreiben. Das war freilich nur wenig, denn der Schulmeister konnte nicht portugiesisch, demnach erfuhren sie die Bedeutung keines einzigen Wortes. Endlich bekamen sie Kunde, daß auf dem Lande ein ehemaliger Compagnie-Dolmetscher Namens Aleppa lebe, der außer dem Tamulischen vier europäische Sprachen verstünde: Portugiesisch, Dänisch, Holländisch, Deutsch. Am 12. Oktober trat Aleppa in ihre Dienste. So weit gehen die zuerst in Europa angelangten Berichte. Vor dem Herbst nächsten Jahres segelt kein Schiff wieder ab, wir müssen also Ein ganzes Jahr die beiden Missionare sich selbst überlassen. Nur auf Eines sei hier noch aufmerksam gemacht. Es ist selbstverständlich, daß sie sich auch angelegentlich nach dem Götzendienst, den Landesbräuchen, den Kenntnissen des Volkes [1]) umgesehen hatten. Da sind nun die ersten Berichte voller Verwunderung, welch ein gelehrtes und befähigtes Volk die Tamulen seien, Ziegenbalg ist ganz hingenommen und erhebt sie über die Maßen, während Plütschau in seiner nüchternen Weise zugleich auf die Schattenseiten aufmerksam macht und sie in seinem Bericht an den König ein wild, frech Volk nennt, das aus gerechtem Gericht Gottes bisher dahin gegeben sei, zu thun, das nicht tauget [2]). Nun dies konnten die Missionsfreunde der Heimath kaum anders erwarten, und es wird dadurch ihre Freude über die andern schönen Berichte, die glückliche Ankunft, die getroste Freudigkeit der Missionare, die Erlernung des Portugiesischen, den kleinen Anfang im Tamulischen und die Möglichkeit weiter zu lernen, nicht gedämpft sein. In dem mir vorliegenden Exemplar hat ein Missionsfreund vielmals an den Rand geschrieben: Hallelujah, sursum corda, die Herzen in die Höhe! Bei aller Freude werden sie sich aber kaum haben verhehlen können, daß von eigentlichem Anfang der Missionsthätigkeit noch nicht die Rede sei, die Vorbereitungen sind getroffen, es ist Aussicht, daß die Missionare Eingang finden werden. Demnach ist auch unser Versprechen, den ersten Eingang zu schildern, noch nicht erfüllt, wir müssen zu den beschriebenen drei Monaten noch ein Jahr hinzufügen.

Ein Jahr ist verflossen und wir stehen im Oktober 1707, wie zeigt doch die Mission in Trankebar ein so ganz andres Gesicht. In der Hauptstraße der Heidenstadt erhebt sich jetzt ein kleines massives

---

1) Hierüber ist Näheres mitgetheilt in den beiden ersten Kapiteln meines „Joh. Phil. Fabricius."

2) Siehe auch im Anhang Nr. 6 Plütschaus Brief an Prof. Francke.

Kirchlein und drinnen findest du etwa vierzig Seelen, denen es anzumerken ist, daß sie heimisch sind in diesem Hause, es ist die kleine evangelische Christengemeinde gesammelt aus den Eingebornen, an Fenstern und Thüren ringsherum stehen aber noch viele Heiden und Muhammedaner und lauschen dem Fremdlinge auf der Kanzel, der zu ihnen redet in ihrer eigenen Sprache so gewandt, wie begeistert. Der liebe Leser glaubt den Namen zu errathen, wer könnte es anders sein als Plütschau, dem das Loos die tamulische Sprache zugetheilt hat — es ist aber in Wirklichkeit Ziegenbalg.

Kaum hatten die letztjährigen europäischen Schiffe die Rhede verlassen, so war Ziegenbalg in eine sehr gefährliche Krankheit gefallen, welche ihn so entkräftete, daß sowohl ihm als seiner Umgebung alle Hoffnung der Genesung entfiel. Dennoch schenkte ihm der HErr das Leben, so hielt er wiederum es für seine Schuldigkeit und gelobte, sich nun gänzlich dem HErrn zu seinem Dienst aufzuopfern. Von einer Rückkehr, die er sonst stark ins Auge gefaßt, war keine Rede mehr, und daher legte er sich nun gleichfalls mit aller Energie aufs Tamulische. Mit Aleppa's Hülfe kam er in acht Monaten so weit, daß er nicht nur das Gelesene und Gehörte verstand, sondern auch selbst reden konnte. Anfangs hatte er 5000 — 6000 Vocabeln auswendig gelernt, durch fleißiges Lesen sodann die Deklinationen und Conjugationen herausgefunden, so wie die hauptsächlichsten grammatischen Regeln, kaum ist dies geschehen, so sendet ihnen der Herr Commandant einen größern Aufsatz, den ein alter französischer Missionar über die tamulische Grammatik verfaßt hat, dadurch wurde es denn Ziegenbalg möglich, eine vollständige kleine Grammatik nebst einem Verzeichniß der nothwendigsten Wörter zu verfertigen.

Wie aber wird es möglich sein, in der Sprache eines durch und durch heidnischen Volkes Wörter zu finden, um die christlichen Wahrheiten auszudrücken, wenn das Heidenthum schon alle Begriffe für sich in Beschlag genommen hat? Es ist dies eine der schwersten Arbeiten der Missionare und es kann bei manchen Völkern wohl Jahrhunderte dauern, bis die Sprache, dies festeste Monument der Geschichte und Ueberlieferung, von dem neuen Geist durchdrungen ist. Da kamen nun den evangelischen Missionaren die 150jährigen Arbeiten der Katholiken wohl zu Statten, es ist erfreulich, daß sie dies offen gestehen: „Wir bekamen auch unterschiedliche Bücher von den Katholiken in malabarischer Sprache verfertigt, welche zwar voller gefährlicher Irrthümer waren, aber nichts desto weniger zur Erlernung dieser Sprache ein großes contribuirten, also daß wir aus selbigen einen christlichen

Stil uns angewöhnen können; da wir sonst vorher nicht wußten, mit was für Worten und Redensarten man die geistlichen Materien ausdrücken sollte, damit nichts nach dem Heidenthum schmecke. Das beste Buch, so uns nöthig und nützlich, war unter selbigen das Evangelienbuch. Dieses gingen wir am ersten durch und zogen alle Vocabeln und Redensarten heraus, machten uns selbige wohlbekannt und suchten sie gleich in täglicher Uebung anzuwenden." So wohl befähigt machte sich Ziegenbalg selbst daran, ins Tamulische zu übersetzen, während dies bisher eingeborne Christen hatten thun müssen; das Nöthigste sollte zuerst kommen, es war — Luthers kleiner Catechismus, wir lassen die Stelle aus seinem Tagebuch folgen: „den 28. Mai (1707) predigte ich über den Spruch Psalm 143,10 „Lehre mich thun nach deinem Wohlgefallen, denn du bist mein Gott; dein guter Geist führe mich auf ebener Bahn," wozu mir denn Gott reiche Kraft verlieh, ohnerachtet, daß ich sonst sehr schwach dem Leibe nach war. Nach Verrichtung dessen war ich bemüht, wie ich einen Catechismum in malabarischer Sprache auffsetzen möchte, weil ich nun selbigen sehr nöthig hatte." Am 28. Juni war die Arbeit gethan. Die beiden Missionare konnten sich jetzt nicht mehr der Einsicht erwehren, daß trotz des Looses Ziegenbalg eine größere Sprachengabe von Gott empfangen habe als Plütschau. Eine andere Vertheilung der Arbeit war nicht länger zu umgehen, Ziegenbalgs Bericht davon liest sich etwas merkwürdig: „Herr Plütschau legte sich zwar auch auf die Erlernung dieser malabarischen Sprache und ist auch darinnen, ungeachtet, daß man in diesem heißen Lande nicht viel mit dem Kopf arbeiten darf, ziemlich weit gekommen; aber gleichwohl war es höchst nöthig, daß wir uns hierinnen theilten, also daß er sich hauptsächlich auf das Portugiesische und ich mich sonderlich auf das Malabarische legte, indem wir alle beide Hände voll in diesen beiden Sprachen zu thun bekamen."

Von da an datirt sich die richtige Theilung der Missionsarbeit an der portugiesischen und an der tamulischen Gemeinde. Von einer Gemeinde können wir mit vollem Recht reden, denn nachdem schon am 6. November 1706 der regelrechte Unterricht einiger portugiesischer Catechumenen begonnen hatte, wagte man es am folgenden 22. Januar auch tamulische Catechumenen anzunehmen, gleich wie jene, zu täglich zweistündiger Unterweisung. Am 12. Mai 1707 endlich war der feierliche Tag, wo in Trankebar zum ersten Male Heiden sich zur lutherischen Kirche bekannten, es waren ihrer fünf portugiesisch Redende. Die dänische Zionskirche hatte sich gastlich geöffnet, die ersten Personen der Stadt waren zu Pathen gebeten, und als die Catechumenen so klar

und fest ihren Glauben bekannten und gute Rechenschaft zu geben wußten, entstand eine allgemeine Bewegung und mancher der alten Christen fühlte sich beschämt. Der ersten Aufnahme folgten bald mehrere von reinen Tamulen, die gemiethete Wohnung wollte nicht mehr ausreichen, vor der europäischen Zionskirche hatten die eingebornen Tamulen eine große Scheu, so entschlossen sich die Missionare in Gottes Namen eine Kirche zu bauen. Dieser Entschluß war eine Glaubensthat im eminentesten Sinn. Von Europa hatten sie keinen Pfennig mitgebracht, nur eine Anweisung an die Ortsobrigkeit ihnen vierteljährlich ihr Gehalt auszuzahlen. Dies Gehalt betrug nur 200 Thaler jährlich für Jeden, Vorschuß war nirgends zu erhalten, so opferten beide die Hälfte ihres Gehaltes. Am 14. Juni wurde der Grundstein zur Kirche gelegt. Die Missionare waren freudig in Loben und Preisen Gottes, ob die Welt ihrer spottete und alle das Haupt schüttelten zu solchem thörichten Beginnen, zumal das sehnlich erwartete europäische Schiff ihnen nur einen einzigen Brief ohne weiteren Inhalt brachte. Doch der Bau schritt vorwärts, dreißig Mann arbeiteten täglich daran, die Spötter begannen sich zu schämen und thaten selber Handreichung, wie denn einmal eine Gabe von 50 Thalern einlief. Unter dem 14. August schon finden wir in Ziegenbalgs Tagebuch: „Heute wurde im Namen des dreieinigen Gottes unsere Kirche eingeweiht und ihr der Name Jerusalem gegeben, da denn des Morgens früh um sechs Uhr bei einer großen Frequenz von meinem Collegen eine portugiesische Rede und Nachmittags von mir eine malabarische Rede gehalten wurde: da denn etliche tausend Malabaren, Mohren und Portugiesen, Deutsche und Dänen zugegen waren. Gott erzeigte mir sonderliche Gnade, daß ich mit einer großen Freudigkeit in der gleichen Sprache reden konnte. Diese Einweihung machte die ganze Stadt rege.“ Text der Predigten war Psalm 122 von der Herrlichkeit der Stadt Jerusalem und der 6. Vers „Wünschet Jerusalem Glück, es müsse wohl gehen denen, die dich lieben“ klingt seitdem durch die Berichte hindurch. Die Missionare hatten ihr kleines Jerusalem lieber als die größten Dome, wie sie denn einmal an die heimischen Missionsfreunde schreiben: „Wir wünschen oft, daß sie uns durch ein Perspektiv unter den Heiden in unserer Kirche predigen sehen möchten.“ Nun wir haben jetzt einen kleinen Anlauf zur Erfüllung dieses Wunsches genommen, und wollen nur schließlich das Perspektiv noch einmal auf die Gemeinde selbst richten, um uns zu freuen, daß sie nach gehaltener Predigt nicht gleich stumm aus einander geht, sondern sie bekräftigt mit einem fröhlichen lebendigen Gesang den Glauben des Predigers als ihren eigenen Glauben,

es ist schon der Anfang zu einem Gesangbuch gemacht. Bibel, Catechismus, Gesangbuch, diese drei Stücke bilden die Grundpfeiler einer lutherischen Gemeinde, alle drei sind nach Gebühr vertreten in der neuen Gemeinde. Der Aufgang aus der Höhe ist nun auch den Völkern des Ostens erschienen; Preis, Lob und Ehre sei allein dem HErrn. Der Inhalt der Berichte ist ja so beschaffen, daß Jeder aus tiefer Ueberzeugung in A. H. Francke's Worte einstimmen wird: „Man müßte kein Christ sein, so man sich nicht darüber erfreuen sollte. Denn wie ist's möglich, daß einer, der von Herzen an den HErrn Jesum glaubt, nicht auch am allermeisten sich darüber erfreue, wenn er hört, daß ungläubige Menschen aus des Satans Gewalt errettet, bekehrt und zu einer wahren lebendigen und seligen Erkenntniß JEsu Christi gebracht werden?" Dennoch stiegen auch wohlwollenden Gliedern der heimischen Kirche bei der Ungewöhnlichkeit der Sache noch mancherlei Bedenken und Zweifel auf.

Als dem Könige Friedrich Wilhelm I. von Preußen einstmals von Halle Missionsberichte oder tamulische Schriften übersandt wurden, enthielt der erste Theil seiner kurzen Antwort allerdings einen Ausdruck der Theilnahme für das Gedeihen der Mission, aber im zweiten schaut alsbald die Besorgniß des Landesvaters durch und er ermahnt, nur nicht darüber seine Unterthanen zu kurz kommen zu lassen. Diese Besorgniß ist seitdem oftmals wieder laut geworden, dem gegenüber stellen wir nun als Erfahrungssatz auf: jegliche Mission kommt in einer oder der andern Weise der Heimath wieder zu gut. In der direktesten Weise hat sich dies gleich bei unserer ersten Mission gezeigt. Die Hälfte der Europäer in Trankebar waren Deutsche, die religiös verkommen mußten, weil sie aller geistlichen Pflege entbehrten. Für die im vorigen Jahrhundert so sehr viel zahlreicheren Deutschen in Ostindien, die zumeist in der Armee dienten und nach einigen Jahren zurückkehrten, begann auch seit Ankunft der Missionare ein neues Leben. Der Anlaß bot sich ungesucht. Plütschau ging einst auf der sogenannten Klingenberg'schen Batterie spazieren und fand dort einen verlassenen kranken Landsmann, den er schon auf dem Schiff als nicht unempfänglich für göttliche Dinge kennen gelernt hatte. Er wurde in seiner Krankheit möglichst unterstützt. Nach seiner Genesung kommt er sich zu bedanken. Die Missionare halten grade ihre gewöhnliche Betstunde und bescheiden ihn auf eine andere Zeit, er aber verlangte gegenwärtig zu sein. Am nächsten Tage kommt er begleitet von einigen guten Freunden, so wuchs die Zahl täglich. Schließlich fordert der Herr Commandant sie auf, doch allwöchentlich Mittwochs eine deutsche

Predigt in der Zionskirche zu halten. Nach längeren Verhandlungen kam es auch dazu, die Kirche war stets gedrängt voll, die guten Früchte waren augenscheinlich, namentlich an den vermehrten Opfern für die Mission. So dient ein Werk dem andern. Wir aber mögen wohl ausrufen: Das ist schon nicht mehr ein kleiner Eingang, das ist eine doppelte Thür. Die Thore sind weit und die Thüren hoch gemacht und der König der Ehren hält seinen Einzug.

Jegliches Zeugniß stehet in zweier oder dreier Zeugen Mund; Missionsberichte sind oftmals übertrieben, denkt Dieser oder Jener, und ich kann ihm leider nicht ganz widersprechen, habe es auch an einigen Orten vielleicht durchmerken lassen, daß hie und da die Hoffnung wohl zu sehr die Feder beflügelt habe, darum stehen hier schließlich noch einige Zeugnisse für die Wahrheit unserer Erzählung. Die dem Könige von Dänemark mit den Herbstschiffen überschickte tamulische Grammatik und ein von den Catechumenen freiwillig ausgeliefertes goldenes Götzenbild waren nicht zu verachtende Beweise. Die Freunde in Halle und Berlin wurden mit tamulischen Predigten und Uebersetzungen bedacht, so daß sie feste Dokumente den Zweiflern vorzeigen konnten. Dennoch mußte Ziegenbalg später bei seinem Besuche erfahren, wie viele in der Meinung stunden, die schönen Berichte kämen gar nicht aus Ostindien, sondern würden alle von den Halle'schen Pietisten geschmiedet.

Da war es nun gut, daß Indien, wenn auch für die damalige Zeit weit, sehr weit abgelegen, doch noch nicht außer der Welt lag und noch Menschen und Briefe von da nach Europa kommen konnten. In Kopenhagen erzählte damals ein Augenzeuge Folgendes: „Herr Ziegenbalg und Herr Plütschau lebten alleine in einem Hause, sie hätten einen Jungen von den Schwarzen, der ihnen zur Hand ginge. Das Essen ließen sie sich von einem Koche zubereiten und ins Haus bringen, weil dort der Gebrauch so wäre. Einen jeden Monat gebe einer vier Thaler (den Monat nach dasiger Art zu 33 Tagen gerechnet, daß also ein Jahr nur 11 Monate hat). Sie gingen gar wenig aus, als wenn sie in die Kirche gingen und dann und wann zum Commandanten. Wenn sie aber von jemand besucht würden, wären sie höflich gegen jedermann, setzten ihm auch wohl Thee oder Zuckerwasser oder Franzbrantwein vor, sie selbst aber thäten nicht Bescheid. Die bekehrten Heiden oder die sich noch bekehren wollten, wären gar fleißig bei ihnen. Vor- und Nachmittags unterrichteten sie dieselben und wären täglich unter großer Arbeit." Wegen des eigenthümlichen Reizes, den stets Urtheile von unbefangenen Augenzeugen haben, möge

hier noch zum Schluß der Auszug eines Briefes Platz finden, den am 28. September 1707 der Tuchknapper und derzeitige Soldat in Trankebar Johann Georg Mann aus Wrietzen an seinen Vetter, Meister Reichhardt in Rostock, geschrieben:

„Es ist euch zu wissen, daß zwei deutsche Prediger hier sind die Heiden zu bekehren, der eine ist ein Sachse, der andre ein Mecklenburger, die haben allhier viel Heiden bekehrt und eine Kirche gebaut. Die malabarische und portugiesische Sprache haben sie in einem Jahr gelernt, daß sich Christen und Heiden darüber verwundert, daß sie schon in dieser fremden Sprache predigen können, und sagen: es sei keine Sprache in der Welt so schwer wie diese; und muß ein Jeder bekennen, daß Gott mit ihnen arbeitet. Sie predigen auch alle Mittwochen in unserer dänischen Kirche eine deutsche Predigt. Gott der himmlische Vater stärke sie mit seinem heiligen Geist und befördere das Werk an den Heiden, das er angefangen hat, daß sie mögen aus der Finsterniß an das Licht gebracht werden und erkennen die Herrlichkeit, die uns Christus mit seinem Blut erworben, so wohl für sie als für uns, wenn sie nur glauben wollen. Und wisset, daß ich berufen bin in der Kirche aufzuwarten, da zu singen, in der Dänischen des Mittwochens, und wenn des Freitags Portugiesisch und des Sonntags Vormittag Portugiesisch und des Nachmittags Malabarisch gepredigt wird. Ich habe, Gott Lob und Dank, hier keine Noth, ich gehe täglich mit diesen Gottesmännern um und speise mit ihnen. Es sind gelehrte Männer und führen ein heilig Leben, daß sie auch sagen, wenn der König von Dänemark ihnen eine Tonne Goldes hätte geben wollen, in Ostindien zu gehen, Kaufmannschaft zu treiben, so hätten sie nicht hierher reisen wollen, weil sie aber den Heiden den Weg zur Seligkeit weisen sollen, so thun sie auch ihren besten Fleiß dazu und Gott stärket sie auch in ihrer Arbeit, daß es ein Jedweder täglich vor Augen siehet.“

Drittes Kapitel.

Unterm Kreuze.

Christe, du Beistand deiner Kreuzgemeine,
eile, mit Hülf und Rettung uns erscheine;
steure den Feinden, ihre Blutgerichte
mache zu nichte.

„Es standen aber bei dem Kreuz Jesu seine Mutter, und seiner Mutter Schwester, Maria, Kleophas Weib und Maria Magdalena.“ Alle Verwandten des HErrn standen unter dem Kreuz und durch ihrer aller Herz drang das Schwert, von dem einst der Greis Simeon zu Maria geweissagt hatte. Die Mission hat damals nicht mit unter dem Kreuze gestanden, die Apostel und Jünger, welche Prediger des Kreuzes in aller Welt sein sollten, waren geflohen, sie hatten sich zerstreut, wie die Schafe, die keinen Hirten haben; Johannes stand ja auch nur da als nächster Freund und Verwandter, des HErrn Testament über seine Mutter zu hören, und er allein aus der Apostel Zahl starb eines ruhigen Todes. Die Mission, weil sie nicht mit unterm Kreuze stand, ist seitdem unzertrennlich mit dem Kreuze verbunden, es folgt ihr auf dem Fuße nach. Paulus und Petrus haben ihre Lehre mit ihrem Blute versiegelt und die ersten christlichen Jahrhunderte sind eine Kette von Verfolgungen. Das Blut der Märtyrer war die beredteste Predigt, durch Geduld und Glaube eroberte die neue Botschaft ein Haus, eine Stadt, ein Land nach dem andern, daß endlich selbst der Kaiser des Weltreichs sich zu ihr bekannte und weltliche Waffen zur Unterdrückung der Verfolger darbot. Aber der helle Mittag des Glücks konnte des Kreuzes Glanz nicht unterdrücken, am Himmel sah Kaiser Constantin des Kreuzes Zeichen und eine Stimme rief: In Diesem siege. Der Kaiser verließ sich nicht auf seinen Arm, auf Rosse und Wagen, sondern unter der Kreuzesfahne focht er seine Kämpfe und siegte. Das ganze Abendland ist seitdem

dem Königreich Christi unterworfen, christliche Potentaten beherrschen fast die ganze Erde, und die Völker rühmen sich wohl ihrer Thaten, womit sie so Großes ausgerichtet. Gläubige Seelen aber wollen noch immer das Kreuz am Himmel stehen sehen, und behaupten, seine Kraft habe solche Wunder gethan und warnen, man möge bei Zeiten Solches erkennen, damit nicht die Schärfe des Schwertes sich umwende und vertilge das undankbare Geschlecht.

Das Zeichen, welches in den christlichen Ländern des Abendlandes nur das Glaubensauge schaut, strahlt in der Dunkelheit des Heidenthums als ein helles Gestirn am sichtbaren Himmel — das Kreuz des Südens — es scheint auch in die Nacht Ostindiens hinein, den Verkündigern des Evangeliums dort eine Warnung, nichts anderes zu bringen als die thörichte Predigt vom Kreuze, eine Mahnung, nichts anderes erwarten zu wollen als ihr Herr, Kreuz und Verfolgung, und endlich ein Trost: in diesem siegt, ruft die Himmelsstimme ihnen zu, und ob der Einzelne scheinbar im Kampfe unterliegt, sein Grab findet fern von der Eltern Grab, daß Niemand es schmückt und pflegt und zeichnet, so ruht er doch unter dem Kreuzeszeichen, er hat überwunden, aber der Ueberwinder aller Welt führt seine Kriege weiter und führt sie hinaus zum endlichen Siege.

„Wo viel Licht ist, da ist auch viel Schatten," diese allgemeine Naturwahrheit in die christliche Sprache umgesetzt, will besagen: wo das Reich des Lichtes gepflanzt wird, da entfaltet auch die Finsterniß ihre Kräfte und setzt sich wider das Licht. Ziegenbalg und Plütschau zogen aus in eines Königs Dienst unter königlichem Schutz und blieben in seiner Herrschaft, mochte sie auch Kreuz treffen, vor sehr vielen Gefahren waren sie doch durch den Schutz der christlichen Obrigkeit gesichert. Ach, wenn irgend wer, so haben sie es erfahren: „Verlasset euch nicht auf Fürsten; sie sind Menschen, die können ja nicht helfen." Kann man schon in Rußland sprüchwörtlich sagen: „Der Himmel ist hoch und der Czar ist weit," so erfuhren unsere Missionare in Wahrheit, daß außer der himmlischen Hülfe sie auf nichts sicher trauen konnten. Aeußere Feindschaft, innere Zwietracht, Rathlosigkeit und schließlich Uebereifer der Freunde stürmten nach einander auf die junge Mission ein und machten sie zu einer rechten Kreuzmission. Daß wir aber ein Recht hatten, dies Kapitel, welches allein von den äußeren Feinden handeln soll, mit der ehrenden Aufschrift „unterm Kreuze" zu versehen, werden die Thatsachen rechtfertigen.

Nicht einmal dem Bild der geschilderten Anfangszeit können wir seine Klarheit lassen, einzelne Andeutungen verriethen schon, daß der

hinkende Bote nachkommen würde; daß er aber von so frühen Ereignissen Kunde bringen würde, wird auch der scharfsichtigste Leser nicht errathen haben. Die europäischen Freunde konnten nach den empfangenen Briefen nicht anders denken, als der Schiffskapitain sei von seiner anfänglich mürrischen Weise zur vollsten Freundlichkeit und Gefälligkeit bekehrt worden. Das hatte allerdings seine Richtigkeit, aber just nur bis die Briefe vom Cap abgesandt waren, da schlug mit einem Mal das Blatt um. Der Capitain benahm sich gegen eine Frauensperson auf dem Schiffe in Gegenwart ihres Mannes allzu frei, da nahm Plütschau sich ein Herz und erinnerte die Frau, daß solches sich nicht zieme. Ihr Mann bezeugte alsbald seine Freude darüber, die Frau aber hielt sich darnach in Trankebar zur Versammlung der Missionare, sandte auch ihre Tochter in die Schule und bekannte nach ihres Mannes Tode, wie viel ihr damals die Erinnerung genutzt. Anders die augenblickliche Wirkung für die Missionare. Der Capitain und ein Passagier erbosten sich schrecklich über die Anmaßung und mieden von Stund an ihren Umgang, der Gelegenheit wartend, wo er sein Müthchen kühlen könnte.

Das Ende der siebenmonatlichen Seereise war gekommen, das langersehnte Trankebar lag vor ihren Augen, am Strande sehen sie die dunkeln Gestalten der Eingebornen, ihre künftige Heerde, aber noch liegt das trennende Wasser, die schäumende Brandung dazwischen; Boote auf Boote gehen ab, die Passagiere, die Schiffsleute, die Ladung hinüberzuführen, für die Missionare aber fand sich „etliche Tage" hindurch kein Boot. Plütschau hat später in Halle die ganze Landungsgeschichte niedergeschrieben, es gebührt sich wohl, daß wir bei Schilderung des denkwürdigen 9. Juli, der in unsern tamulischen Kirchen alljährlich als ein Dankfest gefeiert wird, seine eigenen Worte gebrauchen: „Es war aber ein Capitain Namens Mincke am Bord unsers Schiffes, welcher es vermittelte, daß wir erstlich nach seinem Schiffe kamen, und von dannen weiter ans Land gebracht wurden. Als wir aber wegen des Ufers und der Sandbänke, item wegen der großen Wellen, Brenings, mit unserm Boot das Land nicht erreichen konnten, kamen einige Heiden, von denen, die Haufenweise am Strande stunden und unser warteten, weil solche Ankunft fast einen ganzen Monat vorher durch ein ander Schiff war bekannt gemacht worden, und trugen uns zu Lande. Unser Capitain aber bezeigte sich am Strande in Gegenwart der Heiden sehr brutal, indem er diejenigen, so uns ans Land gesetzt, mit Schlägen bedrohte; da ihm aber von uns eingeredet ward, hub er seinen Stock auf und drohte einen von uns, mit Fluchen und

Scheltworten, zu schlagen, worüber ihm der andere Capitain zuredete, sich doch zu mäßigen.

Von zehn Uhr früh bis Abends um sieben mußten wir dann in einem Hause vor dem Thor auf dem Holm, nach Ordre des Vice-Commandanten Herrn Kraghe, so uns aus der Stadt entgegen kam und seine Briefe, so wir an ihn hatten, abforderte, warten. Während der Zeit etwa um vier Uhr kam der Commandant selbst nebst dem Rath und beiden dänischen Predigern zu uns heraus und fragte mit Ungestüm, was wir wollten und wer uns geschickt? ob wir keine Instruction hätten? worauf wir ihm des Königs Willen und Siegel vorzeigten. Sobald er die Hand und Siegel ansichtig ward, war er stille: die Herren Prediger und übrigen stellten sich auch sehr fremde gegen uns, da sie doch unsern Schiffsprediger mit einem Kusse empfingen. Unter anderm gedachte der Commandant, weil Niemand in der dänischen Schule vorhanden, so könnten wir darinnen arbeiten, denn sonst wüßte er nicht, wozu wir zu gebrauchen wären. Endlich ging die ganze Suite in die Stadt und wir folgten derselben. Als wir auf den Markt kamen, ging ein Jeder heim, uns aber ließen sie auf dem Platz stehen. Da es nun dunkel ward, und wir uns nach einem Ort umsahen, kam einer Namens Attrug und verwunderte sich, daß man uns so allein ließe, fragte, wo wir logiren würden. Wir gaben zur Antwort, daß wir hier fremde wären. Er bot uns dann von selbst an, auf seines Schwiegervaters, Hans Paulsen, Kammer zu kommen: wir acceptirten solches mit Freuden, zumal weil er deutsch redete und uns nicht abgeneigt erschien." Hans Paulsen räumte ihnen dann ein eigenes Haus an der Stadtmauer unter den Portugiesen ein.

Wenn sie nun von ihrem Häuschen an der Stadtmauer ihr Arbeitsfeld betrachteten, wollte ihnen aller Muth entsinken; es war ein weites, weites Dornenfeld, und obschon der Boden selbst nicht ganz unempfänglich schien, die Dornen mußten jede junge Saat ersticken. Von dem damaligen Sündenleben der Christen in Indien kann man sich schwer einen Begriff machen, nicht nur daß die verworfensten Subjekte der Heimath schließlich dort ihr Glück zu machen suchten, sondern auch die Besseren widerstanden selten dem Druck der heidnischen Atmosphäre, sie ließen, wie man sprüchwörtlich zu sagen pflegte, ihr Christenthum auf dem Cap. Diese Leute betrachteten nun die Missionare als ausgesandte Spione, die in alle Welt Berichte schicken und ihnen dadurch die köstliche Freiheit und Ungebundenheit rauben würden. „Wir waren anfänglich, schreibt Ziegenbalg, sehr niedergeschlagenen Gemüthes, und fanden, daß alles schon durch das ärgerliche

Leben der Christen unter diesen Heiden sehr verderbet worden sei; überdies konnten wir auch genugsam verspüren, daß unsere Ankunft den meisten unter den Christen wegen unsers Vornehmens theils ganz lächerlich vorkam, theils aber ihnen ganz zuwider war: aber diesem allen ungeachtet hielten wir doch beständig an im Bitten und Flehen vor Gott, daß selbiger uns eine Thüre öffnen möchte und sich desto inniger mit seiner Gnade zu uns halten, je weniger Beistand wir von Menschen zu hoffen hätten."

Solche Thür schien sich ihnen auch bald durch die Lage ihres Hauses darzubieten, sie wohnten in Mitten der armen portugiesischen Sklaven, um deren Seelenheil sich Niemand zu bekümmern schien, während ihre christliche Erkenntniß, sie waren römisch-katholisch, auf das geringste Maß sich beschränkte. Katholiken waren schon vor Ankunft der Dänen in Trankebar (1620) ansässig, die ersten Christen dort, Paraver, kamen bald in Besitz einer Kirche; bezüglich der geistlichen Pflege aber waren sie anfänglich auf das vier deutsche Meilen entfernte Negapatnam angewiesen und zwar kam seit 1597, wo dort eine Jesuitenresidenz gegründet wurde, ein Pater dieses Ordens hinüber. Wann Trankebar einen eigenen Pater erhielt, ist nicht überliefert. Zur Ankunftszeit der deutschen Missionare bekleidete diese Stellung der Herr Pater Guevara, ein angesehener Handelsmann in Trankebar und intimer Freund des Commandanten, der für seine sehr gesunkene Gemeinde wenig Zeit übrig hatte. Die katholischen Gemeinden Südindiens waren ja durch die Streitigkeiten der auf einander eifersüchtigen Mönchsorden über die Missionspraxis und die im Tanjourschen Gebiet zu Anfang des Jahrhunderts ausgebrochene große Verfolgung überhaupt sehr herunter gekommen. Schon der äußere Anblick war ein elender, in Trankebar allein suchten etwa funfzig ihr Brot durch Betteln vor den Thüren, und diese arme Gemeinde mußte noch dazu ihren Geistlichen selbst erhalten, die kirchlichen Gebühren waren hoch [1]) und außerdem zog der Commandant allen in der Com-

1) Was die Katholiken zu viel, bekam die lutherische Mission zu wenig. Der 9. Paragraph der Missionsinstruktion verordnete wohlmeinend, aber höchst unpraktisch: „Er soll mit dem, was wir Ihm zu seinem jährlichen Lohn und Unterhalt allergnädigst zugelegt haben, zufrieden sein und bei seines Amts Verrichtungen von keinem Menschen Geld fordern." Nun wäre mit dem Wortlaut die Einrichtung kirchlicher Abgaben zur Bestreitung der Gemeindekosten wohl verträglich gewesen, die wirklichen Folgen aber hängen der Mission noch bis heute als ein Bleigewicht an. Uebrigens war man zu Anfang dieses Jahrhunderts be-

pagnie Diensten stehenden monatlich von ihrem Solde gewisse Procente für den Pater ab. Durch eine stillschweigende Uebereinkunft galt der Katholicismus als Staatsreligion für alle nicht eigentlichen Europäer; die Diener und Sklaven der Protestanten, ihre mit Eingebornen erzeugten unehelichen Kinder, kurz alle portugiesisch Redenden betrachtete der Pater als seine Heerde, der Commandant selbst erkannte dies an, indem er das von der Compagnie für die Armen ausgesetzte Geld allein den Katholiken zuwandte. Andrerseits war das Machtgebiet des Paters dadurch beschränkt, daß er kein Tamulisch verstand, und also um Mission sich nicht kümmerte. In diese seine Provinz nun machten Ziegenbalg und Plütschau einen Einfall, indem sie mit den Sklaven eine Catechisation in ihrem Hause anfingen und den Grund zu einer Waisenschule legten. Es waren gefährliche Gegner, denn sie verlangten kein Geld, sondern spendeten vielmehr ihr ganzes Gehalt, dazu begegneten sie auch den ärmsten Leuten freundlich und höflich. Der Pater dagegen führte nicht nur sein Amt schlecht, wie er denn jährlich nicht mehr als 3—4mal predigte, und gab Anstoß durch ein ärgerliches Leben, sondern übte auch die ihm zustehende niedere Gerichtsbarkeit über seine Gemeinde nach rein persönlicher Willkür aus, so daß er, wenn Jemand ihm mit einem Wort oder Werk zu nahe getreten war, er ihn auf dem Kirchhofe ausziehen und mit gespaltenen Ruthen oder schwankem Rohr von unten bis oben streichen ließ, welcher Behandlung selbst Soldaten der Compagnie unterworfen wurden.

Diesen Pater nun bekamen die Missionare zuvörderst zu einem Feinde, der unversöhnlich blieb und nie ruhte. Schon am 16. September 1706 heißt es in einem Bericht: „Die Katholiken stellen uns sehr nach, deren Spione nur jetzo bei uns gewesen sind, aber höflich abgewiesen wurden."

---

müht, diesem Uebelstande abzuhelfen; wie sich aus dem Trankebarer Tagebuche zum 12. Nov. 1802 ergiebt: In der Gemeinde soll öffentlich bekannt gemacht werden, daß da die Armen immer mehr vergessen werden und die Kirchenstöcke die monatlichen Almosen nicht mehr bestreiten:

1) bei Taufen eines Kindes 2, 4, 6—8 fanam (à 2 Sgr.) nach Vermögen der Eltern in den Armenstock kommen sollen.

2) Eben dies soll bei Copulationen geschehen.

3) Bei jeder Communion sollen die Communicanten erinnert werden der Armen zu gedenken.

4) Jeder Confirmand beim ersten Genuß des h. Abendmahls wie bei der Taufe."

Die Feindschaft des portugiesischen Paters allein wäre nun wohl noch zu ertragen gewesen, wenn er nicht Bundesgenossen gefunden hätte, wo man es am wenigsten erwarten konnte, an den beiden dänisch-lutherischen Predigern Johann Hassel und Jacob Clementin, oder wie sie im gewöhnlichen Leben kurz genannt wurden, Pater Johann und Pater Jacob. Der dänischen Regierung gebührt das Lob, daß sie vor allen andern ihre Colonieen mit geistlichen Kräften versehen hat. In dem kleinen Trankebar hatte der Oberprediger, damals Pater Johann, noch einen Collegen, während die Engländer in ihren drei Hauptplätzen Madras, Bombay und Calcutta nur je einen Kaplan anstellten; ebenso standen auf Christiansburg in Guinea und auf den westindischen Inseln Geistliche. Solche Colonial-Geistliche waren nur verpflichtet, drei Jahre auf ihrem Posten zu bleiben, und hatten das Recht, mit den nach Ablauf dieser Frist ankommenden Schiffen zurückzukehren, und zwar mußte dann der Schiffsprediger an ihre Stelle treten, während sie auf der Heimreise seine Pflichten versahen. Die natürliche Folge dieser Einrichtung war, daß die Prediger ihren Posten kaum anders denn als Durchgangsposten zu einer höhern Stellung ansahen [1]), die kurze Zeit reichte nicht, sich in weitgreifende Arbeiten wie Abstellung eingewurzelter Mißbräuche einzulassen; die erste Zeit war nöthig, sich in die ganz fremden Verhältnisse einzuleben, und den Rest wiederum mochte man sich nicht dadurch verbittern, daß man durch Strafen der Sünde sich die Mächtigen zu Feinden machte; zur Knüpfung eines persönlichen Verhältnisses mit den Beichtkindern war ja ohnehin die Zeit zu kurz. Diese Uebelstände mochten wohl dazu beitragen, daß die Geistlichen es mit sich selbst weniger streng nahmen und sich ins weltliche Leben verflechten ließen. So wenigstens erscheinen die beiden Prediger nach den Berichten der deutschen Missionare.

Der Hauptübelstand aber lag nach einer andern Seite. Die beiden dänischen Prediger waren für die europäische Bevölkerung Trankebars noch nicht genügend, weil eben nur die eine Hälfte aus Dänen, die größere Hälfte der Garnison aber aus Deutschen bestand, und dies Verhältniß wurde dadurch noch ungünstiger, daß manche Dänen, wie

---

1) In ähnlicher Weise dachte man nun in Dänemark auch die Mission einzurichten, alle drei bis fünf Jahre sollten die Missionare abgelöst und im Lande befördert werden. Die Mission sollte sich auch nach dem ursprünglichen Plan allein auf die Gränzen des dänischen Gebiets beschränken, es sollte eben ein Pastorat für die Eingebornen neben dem dänischen gegründet werden.

z. B. der Commandant, deutsch verstanden, nicht aber umgekehrt, entsprechend dem, daß in Dänemark selbst Hof und Adel sich dem Deutschen zugewandt hatten. Nun waren die dänischen Prediger kraft ihrer Bestallung Pastoren der ganzen europäischen Colonie, auch der Deutschen; und weil sie selbst nicht deutsch predigen konnten, ließen sie einen ehemaligen Studenten der Rechte, Namens Fristropf, der von den Missionaren als Säufer bezeichnet wird, alle Mittwoch in der Zionskirche deutsch predigen. Von diesen Verhältnissen scheint man in Kopenhagen gar keine Ahnung gehabt zu haben, sonst wäre ja die einfachste Abhülfe gewesen, daß man als zweiten Prediger einen Deutschen hinausgeschickt hätte; man war sich eines Zwiespalts aus diesem Grunde so wenig gewärtig, daß vielmehr der achte Paragraph der Missions-Instruktion lautete: „Er soll auch mit den evangelischen Predigern selbiges Orts gute Freundschaft halten und von ihnen, als die des Landes Beschaffenheit wissen, in unterschiedenen Fällen Nachricht einholen.“ Wäre diese Instruktion vom Bischof, statt wie zu vermuthen von Dr. Lütkens abgefaßt, so würde wahrscheinlich eine bestimmte Unterordnung ausgesprochen sein, und es läßt sich wohl kaum läugnen, daß dies die normale Stellung gewesen wäre. Sobald nämlich in Trankebar schon für die geistliche Pflege der Deutschen ordentliche Veranstaltung getroffen war, zählten die Missionare für ihre Person zu dieser Gemeinde, während sie in ihrem selbständigen Amt gleichsam Gehülfen des dänischen Oberpredigers waren, weil dieser durch Unkenntniß des Tamulischen sich in Ausübung seiner vollen Pflicht verhindert sah. So etwa argumentirten auch die dänischen Geistlichen, und nicht unberechtigt, da der Compagnie eben mit Rücksicht auf eine zu hoffende Bekehrung der Heiden die Anstellung dänischer Pastoren auferlegt war [1]). Die Gedanken der Missionare aber bewegten sich in völlig entgegengesetzter Richtung; sie betrachteten offenbar ihr Amt nicht als Unterbegriff der pastoralen Thätigkeit, sondern als eine Wiederaufnahme des apostolischen Amtes nach einer bisher versäumten Seite. Zudem waren sie nicht blos Missionare, sondern auch Pietisten, und

---

1) Der fünfte Paragraph der Urkunde, wodurch die neue ostindische Compagnie 1670 bestätigt wurde lautete nach Fenger: „Da zu verhoffen ist, daß viele von den Indianern, wenn sie recht unterwiesen werden, von dem heidnischen Irrthum bekehrt werden können, so sollen allezeit Priester auf den Schiffen und im Lande der Compagnie sein; und der König verspricht, die Priester, die im Dienste der Compagnie gewesen sind, zu befördern und zur Beförderung zu unterhalten.“

hatten als solche den prophetischen, an keinen Stand gebundenen Beruf, die verdorbene Christenheit zu bestrafen und zu reformiren. Man muß, um nicht ungerecht gegen einen Theil zu verfahren, zugestehen, daß Spaltungen und Mißverständnisse von vorn herein unvermeidlich erscheinen.

Nun erinnere man sich, daß nach obigem Bericht der Missionare deutsche Hausandacht am Sonntag Nachmittage angefangen hatte auf andere Deutsche eine Anziehungskraft zu üben, und daß ihnen die Theilnahme nicht wohl verweigert werden konnte. Bald gingen sie weiter, erklärten, daß allen der Besuch frei stehen solle, und richteten nun nach diesem geänderten Endzweck auch die Andacht ein. In einem Briefe vom 16. Oktober 1706 waltet bei aller Aufopferungsfreudigkeit noch die Vorsicht vor: „Es sind viel Deutsche allhier, die uns oftmals ersucht haben, daß wir alle Wochen einmal predigen möchten, dergleichen uns auch anfänglich der Herr Commandant selbst auftrug, aber die Sache findet noch ihre Hinderung, weswegen wir gesonnen sind, mit der Hülfe Gottes eine kleine Kirche für die Heiden in unserm Hause anzurichten, darinnen in der portugiesischen Sprache, wo nicht gepredigt, doch fleißig catechisirt werden möchte: nachdem können wir denn gleichfalls nach Verlangen für die Deutschen wöchentlich einmal oder zweimal eine Versammlung anstellen, auf daß man solcher Gestalt Gelegenheit habe, beides unter den Christen als auch Heiden von der Wahrheit zu zeugen. Und wir, ob wir gleich dabei sehr viele Verfolgungen werden auszustehen haben, so will dieses doch vielmehr eine erwünschte Beförderung, als eine Hinderung an diesem Werke des HErrn sein. Ueber dies haben wir uns auch gänzlich mit Leib und Seele dem HErrn aufgeopfert und würden daher in der Kraft des HErrn bereit sein, die Verkündigung des Evangelii mit unserm Blute zu versiegeln, so uns anders Gott dergleichen würdigen wollte.“ Am 9. December kamen zwei Deutsche und stellten im Namen ihrer Genossen die förmliche Bitte, eine Versammlung für Deutsche zu halten, und es ward ihnen die Zusage gegeben auf nächsten Sonntag. Was nun an den beiden nächsten Sonntagen vorfiel, möge uns Ziegenbalgs Tagebuch selbst melden.

„Den 12. Dec. waren wir beim Commandanten zu Gaste und hatten erbauliche Gespräche unter einander. Wir befragten ihn, ob es ihm auch gefällig wäre, daß wir alle Sonntage in unserm Hause eine Erbauung anstellten: darauf er sagte, daß er mit den Predigern darüber reden wollte und fragte, ob wir solches nicht des Mittwochs öffentlich in der Kirche thun wollten, welches wir einwilligten, so wir

darum ersucht würden. Nachmittags kamen so viele Leute zu uns, daß sie nicht alle Raum hatten. Wir sangen erstlich ein Lied, nachmals that ich ein Gebet, alsdann führte ich kürzlich die Worte Davids an Psalm 119, 9 und erklärte ausführlich die Worte Pauli Col. 3, 16; solches wurde dann mit einem Gebet und Gesang beschlossen. Die Leute wurden dadurch sehr bewegt, daß einer 16 Groschen in die Armen-Büchse einlegte, andere zwei Groschenstücke. Gott lasse alles in Segen sein, was da in Einfältigkeit ausgesprochen worden."

„Den 19. Dec. entdeckte in der Kirche der Oberprediger allhier sein Herz gegen uns, indem seine ganze Predigt auf uns gerichtet war; alle Sprüche in der heiligen Schrift, so von falschen Propheten und Irrgeistern handeln, wurden angeführt. Wir verwunderten uns über die große Kühnheit; so bald wir aber nach Hause kamen, fielen wir auf unsere Knie und dankten Gott, daß er uns dergleichen Schmach gewürdigt hatte, ihn bittend, daß er dem Lästerer seine Sünden vergeben wolle. Nachmittag setzten wir unsere Versammlung fort, in die sehr viele Menschen kamen. Mein Collega erklärte den Spruch Jes. 45, 22: Wendet euch zu mir, so werdet ihr selig aller Welt Ende, denn ich bin Gott und Keiner mehr. Gott lasse alles in Segen sein."

Es nimmt einiger Maßen Wunder, daß die Missionare durch den öffentlichen Angriff so überrascht werden, nach jenem früheren Briefe sahen sie doch Verfolgungen voraus, der Widerstand, welcher dem Wunsche des Commandanten gegenüber allenfalls zu befürchten war, konnte doch nur von den Predigern herrühren. Vielleicht hatte sie das wohl seit Kurzem eingetretene freundlichere Verhältniß — sie waren in der Zionsgemeinde zu Beichte und Abendmahl gegangen — glauben gemacht, es werde ohne Sturm abgehen. Nun war plötzlich der heftigste Kampf ausgebrochen und ganz Trankebar war in Bewegung, doch fehlte es nicht an Friedensstiftern. Der Commandant Hassius bemühte sich aufs eifrigste eine Vermittelung anzubahnen. Der Prediger Vorwurf mochte hauptsächlich auf Conventikel und Winkelversammlungen gerichtet sein, der konnte ja nicht mehr erhoben werden, sobald die Erbauungsstunde in die Kirche verlegt wurde. So schickte der Commandant am 22. December den Sekretair mit der amtlichen Weisung, Mittwochs in der dänischen Zionskirche zu predigen. „Wir aber, bemerkt Ziegenbalg, wollten solches nicht so bald einwilligen, sondern es nicht eher anfangen, es sei denn, daß es durch Handschlag beider Prediger geschehe, und zwar solcher Gestalt, daß wir auch die Macht bekämen, in dieser Kirche die Heiden zu taufen, ihnen das Nachtmahl zu reichen, sie entweder in portugiesischer oder auch mala-

barischer Sprache, so Gott Gnade verleihe, zu lehren und des Weges zur ewigen Seligkeit zu unterrichten; wenn sie aber solches uns nicht in der Kirche verstatten wollten, müßten wir nothwendig solches so lange in unserm Hause verrichten, bis der König Belieben trüge, zur Aufbauung einer eignen Kirche Mittel darzureichen. Sollte nun dieses uns verstattet sein, so könnte uns Niemand verdenken, wenn wir auch anjetzo schon das Wort Gottes in unserm Hause handelten, es sei in welcher Sprache es immer wollte, denn solches wäre ganz nicht wider den König noch auch wider unser Amt. Und zwar hätten wir dergleichen Erbauung in unserm Hause um uns selbst und um diejenigen, so um uns sind, angefangen; daß aber nunmehr viele Leute hereinkämen, das sei ihr eigner Wille, wir thäten Niemand dazu bitten. Und so es der Herr Commandant und die Priester nicht haben wollten, so sollten sie es den Leuten verbieten, daß sie nicht zu uns kämen; uns als Dienern Gottes stünde es nicht an, daß wir einem die Anhörung göttlichen Worts mißgönnen wollten. Es wäre ja solches eine schöne Gelegenheit, daß Jedermann unser Herz kennen lernen könnte, auf daß sie inne würden, ob Ihro Königl. Majestät zu Dänemark Ketzer und falsche Propheten hierher gesandt hätte, oder ob wir in der Lehre richtig sind. Ueber dies hielte man ja die Freß-, Spiel- und Saufcollegia nicht dem Gebote Gottes und des Königes zuwider, suchte sie auch nicht zu zerstören, da sie doch das Haupthinderniß an der Bekehrung der Heiden wären, also daß durch das ärgerliche Leben der Christen mehr nieder gerissen würde, als durch unser Amt an ihnen kann erbauet werden. Um weßwillen es ja sehr gut wäre, daß diejenigen, so an den Heiden arbeiteten, auch zugleich Gelegenheit hätten, den Christen ihre Schuldigkeit hierbei zu zeigen ꝛc. Daß Pater Johannes uns öffentlich für Verführer, Irrgeister und falsche Propheten ausgeschrieen habe, gebe unter Christen und Heiden an unserm Amte ein groß Hinderniß, hätte er handeln wollen als unser Bruder und rechter Diener Christi, so hätte er nach Mtth. 18, 15—17 mit uns thun müssen. Könnte er uns das beweisen, was er uns beschuldigt hat, wollten wir gleich unser Amt aufgeben, indem es dem ganzen königlichen Hause eine große Unehre sein sollte, wenn falsche Propheten von selbigem ausgesendet worden, die die blinden Heiden verführen sollten. Erkennt er uns für solche Leute, so hätte er uns nicht sollen zur Beicht und heiligem Nachtmahl lassen, welches doch nur neulich geschehen. Ob er aber gleich hierinnen sehr thöricht gegen uns gehandelt habe, wollten wir dennoch ihm solches gerne vergessen und hinführo mit ihm als unserm Bruder in aller Einigkeit

leben, wenn er uns anders für orthodox[1]) erklären und nicht ferner unserm Amte mit dergleichen Aeußerungen eine Verhinderung sein wollte."

Nun die Antwort hat allerdings Hörner und Zähne, und es hätte wohl geschehen können, daß der Commandant von seiner Vermittlungsbahn auf andre Wege geleitet worden wäre, wenn er den Zusammenhang zwischen der deutschen Predigt und der eigentlichen Missionsarbeit nicht hätte einsehen und dem zu Folge auch nicht hätte begreifen können, warum, wenn das Eine in die Kirche verlegt werde, auch das Andere nachfolgen müsse. Der Erfolg war ein anderer und zeigt uns, daß seine Anordnung einer öffentlichen deutschen Predigt zu Gunsten der Missionare gegen die dänischen Prediger gemeint war, woraus sich Ziegenbalgs Forderung auf persönliche Einwilligung der Prediger und zugleich sein kühner Ton erklärt. Als er folgenden Tags mit Plütschau zum Commandanten ging, erkannte derselbe Beides für ganz billig, sie möchten im Hause oder öffentlich in der Kirche deutschen Gottesdienst anstellen. Das Eine trage er ihnen selbst an, das andre wolle und könne er ihnen nicht wehren, doch wolle er sie noch einmal mit den Predigern zusammen kommen lassen. Am zweiten Weihnachtsfeiertage war die Friedensconferenz: „Den 26. December ließ uns der Commandant nebst den andern zwei dänischen Priestern zu Gaste bitten, und suchte mit großem Fleiß eine Vereinigung unter uns zu stiften, bracht es auch so weit, daß uns beide Prediger mit ihrem Handschlag versicherten, daß sie fürder als Brüder mit uns umgehen und alles Recht, das sie in der Kirche hatten, uns überlassen wollten, wir möchten also darin predigen, taufen, catechisiren und das heilige Nachtmahl austheilen, wenn wir wollten: darüber wurde der Com-

---

1) Ziegenbalg und Plütschau wollten durchaus nichts anderes als orthodoxe Lutheraner sein und würden sich gewiß höchlichst gegen die Ehre verwahren, daß die heutigen Unionisten, welche sich so überaus gern Pietisten nennen hören, sie zu den Ihren zählen möchten. Der vierte Paragraph ihrer Instruktion lautete ja: „Er soll nichts denn nur die heil. Lehre, wie sie in dem Worte Gottes verfaßt und in den symbolischen Büchern dieser Länder nach der Augsburgischen Confession wiederholet, daselbst in Ostindien predigen und sonst nichts vortragen. Und wie der HErr Jesus selber sein Lehramt mit der Predigt von der Buße und Bekehrung angefangen und seinen Discipeln befohlen zu predigen von der Buße und Vergebung der Sünden, so hat er sich gleichermaßen hiernach zu verhalten." Die Geschichte aber zeigt, wie ganz gewaltig sie sich durch die geleisteten Eide gebunden fühlten.

mandant und alle, die mehr bei uns waren, so fröhlich, daß dergleichen brüderliche Vereinigung geschah, als ich ihn noch niemals gesehen hatte. Darauf ging der oberste Priester mit uns nach Hause und hörte meinen Collegen vortragen. Den Leuten, die ohnehin in unserm Hause nicht mehr Raum hatten, wurde angemeldet, daß auf des Commandanten Bewilligung und Begehren wir dergleichen Erbauung öffentlich in der Kirche fortsetzen würden, und zwar allezeit des Mittwochs vor Mittage. Des Abends waren wir mit zur Leiche bei der dritten Stimme (im Rath) gestorbenem Töchterlein. Am 29. machte ich im Namen des Herrn den Anfang, öffentlich in der Kirche zu predigen über die Worte Pauli Gal. 5, 24. Mein Eingang war Röm. 1, 11. 12. Es war sehr viel Volk in der Kirche und das deutsche Singen ging wohl von Statten: mir verlieh Gott auch solche Kraft, daß ich hoffe, es werde künftig dieses Werk zu vieler Erbauung hinausschlagen."

Das klingt nun mehr nach Sieg als Verfolgung, die Zugeständnisse der Prediger waren ganz außerordentliche, freilich einige Fesseln wurden dadurch den Missionaren aufgelegt, denn wer Jemandes Eigenthum benutzt, hat auch Rücksichten auf ihn zu nehmen; wie sie denn bald mit den Predigern conferirten, auf welche Weise die Taufe der Heiden anzustellen sei, „da sie uns denn viel vorschreiben wollten, welches wir nicht eingehen konnten." Ja die Prediger werden zu größerem Eifer in Führung ihres Amtes angestachelt, sie geben ein Memorial bei der Regierung ein, es möchte öffentlich von der Kanzel ein Befehl verlesen werden, daß alle Sklavenkinder in der lutherischen Kirche und nicht mehr in der katholischen sollten getauft werden. Dennoch wird einem Jeden beim nochmaligen Durchlesen der aus dem Tagebuch [1]) angeführten Stellen nicht entgehen, daß mit Sicherheit, namentlich in Zeiten anderer Anfechtungen, auf ein friedliches Zusammenwirken beider Theile nicht gezählt werden kann, und daß wir trotz

---

1) Es ist nicht ein Tagebuch in vollständigem Sinn, sondern berichtet nur die Verhinderungen („Bericht von den Verhindernissen in dem Werk der Bekehrung der Heiden von Anno 1706 den 9. Dec. bis Anno 1708 den 15. Sept."); es ist aber von hohem Interesse, weil es nicht eine von hintenher construirte Geschichte erzählt, sondern die wechselnde Stimmung in den verschiedenen Zeiten erkennen läßt. Um dem Leser den gleichen Eindruck zu verschaffen, verfahren auch wir hier noch mehr chronologisch, als gewöhnlich, und verzichten auf Gruppirung des Gleichartigen.

des erfreulichen Ausgangs in Wahrheit bei dieser Erzählung in ein zweites feindliches Lager haben blicken dürfen.

Da jedoch in einer kleineren Stadt und bei einer mehr patriarchalischen Regierungsweise, wie sie damals in Trankebar üblich war, fast alles auf die oberste Person ankommt und der Sieg immer der Partei zufallen wird, zu welcher die Obrigkeit sich schlägt, so wäre selbst der vereinigte Widerstand der katholischen und protestantischen Geistlichkeit nur ein aufhaltendes, nicht aber ein unüberwindliches Hinderniß gewesen, so lange der Commandant seine freundliche Gesinnung bewahrte. Herr Johann Sigismund Hassius war eine gar mächtige Persönlichkeit, als erster Beamter der (zuerst 1616 gestifteten und 1670 erneuerten) privilegirten dänisch-ostindischen Compagnie. Stand er doch nicht einmal unter dem Könige, sondern empfing seine Befehle von einem Direktorium in Kopenhagen, das ihm wegen der Entfernung und der Schwierigkeit der Communication wohl oder übel Zeit seiner Amtsführung absolute Macht lassen mußte, die Rechenschaftslegung auf seine Rückkehr versparend. In Trankebar stand dem Commandanten als berathende Behörde ein Secretrath von vier Mitgliedern zur Seite, dermalen die Herren Krahe, Werming, Schuldropp und Brun. War die Compagnie schon eifersüchtig auf Wahrung ihrer Gerechtsame bedacht, so natürlich der Commandant noch mehr auf seine absolute Macht, und da war es von vorn herein nicht glückverheißend, daß die beiden Missionare als unmittelbare Bedienstete des Königs erschienen, und noch schlimmer, daß sie sich dieser Stellung bewußt waren. Alle Beide unter Verhältnissen aufgewachsen, wo die fürstliche Macht mit göttlichem Glanze umgeben, und wo man gewohnt war, auch in den persönlichsten Verhältnissen vom Willen des Fürsten sich abhängig zu fühlen [1]), hatten sie noch dazu in Kopenhagen die Huld des Königs und des königlichen Hauses im reichsten Maße erfahren und durch königliche Cabinetsbefehle ihre Widersacher besiegt gesehen: bezaubert von solcher ungewohnten Gnade waren sie wenig geschickt, in die neuen

---

1) Als z. B. Friedrich II. den Philosophen Wolf von Marburg nach Halle zurückhaben wollte, waren förmliche Staatsverhandlungen mit dem König-Landgrafen in Stockholm nöthig. Berühmte Theologen vollends galten so sehr als persönliches Eigenthum, daß sie einem andern Fürsten zeitweilig geliehen wurden. Zur Zeit des aufkommenden Pietismus fühlten sich die Fürsten selbst mitgetroffen, wenn ihre Theologen der Heterodoxie beschuldigt wurden, stellten große Untersuchungen an und theilten das Resultat in Handschreiben anderen Fürsten mit, um solche Schmach abzuwehren.

Verhältnisse sich zu fügen, sie hielten einen Widerstand gegen die königliche Empfehlungsordre, sie in ihrem Amte zu unterstützen, für unmöglich; noch mehr weil sie selbst sich ganz in ihrem Amte aufopferten und ihres reinen Eifers sich bewußt waren, hielten sie Beförderung und Unterstützung für Pflicht aller Christen. Der Commandant war also als Unterthan des Königs und als Christ zu ihrer Unterstützung verpflichtet; bei solchen Anschauungen wurde natürlich das Dankgefühl für empfangene Hülfe stets überwogen durch das Mißbehagen verzögerter oder versagter Unterstützung. Im Oktober 1706 z. B. hatten sie ein Memorial eingegeben, mit dem Ersuchen, daß alle evangelischen Einwohner zwei Stunden des Tages ihnen ihre Sklaven zuschicken sollten, damit sie im Christenthum unterrichtet und getauft würden. Diese Thatsache meldet Ziegenbalg mit folgendem Zusatz: „worauf denn der Hr. Commandant uns selbst besuchte und in kurzem selbige zu überschicken versprach; sintemal er weiß, daß wir einen schriftlichen Befehl haben, mit einer jeden Gelegenheit Seiner Königlichen Majestät nach Dänemark zu schreiben, und Ihm alles nach unserm Gewissen zu berichten, was dieses Werk theils verhindern, theils befördern könnte.“ Erkundigt man sich nun näher nach diesem großartigen Befehl, so werden wir auf einen einfachen und selbstverständlichen Paragraphen ihrer Instruktion verwiesen: „Er soll auch, so oft ein Schiff von da ab und hierher geht, Briefe mitsenden und uns darin nach seinem christlichen Gewissen allerunterthänigst Nachricht ertheilen, sowohl von seinem Amt als auch dessen Fortgang und Verhinderung; desgleichen kann er auch einige Vorschläge beifügen, auf welche Art dieses so neulich angefangene Werk, welches so bald nicht vollkommen werden kann, mit der Zeit vielleicht besser möchte eingerichtet werden.“

Der weitere Verlauf wird uns ferner den Commandanten als einen schnell aufbrausenden, jähzornigen Mann kennen lehren, während wir unter Ziegenbalgs vortrefflichen Eigenschaften die von den Tamulen höchstgeschätzte, die Geduld, noch nicht aufzuführen Gelegenheit hatten. Noch eins: durch des Commandanten Eifer einen deutschen Gottesdienst einzurichten, dürfen wir uns nicht zu sehr einnehmen lassen; es ist wahr, es fehlte ihm nicht ganz an religiösem Interesse, er glaubte keine Berechtigung zu haben, seiner deutschen Garnison die Mittel der Erbauung zu rauben, aber er hatte dafür noch einen besondern Grund: Hassius war zwar in Norwegen geboren, aber der Sohn deutscher Eltern und selber in Deutschland erzogen. Das unabweisliche Bedürfniß, Gott in seiner Muttersprache anzubeten, ließ ihn wünschen, einen deutschen Gottesdienst in der Zionskirche zu haben,

weil seine Würde ihm unmöglich machte, ins Haus der Missionare zu gehen. Wir haben daher auch in Betreff seiner keine sichere Bürgschaft für die Zukunft, ja mögen einiger Maßen besorgt sein. Zum ersten Mal ereignete sich ein Zerwürfniß gelegentlich der erwähnten Eingabe beider dänischer Prediger wegen Taufe der Sklavenkinder: „den 22. Februar nach Mittage kam der Herr Commandant und der Secunde zu uns, und zeigten, wie sie von hiesigen dänischen Priestern ein Memorial bekommen hätten, daß sie möchten öffentlich von der Kanzel einen Befehl ergehen lassen, daß alle Sklavenkinder in der lutherischen Kirche sollten getauft werden; darüber sie uns aber solche Vernunftsgründe und falsche Ausflüchte machten, daß wir endlich genöthigt wurden zu sagen: ob uns der Herr Commandant nicht eben so wohl in unserm Amt beistehen wollte, als er dem katholischen Priester beistünde, zumal da wir unsers gnädigen Königs sein Werk trieben und es auch dem Worte Gottes so gemäß wäre, daß billig alle Christen daran mit arbeiten helfen sollten, darüber wurde er aber so ungehalten, daß er sagte, wenn wir so vorfahren wollten, so könnte er sich unser wohl gänzlich entziehen. Wir demonstrirten ihm die öffentliche Bosheit, die der katholische Priester allhier auszuüben pflegte, wie ihm denn selbst die Historie wohl bekannt sein würde, darüber ein portugiesischer Christ mit Klagen eingekommen wäre [1]). Es wollte aber der Commandant, weil er von diesem Papen mit Gelde wohl bestochen war, die Sache in allen Stücken vertheidigen und solches zwar mit heftigem Fluchen und Schwören, weswegen wir ihn freundlich bestraften und baten, daß er doch die Sache erst recht nach des Königs Gesetzen untersuchen möchte und alsdann selbige recht oder unrecht sprechen. Wir könnten ja hieraus handgreiflich sehen, daß er wenig Reflexion auf die Beförderung unsers allergnädigsten Königs Werk hätte, indem er unsern größten Feind und Verhinderer allhier in seiner Bosheit recht autorisiren wollte, uns aber fast in keiner

---

1) Ist im Tagebuche am 12. Febr. berichtet: „Heut kam ein katholischer Christ zu uns und erzählte, was für ungerechte und wunderliche Proceduren der hiesige katholische Pater in seiner Abwesenheit mit seinem Weibe und Tochter vorgenommen habe, um welcher willen er billig seine Priesterkappe ausziehen und aus der Stadt verwiesen werden sollte. Der Mann versprach uns, daß wo wir ihm in seiner gerechten Sache helfen wollten, daß er allhier wohnen und seine Tochter frei bekommen könnte, wollte er uns in unserm Amte sehr behülflich sein und wenn wir ihm deutlich und gründlich zeigen könnten, daß unsere lutherische Religion besser sei als ihre, so wollte er unsers Glauben werden."

Sache recht behülflich sein. Er hätte uns schon längst zu vielen Malen als ganz gewiß versprochen, daß er die hiesigen lutherischen Einwohner dahin anhalten wollte, daß sie ihre Sklaven zu uns schicken und nach ihnen widerfahrner Information taufen lassen möchten; welches wir auch schon an unsern lieben König berichtet hätten, aber wir hätten weder die Sklaven gesehen noch Antwort hiervon wieder empfangen. Neulich hätte er es auch selbst angeboten, daß er öffentlich befehlen wolle, daß die Sklavenkinder in unsrer Kirche sollten getauft werden, nun aber wollte er solches nicht geschehen laßen, wir hätten auch sonst ihn in unterschiedlichen Dingen, so mit in unser Amt liefen, ersucht, aber keine Hülfe erlangen können. Hierdurch wurde er sehr erbittert und sagte: wenn es nach eurem Rathe gehen sollte, würde allhier bald eine Rebellion entstehen. Wir sagten, daß dergleichen auch die heiligen Propheten wären beschuldigt worden, weswegen wir uns dessen nicht zu verwundern hätten; wir müßten reden, was unsers Amts wäre, indem wir deswegen drei Eide in Kopenhagen ablegen müssen. Unser Gewissen sei uns lieber als unser Leben. Darauf sagte er: ob er denn kein Gewissen hätte, er wäre ein so guter Christ als andere. Wir antworteten, daß wir ihn hierin nicht urtheilen wollten, er könnte uns aber gleichwohl nicht zumuthen, daß wir über unser Gewissen Jemand sollten herrschen lassen. Wir würden uns so lange nach unserer Instruktion richten, bis Ihro Königl. Majestät allergnädigst es anders zu ordnen Belieben tragen möchten. Wer denn dieses Werk befördern könnte und nicht wollte, der würde es verhindern und also wider des Königs Befehl handeln. Er verfuhr in allen Stücken dermaßen impudent gegen uns, daß, wenn wir nicht Vieles mit großer Geduld überhören können, wäre vielleicht ein großer Streit entstanden. Der Secunde aber war auf unserer Seite und hatte ein großes Mißfallen daran; da er uns endlich alle Hülfe versagte, sagten wir, daß alsdann Gottes Werk am herrlichsten hervorbrechen würde, wenn alle menschliche Hülfe aus sei. Wir wollten indessen nicht aufhören, was wir im Namen des HErrn angefangen hätten, sondern nur desto freudiger dabei sein und in der Stille unsers Gemüths alle Lästerung und Verfolgung über uns nehmen, aber doch solches Alles an unsern allergnädigsten König berichten."

Wenn wir auch in diesem Bericht, eben weil er aus einem Tagebuch entnommen ist, nicht alle Worte auf die Goldwage legen dürfen, so bleibt doch die bedauerliche Thatsache eines offen ausgebrochenen Zwistes bestehen, die bisherige Freundschaft ist gekündigt; der Commandant steht auf Seiten der Gegner — wenn er nicht zu den Leu-

ten gehört hätte, denen guter Rath oft über Nacht kommt und die, wenn sie einmal aufbrausend gewesen sind, es möglichst wieder gut machen wollen. „Den 27. Februar wurde ein Befehl von der Kanzel verkündigt, daß alle Sklavenkinder in der lutherischen Kirche möchten getauft werden. Nach der Kirche ließ uns der Herr Commandant nebst dem Sekret-Rath und den dänischen Priestern zu sich in sein Haus fordern und fragte diese, warum sie über uns eine Priorität suchen und von uns verlangen wollten, daß man diejenigen, so man von Malabaren taufen wollte, erst ihnen vorher zu examiniren übergeben sollte, und daß sie uns in dergleichen Dingen vorschreiben wollten. Sie läugneten, daß solches ihre Meinung gewesen wäre. Wir wollten uns aber in keinen weitläuftigen Dispüt einlassen, noch alles proponiren, was da hätte können ihnen als uns hinderlich und widerlich demonstrirt werden. Nachmals fragten wir, wer doch die Sklavenkinder taufen sollte, wir oder sie? sie sagten: es käme ihnen zu, weil dergleichen Herren unter ihrer Gemeinde stünden. Wir sagten, daß wir um deswillen keinen Streit anfangen wollten, aber es würden wunderliche Consequenzen daraus erfolgen, indem sie sich nicht auf die Sprache legten, darin sie unterrichtet werden sollten, und ein Jeder auch wohl wüßte, daß wir von Ihro Königl. Majestät eben der Heiden wegen herausgeschickt wären. Hierauf gedachten wir von der Kirche und sagten, wie wir nöthig hätten, daß wir eine eigne Kirche auferbauen ließen, weil kein Malabar in unsere Kirche zu kommen sich entschließen würde. Der Hr. Comm. sagte darauf: daß er sich mit aller Macht dawider setzen würde und müßte erst von der Compagnie einen ausdrücklichen Befehl dazu haben. Wir sagten, was doch solches der Compagnie schädlich sein könnte, indem man ja den Katholiken, Heiden, Muhammedanern Freiheit gebe, daß sie Kirchen und Pagoden bauen dürften, warum wolle man uns dergleichen verwehren, da man doch wisse, daß unser allergnädigster König in unserer Vocation bei seiner Ungnade verboten habe, solches Werk zu hindern. Wir müßten ja thun, was unsers Amtes wäre und könnten es ja nimmermehr weder bei Gott noch bei unserm lieben König verantworten, wenn wir solches Werk liegen lassen wollen. Ueber dies so verlangten wir von der Compagnie kein Geld dazu, sondern wollten selbst etwas auf Zins aufnehmen und solches im Vaterland von meinem eignen Capital wieder bezahlen lassen, wenn es nicht sollte zur Beförderung unsers Werks gereichen; geschähe aber solches, so würde uns dergleichen Geld unfehlbar wiederum alsdann von unserm lieben König ausgezahlt werden. Hierauf sagte er, daß, wenn er erstlich die Umstände

sähe, wollte er uns nicht zuwider sein, ja er wollte selbst etwas dazu beitragen. Und sofern die fünfte Stimme würde mit den zukommenden Schiffen nach Hause gehen, so wollte er es vermitteln, daß wir sein Haus bekämen, welches hierzu gar fein gelegen wäre. Wir sagten, was sie hierin thäten, das thäten sie nicht uns, sondern Gott und unserm lieben König."

Derselbe Commandant, der vor wenig Tagen ihnen alle Hülfe versagt hat, will sie demnach schützen gegen unbefugte Anmaßung der dänischen Priester und verheißt aufs Neue seinen Beistand. Man sollte meinen, mit einem solchen Mann wäre doch am Ende durchzukommen gewesen. Es scheint aber nur so, denn die leidige Gewohnheit der Zeit, geistliche und weltliche Gewalt zu vermengen, rief, den handelnden Personen selbst unbewußt, Uebergriffe bald der einen, bald der andern Partei hervor. In Luthers Auslegung zum 101. Psalm findet sich eine schöne Stelle über den Unterschied weltlichen und geistlichen Regiments, die man über der Thür des Missionshauses und der Commandantur als Ueberschrift gewünscht hätte: „Ich muß immer solchen Unterscheid dieser zweien Reiche einbläuen und einkäuen, eintreiben und einkeilen, obs wohl so oft, daß verdrießlich ist, geschrieben und gesagt ist. Die weltlichen Herren wollen ins Teufel Namen immer Christum lehren und meistern, wie er seine Kirche und geistlich Regiment soll führen, so wollen die falschen Pfaffen und Rottengeister nicht in Gottes Namen immer lehren und meistern, wie man solle das weltliche Regiment ordnen, und ist also der Teufel zu beiden Seiten fast sehr unmüßig und hat viel zu thun, Gott woll ihm wehren, Amen, so wirs werth sind." Die Missionare suchten sich gegen Uebergriffe der Ortsobrigkeit durch Berufung auf die noch höhere Gewalt des Königs zu schützen, immer und immer wieder ließen sie es fühlen, daß sie königliche Missionare seien, wodurch sie denn wiederum eine Reaktion wach riefen; zu ihrem Schrecken vernahmen sie, es werde überall in der Stadt ausgestreut, Sr. Königlichen Majestät sei es kein rechter Ernst in der Mission, alle hohen geistlichen Personen in Kopenhagen wären auch dawider, und sei es allein Dr. Lütkens Werk. Damit wurde ihnen denn auch die letzte menschliche Waffe genommen. Nirgends mehr sahen sie Hülfe, als nun nach den Vorgefechten der Kampf selbst ausbrach.

Anlaß gab der neu beschlossene Kirchenbau, der sich als nöthig erwies, „indem die Heiden in der Blanken Kirche nicht kommen wollten, weil diese in allzu hoffärtigen Kleidern einhergingen und sie schwarz wären und nur ein Tuch über ihren Leib hätten." Durch den

Besitz einer eignen Kirche wäre die Mission aus dem Stadium der Versuche herausgetreten und in Trankebar heimisch geworden. Dem widersetzte sich der Teufel mit Macht. Vor dem Thore wollte sich aus allerlei Gründen kein Platz finden, und den Platz in der Stadt ließ der Commandant so hoch abschätzen, daß es die armen Missionare gewiß nicht tragen könnten. Sie baten wiederholt um möglichste Beförderung, wurden aber immer abgewiesen, noch einmal senden sie einen beweglichen Brief ab, bekommen aber gleich durch den Diener Antwort, dem Herrn Commandanten wäre es nicht recht. Da hielt am 1. Juni Plütschau eine Predigt mit vielem Seufzen, wie man durch unchristliches Leben Gottes Namen unter den Heiden lästere und zur Zerstörung des teuflischen Reiches gar nicht wolle behülflich sein: „Ein jeglicher prüfe sich in seinem Stande vor dem allgegenwärtigen Angesicht Gottes und des Herrn, der sich durch seine Himmelfahrt zur Rechten der Majestät in der Höhe gesetzt hat. Ihr, die ihr im Steuer des Regiments sitzt, prüfet euch, ob ihr das, was euch anbefohlen ist, treulich verrichtet, ob ihr das Werk des Herrn mehr sucht zu befördern als zu hindern, und ob ihr mehr auf die Ehre Gottes sehet als auf euren Nutzen.“ Der Commandant war unter den Zuhörern, Nachmittags gehen die Missionare zu ihm, sich persönlich Antwort auf ihr Bittschreiben zu holen. „Wer hat euch Leuten solche Freiheit gegeben, daß ihr mich auf der Kanzel angreifen dürft und sagen, wie man euch in eurem Amte hinderlich sei, solcher Gestalt könnt ihr leicht eine Rebellion anrichten,“ lautet der Empfangsgruß. Missionare: „„Es sind noch lange nicht so harte Ausdrücke als der Prophet Jesaias braucht: Deine Fürsten sind Abtrünnige und Diebesgesellen, sie nehmen alle gern Geschenke und trachten nach Gaben.““ Als sie nun viele höhnische und spöttische Worte zu hören bekamen, fügten sie hinzu: „„Gott und unser lieber König wird sich nicht spotten lassen. Wir sind Gottes und unsers Königs Diener, und wollen lieber Leib und Leben verlieren, als daß wir ihre Ehre wollen geschändet werden lassen und unser Amt nachlässig treiben.““ Commandant: „Ihr Leute fangt es nur darum so dumm und desperat an, daß man euch nach dem Vaterlande schicken soll, denn euer Amt wird euch gar zu schwer.“ Doch wozu das Unerquickliche so weit ausspinnen und alle Lästerworte aufnehmen, wir hören den Schluß: „Der Commandant war voller Bitterkeit, lief in der Stube herum und schlug mich (Ziegenbalg) auf die Brust, daß ichs wohl fühlte, und da wir sagten, man sollte uns doch ansehen als Diener Gottes und unsere Vermahnung mit Sanftmuth annehmen, so sagte er, er wollte von uns nicht ermahnt sein,

wir könnten auf der Kanzel viel hinplaudern, und nachmals sagen, als sei es aus Trieb des heiligen Geistes geschehen. Ich wollte jetzt den Hunden (und damit trat er zu meinem Collegen) eine Ohrfeige geben und sagen, der h. Geist hat mich getrieben. Wir sagten, er sollte sich nicht also an Gott versündigen, was wir auf der Kanzel redeten, das redeten wir an Gottes Statt. — Er verlangte nun, wir sollten ihm doch das heutige Concept schicken; wir erwiderten, daß wir keine Zeit hätten, unsere Predigten zu concipiren, wir setzten nur eine Dispposition auf. Darauf wandte er sich zum Fiskal, er sollte es ins Protokoll einführen, daß wir ihm das Concept verweigert hätten. Wir sagten, wir thäten solches nicht und wollten es gleich holen, schickten es auch nachmals gleich hinauf. Wir nahmen endlich unsern Abschied und baten, sie möchten unsere Worte in der Liebe wohl überlegen. Der Herr Commandant sagte: Ich habe euch in der Liebe auch meine Meinung gesagt, es bleibt dabei, ich will hinfort mit euch nichts mehr zu thun haben und dürfet nicht mehr zu mir kommen, sondern so ihr etwas habt, mögt ihr mir solches schreiben."

Von derartigen Liebesbeweisen, versteckten und öffentlichen, ist seitdem die Missionsgeschichte ein volles Jahrsiebent angefüllt, und man müßte allein ein dickes Buch schreiben, sollte es alles erzählt werden. Schon bei Abgang der nächsten Schiffe im Herbst 1707 sind die Akten gewaltig angeschwollen, ein großer Klagebericht an den König liegt fertig da. Mit einem Mal änderte sich des Commandanten Angesicht, er kam persönlich ins Haus der Missionare, versprach ihnen fürder behülflich zu sein und erbot sich, deshalb an unterschiedliche Minister in Kopenhagen zu schreiben. Die Missionare glaubten seinen Worten, versprachen gleichfalls von ihm lauter Gutes zu schreiben, rissen die Briefe in Stücke und schrieben neue — und die Peiniger hatten nun zwei volle Jahre vor sich sie zu quälen, während genügende Berichte an die einflußreichen Personen in Kopenhagen abgegangen waren, ihnen den Boden unter den Füßen zu entziehen. Die Missionare gingen stracks ihren Weg vorwärts und erfüllten unerschrocken ihres Amtes Pflichten; seit dem 20. Nov. errichteten sie sogar neben der Mittwochspredigt in der Zionskirche, die sie wider Willen der dänischen Prediger forthielten [1]), eine tägliche deutsche Betstunde

---

1) „Den 22. August (1707) Nachmittag wurden wir beiderseits zum Hr. Commandanten und vor den ganzen edlen Secretrath gefordert, allwo gleichfalls die zwei dänischen Priester erschienen und hatten ersucht, daß wir doch möchten

Abends von 6—7 Uhr, worin fortlaufend das Neue Testament durchgenommen wurde, in diesem Einen Punkte erfreuten sie sich sogar der Billigung des Commandanten. Gott gab Segen zu ihrer Arbeit und „wie das Volk Israel in Aegypten unter dem Druck sich stetig mehrte, also vermehrt sich gleichfalls die Gemeinde Jerusalems nur desto häufiger, je mehr sie von ihren Feinden unterdrückt wird:" das war der Inhalt mancher Taufreden der Missionare in jener trüben Zeit.

Endlich drang ein Sonnenstrahl durch die Nacht der Trübsal und Anfechtung. Am 1. August 1708 in der Frühe lag das vaterländische Schiff auf der Rhede und diesmal sollten die Missionare nicht leer ausgehen wie vorm Jahre, ein Brief von Dr. Lütkens versetzte sie in eine ungemein freudige Stimmung, er berichtete ja, daß Seine Majestät und alle hohen königlichen Personen zu den Missionaren und ihrem heil. Amte die gnädigste Geneigtheit bewiesen und eine reichliche Unterstützung

---

aus ihrer Kirche gebracht werden. Sie proponirten also diese Sache und sagten, wie wir nunmehr eine eigne Kirche hätten und würden also wohl ihnen ihre Kirche allein lassen. Wir fragten, was doch ihre Ursache darunter wäre. Sie sagten, wir wären zu den Schwarzen und nicht zu den Blanken herausgesandt worden. Wir fragten, ob sie uns zeigen könnten, daß wir unser Amt gegen die Heiden deswegen versäumten! Sie sagten: nein. Wir fragten abermal, ob ihnen denn ein Pfennig unsertwegen von ihren Einkünften entzogen würde? nein. Wo dieses nun nicht wäre, so müßten sie ja eine andre Ursache haben? Sie wollten gern Liebe von ihren Zuhörern haben. Ob wir denn daran verhinderlich wären? Ja, es liebten uns die Zuhörer mehr denn sie. Ob sie denn dadurch die Liebe ihrer Zuhörer erlangen würden, wenn sie ihnen die gute Weide entzögen und anstatt unser einen Säufer oder liederlichen Menschen predigen ließen? Ja, sie hätten doch nachmals die Kirche allein. Wir sagten, den Aposteln wäre es eine Freude gewesen, wenn sie fein viel Gehülfen hätten haben können. Da sie denn nun diesen Sinn nicht hätten, sondern sie wollten ohne alle Ursache uns das Predigen verwehren, so gäben sie zu erkennen, daß sie rechte Miethlinge wären und nur Ehre und der Schafe Wolle suchten, nicht aber was ihre Erbauung schaffte. Wir fragten sie vor allen, die gegenwärtig waren, ob sie es wohl vor dem Richterstuhl Christi verantworten könnten, wenn sie also das Gute an ihrer Gemeinde hinderten? Sie sagten: **Ja.**" Da der Commandant sich den Missionaren zuneigte, mußten beide Prediger ihnen die Hände geben, daß sie in Friede und Einigkeit an der Gemeinde fortarbeiteten. Ob die Missionare die Einrichtung auch einer dänischen Schule wohl mit etwas stärkeren Gründen vertheidigen konnten? Es scheint, daß sie sich namentlich zu dem Oberprediger wohl etwas besser hätten stellen können. Während der Kirchbaustreitigkeiten stand er auf ihrer Seite, er schickte seine Sklaven in ihren Unterricht, in seiner Abschiedspredigt wünschte er den Missionaren und ihrem Jerusalem gesegneten Fortgang.

sendeten, sie halten die Anweisung auf 2000 Thaler in ihren Händen, das erste Geld nach ihrer Ankunft. Welchen Aufschwung werden nun ihre Schule und Anstalten nehmen, wie kann nun alles in bessere Ordnung gebracht werden, jetzt sollen ihre Armen keine Noth mehr leiden! Mit hoher Freudigkeit hielt Ziegenbalg die Predigt über Sirach 1, 32 u. 33: „Mein Sohn willst du weise werden, so lerne die Gebote, so wird dir Gott die Weisheit geben; denn die Furcht des HErrn ist die rechte Weisheit und Zucht; und der Glaube und Geduld gefallen Gott wohl.“ Gott hatte ihren Glauben gesehen und ihre Geduld genug erprobt, die Prüfungszeit neigte sich zu Ende. Direkt aus der Predigt gehen sie zum Commandanten, der zeigt ihnen einen Brief vom Grafen Rebenklau, ihnen das Geld auszuzahlen. Er hat schon Befehl gegeben, es zugleich mit dem Compagnie-Gelde ans Land zu bringen, und dann soll es alsbald ausgezahlt werden. Kein Hinderniß ist mehr im Wege, aufs Neue wird Gott für seine große Gnade mit Singen und Beten gelobt.

Wenn je, so haben die Missionare damals erfahren, daß es vor Abend anders werden kann, und daß der Sänger wahr singt:

Hier ist Ehre, aber nichtig; hier sind Schätze, aber klein;
Hier ist Freude, aber flüchtig, dort muß alles besser sein.

Hier ist Freude, aber flüchtig! Nach Tische kommt die traurige Botschaft, das Boot ist umgeschlagen in der Brandung, das Geld liegt auf dem Meeresgrunde. Am Vormittage bei gewöhnlichem, gutem Wetter war zwar das Geld der Compagnie ans Land gebracht, das Missionsgeld aber zurückgelassen bis Nachmittag, wo regelmäßig der Landwind den Seewind verdrängt. Inzwischen hatte der Schiffscapitain Reuter sich Gesellschaft mit an Bord genommen und wacker getrunken. In dem Zustande setzte er sich nun ins Boot und ließ die Geldkiste auch hinein schaffen. Der Bootsmann wollte nach Schiffsmanier zur Sicherheit einen Boyreif darum schlagen, wie es stets bei Geldern geschah, aber der Capitain wollte es trotz zweimaliger Vorstellung nicht gestatten. Als nun das Boot weiter in die Brandung kam und die dazu verordneten Sellinger (Bootsleute) es faßten und ans Land ziehen wollten, sprang der Capitain in seiner Trunkenheit wie ein toller Mensch mit dem bloßen Degen auf sie zu, daß sie vor Schreck das Boot fahren ließen und davon flohen. Es schlug um, fünf Europäer und zwei Eingeborne verloren das Leben, und die ganze Ladung war verloren. Doch nein, von den übrigen Waaren mochte dies wohl gelten, die Geldkiste war doch zu schwer, um alsbald

weggeschwemmt zu werden, und das Wasser war an jener Stelle nur zwei Ellen tief. Die Missionare erhielten zudem vom Commandanten den Trost, so viel Vermögen wäre wohl noch da, ihnen den Verlust wieder zu ersetzen; unter Tags wurden auch wirklich die meisten Waaren, namentlich so weit sie Eigenthum des Commandanten waren, geborgen, nur nicht das Geld.

Die Missionare gaben sich nun nicht etwa einer weltlichen Traurigkeit hin, eins aber schmerzte sie, ihre christliche Umgebung benahm sich viel schlechter als die Heiden, sie machten aus ihrer Schadenfreude kein Hehl, ja ihr Benehmen war wahrhaft teuflisch, und läßt den Verdacht, welchen die öffentliche Meinung alsbald aussprach und Sachverständige bestätigten, wohl begründet erscheinen, daß die Geldkiste absichtlich nicht wieder gefunden sei. Man ließ den Tag vergehen und die Nacht dazwischen kommen, ehe ernstlich gesucht ward, und da liegt ja allerdings die Vermuthung nahe, daß wenn nicht der Triebsand die Kiste inzwischen verschüttet, die Bootsleute sie sich angeeignet haben werden. Den ärgerlichen Auftritt des folgenden Tages, weit betrübender als der Verlust selbst, möge uns das Tagebuch schildern: „Den 2. August gingen wir frühe zum Schiffscapitain und fragten, warum er denn so unvorsichtig gehandelt mit des Königs Geldern. Er aber gab uns wenig gute Worte. Wir baten Herrn Krahen als die Secunde-Stimme, daß er uns doch hierin möchte hülfreiche Hand leisten, er gab uns aber auch ganz trotzige Antwort. Wir gingen mit dem Lieutenant Kröckel zum Meeresstrand und ließen mit Piken allenthalben suchen, wurde aber nichts gefunden. Darauf gingen wir zum Hrn. Commandanten. Er fragte uns, ob wir solches nicht gefunden, wir sagten, nein. Ja, sprach er, so kann ich euch nicht helfen. Wir sagten: es wäre an den Wohlgebornen Hrn. Comm. adressirt worden und käme auch vom Könige und würde zu nichts Anderm als zu Gottes Ehren angewendet, weswegen wir die Sache ihm übergäben mit Bitte, daß er in Ansehung Ihro K. M. uns hierin beistehen und dazu behülflich sein wolle. Er antwortete, die Sache ginge ihn nichts an und wollte auch nichts damit zu schaffen haben. Wir sagten, es wäre ja billig, daß man den Schiffscapitain deswegen zur Rede stellte und also genaue Untersuchung hielte, ob er Schuld habe, da er alsdann verbunden wäre, es zu ersetzen. Der Comm. wurde endlich gar heftig über uns erbittert, verfluchte und verschwur sich, daß der Capitain nicht einen Thaler Geld hätte. Ei, sagten wir mit aller Bescheidenheit, das könnten wir nicht glauben, indem wir selbst mit Augen gesehen, daß er einiges Geld etwa 4 Thaler in seinem Beutel noch mit

ans Land gebracht hätte. Er war in seinem Gemüthe heftig erbittert, lief in der Stube herum und tractirte uns sehr schnöde sagend, daß er unser ganz müde wäre. Auf die Vorstellung, daß doch sonst Compagnie-Gelder mit einem Boyreif versichert würden, antwortete er, er ließe öfter viele Tausende so ans Land bringen, warum hätte man es denn an diesem Bettelsack thun sollen. Wir sagten, der Hr. Commandant würde ja unserm allergnädigsten König nicht die Unehre anthun und sein Geld einen Bettelsack nennen. Er antwortete, wir müßten ihm nicht seine Worte verdrehen, er hätte nicht des Königs Geld, sondern den Capitain einen Bettelsack geheißen. Wir sagten, es sei, wie ihm wolle, wir bäten nur, daß die Sache untersucht und gerichtlich tractirt würde, damit Ihre Maj. erfahren möchte, wie man gleichwohl um die Sache möglichst wäre bemüht gewesen und uns alsdann außer Schuld halten könnten. Darauf wurde er so ergrimmt, daß er solche Worte ausschüttete, die er nimmermehr verantworten könnte, wenn sie recht sollten untersucht werden, daher ich selbige nicht melden will. Wir sagten endlich, wer nicht mit dem allergnädigsten König ist, der ist wider ihn. Darauf erwiderte er, er hätte dem Könige schon so lange getreu gedient und hielte uns für diese und jene, wenn wir solches von ihm sagen wollten, kam auf mich und schlug mich mit der Faust auf die Brust. Wir sagten, wir stünden unter seiner Botmäßigkeit, hätten wir Uebels verdient und Unbilliges geredet, so verlangten wir rechtmäßiger Weise gestraft zu werden. Als ich aber sah, wie nichts wollte helfen und er in seinem Gemüth nur desto erbitterter wurde, so nahm ich meinen Abschied, mein College aber blieb noch bei ihm und suchte ihn zu besänftigen, konnte aber auch nichts ausrichten. Anstatt daß man also billig hätte mit uns ein herzliches Mitleiden haben sollen, so betrübte man uns dermaßen, daß wo Gott uns nicht hätte Geduld und Versicherung gegeben, er wäre unser gnädiger Gott und unser lieber König wäre unser gnädiger König, so hätten wir leicht können niedergeschlagnen Gemüths werden in unserm Amte. Gott verlasse uns nicht!"

Bei solcher Behandlung kann man allerdings an die folgenden Tags noch einmal schriftlich eingereichte Bitte um gerichtliche Untersuchung nicht das Maß des strengen Curialstils anlegen, die erhaltene Antwort [1])

---

1) Eingaben und Antworten siehe Urkunden Nr. 7 und 8; Plütschau in seiner Widerlegung der Klagschrift des Commandanten Nr. 9 berichtet ungenau nach dem Gedächtniß, wenn er die friedliche Unterredung vor jene schriftlichen Verhandlungen setzt.

aber schließt mit dem empörenden Hohn, daß man sie gern in ihren schweren Amtsverrichtungen durch Abnahme der deutschen Predigten und Betstunden, so wie des Unterrichtens europäischer Kinder erleichtern wolle, bezüglich der Sache selbst werden sie ans Untergericht verwiesen. Das Ganze schließt mit Androhung strengerer Maßnahmen.

Als das höhnische Schreiben den Missionaren zur Hand kam, ließen sie sich gar nicht dadurch niederschlagen und dachten, besser Unrecht leiden als thun, auf Processe wollten sie sich als Geistliche nicht einlassen. Sie gingen vielmehr zu Rath, wie die getrennten Gemüther wieder zu vereinigen seien und wurden durch das Wort Gottes darin bestärkt, indem während der brüderlichen Berathung beim Aufschlagen der Bibel ihr Auge grade auf den Spruch fiel Röm. 12, 19 und 20: „Rächet euch selber nicht, meine Liebsten, sondern gebet Raum dem Zorn, denn es stehet geschrieben: die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der HErr. So nun deinen Feind hungert, so speise ihn; dürstet ihn, so tränke ihn. Wenn du das thust, so wirst du feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln.“ Auf den Knieen baten sie Gott um Weisheit und Sanftmuth, und daß er doch die Herzen ihrer Feinde zur wahren Freundschaft und Vereinigung lenken wolle, darnach schrieben sie einen freundlichen Brief an den Commandanten, ihnen eine Unterredung zu gewähren. Nachmittags wurden sie vorgelassen. „Wir sagten, daß wir zu keinem andern Endzweck zu ihm kämen, als daß wir wieder mit einander möchten in ein gut Verständniß kommen, sintemal sonst sowohl er, als auch wir lauter Unruhe haben würden. Er bequemte sich sobald in Freundlichkeit mit uns zu reden und bekannte, wie er nach solchem Zorn ganz todkrank gewesen; wir sagten, daß die Sache hätte können ganz leicht in der Liebe abgethan werden, aber weil gleichwohl solches nun geschehen wäre, so wollten wir auf beiden Seiten nicht mehr gedenken mit Versicherung, daß wir ihn von Herzen liebten und bäten nichts mehr, als daß er uns hinführo in allen billigen Sachen wollte behülflich sein zur Beförderung unseres Amtes. Was sonst das verlorne Geld anlangte, so stünde uns solches nicht an als Priestern, daß wir deswegen allhier mit dem Schiffscapitain einen Proceß anfingen, sondern wir wollten es umständlich nach dem Vaterlande berichten und daselbst es ausführen lassen. Er wurde endlich mit uns so freundlich und herzlich als wie vorher und versicherte uns, daß er davon nichts mehr gedenken wollte.“ Die Missionare meinten es recht herzlich mit der Freundschaft und ihrem Zutrauen, sie wollten gleichsam ein Neues pflügen; zu einer Taufe wurde der Commandant und Frau nebst mehreren Räthen als Pathe

geladen, sie kamen nicht. Als sich heraus stellte, daß das verlorne Geld früher an ganz falschem Orte gesucht sei, wurde doch zu nochmaliger Nachforschung aller Rath und Beistand versagt. Arme Leute aus der Gemeinde, die schon fünf Jahre in der Stadt gewesen, möchten ein Fleckchen Land, ihre Hütten aufzuschlagen. Kaum hört der Commandant den Diener der Missionare Ole Thoren die Bitte vortragen, so springt er erbittert auf, immer werde er von den Missionaren angelaufen und incommodirt, er wolle solchen Canaillen keinen Raum in der Stadt zu wohnen geben, sondern sie alle mit einander zur Stadt hinausjagen. „Aber, spricht er ferner, woher nehmen doch eure Priester das Geld, daß sie so viel Kinder und Volk erhalten können. Unser Diener spricht, Gott giebt es. Ja, spricht er, ich werde solches die Länge nicht mehr dulden, sondern wäre zufrieden, daß es schon ein Ende hätte. Darauf sagte der Secunde Hr. Krahe: Ach es wird nunmehr bald von sich selbst zu Grunde gehen, man dürfe es eben nicht selbst thun. Darnach haben sie noch andre viele schimpfliche Reden geführt. Wo der HErr uns nicht beistünde, und wo sie sich nicht noch ein klein wenig vor unserm allergnädigsten König scheuten, so würden wir schon längst unterdrückt und gänzlich aus dem Wege geräumt worden sein."

Darnach kann es fast Wunder nehmen, wenn die Missionare noch einmal in einem demüthigen Gesuch alle ihre Begehren zusammenfassen; aber sie wollten nocheinmal versuchen, ob sie nicht ein kleines Capital ausgezahlt bekommen könnten, den sauer verdienten Lohn, welchen ein Quartiermeister ihnen aus Mitleid beim Abschied abgetreten hatte. Die Hauptsache aber war, ihrem Diener Ole Thoren die Erlaubniß zur Ueberfahrt nach Kopenhagen zu verschaffen, weil sie sonst nicht sicher waren, daß ihre Briefschaften wirklich dort ausgeliefert würden. Der Erfolg war, daß ihnen aller geistlicher Verkehr mit den Europäern in Predigten, Betstunden oder sonst wie verboten wurde, ja selbst dem freiwilligen Beitragge-
ben sollte ein Ende gemacht werden; nur Ole Thoren wollte man gegen das gewöhnliche Ueberfahrtsgeld mitlassen, gewiß nur aus Furcht, daß sonst einer der Missionare selbst reisen würde. Der Inhalt der Briefe, welche Ole Thoren mitzunehmen hatte, lautete demnach gar kläglich, die Apologie an den König faßte allein 26 Bogen. Uns ist wenig von den damaligen Briefen erhalten, aber dies Wenige muß mit Bewunderung für die edeln, unermüdlichen Arbeiter erfüllen. So schreibt Ziegenbalg am 1. Oktober nach Halle: „Unsere Feinde haben vor wenig Tagen es durchgesetzt, daß etliche funfzig Heiden, die da

Christen werden wollten, ihren Vorsatz wieder verändern mußten. Da können nun die lieben Väter leicht schließen, wie sehr uns solches kränket und wie unverantwortlich es wäre, wenn wir solch greuliche Bosheit nicht entdecken wollten. Es gehe uns und ihnen, wie es immer wolle, die Wahrheit ist nun gesagt und geschrieben; wir wollen lieber unser Leben als unser Gewissen verlieren. Beten Sie fleißig für uns, daß unser heiliges Amt unter den Heiden nur desto gesegnetern Fortgang nehme, je heftiger der Widerstand sich ereignet. Wie wir denn auch vermittelst Ihres Gebet bisher unter manchen Trübsalen und unter schwerer Arbeit, gleichwohl immer noch großen Trost und Freudigkeit gehabt, so daß wir entschlossen sind Zeit unsers Leben hier zu verbleiben, wenn es anders der Wille Gottes und unsers lieben Königs sein sollte. Denn wir sind beiderseits in unsern Herzen versichert, daß Gott noch ein großes Volk unter den Heiden habe, welches er wider alle Macht des Teufels immer nach und nach an das Licht des Evangeliums bringen wird." Nach Berlin lautet es: „Seit dem Verlust unsers Geldes haben sich der Commandant und der ganze Secretrath allhier als rechte Tyrannen wider uns und unsere Gemeinde aufgeführt mit Drohen, wie sie alles, was wir bisher gebaut, zerstören und unsere Gemeinde wieder ausrotten wollten; so sind wir oftmals durch solche harte Proceduren, bei welchen wir des Lebens nicht sicher gewesen, in unserm Gemüth sehr niedergeschlagen worden. Jedoch hat uns Gott nicht verlassen, sondern uns wiederum durch den Trost seines Heiligen Geistes ermuntert und uns nur desto freudiger gemacht, die Wahrheit ungescheut zu sagen, nicht achtend, wenn wir auch dessen Zeugniß mit unserm wenigen Blut versiegeln sollten." Nur die wenige Scheu vor dem König und etliche Furcht vor den Ortseinwohnern hielt noch zurück, daß wirklich Hand an sie gelegt wurde; ganz Trankebar war während der Zeit in fieberhafter Aufregung: „Gewiß, wenn sie wider uns Gewalt brauchen, so würde sowohl unter Heiden als Christen eine Rebellion entstehen, indem Jedermann unsere Unschuld bekannt ist, und sich alle Heiden greulich ärgern, daß man so boshaft mit uns umgehet, da wir doch nichts anders suchen als die Ehre Gottes und das Wohlsein nicht nur allein der Heiden, sondern auch der Christen. So sehr uns aber die Obersten verfolgen, so sehr lieben uns hingegen die gemeinen Leute und wollen sich nicht über die Gewissen herrschen lassen, daß sie auf ihr Drohen unsere Predigten und Betstunden (die immer fortgehalten wurden) versäumen sollten. Die Heiden sind uns gleichfalls mit Liebe sehr zugethan, und haben uns oftmals wegen des Verlusts der Gelder getröstet sa-

gend, daß weil es Almosen-Geld wäre, so könnte es unmöglich verloren bleiben, so lange Zeit es immer anstehen möchte."

Missionare von Heiden getröstet und auf die Güte Gottes verwiesen, das ist ja freilich ein großes Werk der Gnade Gottes, aber eben, wir gebrauchen Plütschau's Worte, „weil der Satan diesen Segen siehet, setzet er sich in seinen Gliedern sehr heftig dawider. Denn da gebraucht er bald wider uns die Brahminen der Heiden, die heilosen Pfaffen der Katholiken und insonderheit unsre eignen Amtsbrüder, die dänischen Prediger, bald die Obrigkeit selbst als den hiesigen Commandanten Herrn Hassius, der voll Gift und Haß wider uns und das Werk der Bekehrung ist. Es wird dem Satan aber nicht gelingen, denn Gott wird seine Ehre zu retten wissen."

Und ob gleich alle Teufel
hie wollten widerstehn,
so wird doch ohne Zweifel
Gott nicht zurücke gehn.
Was er Ihm vorgenommen
und was Er haben will,
das muß doch endlich kommen
zu seinem Zweck und Ziel.

Mit solch festem Glauben und unerschütterlichem Vertrauen sich zu wappnen, war allerdings der Missionare einzige Waffe; denn hatte man schon so unerhörte Behandlung, Spott und offenen Widerstand vor Abgang des Schiffes erleiden müssen, was sollte erst nachher werden? Es war als hätten der Hölle Gewalten in Trankebar ihren Sitz aufgeschlagen, als sei dort wie einst in Smyrna eine Schule des Satans entstanden. Man glaubt sich in die Zeit der ersten Christenverfolgungen versetzt; an den Feinden selbst lag es nicht, daß es nicht schließlich zu einem blutigen Ausgang kam. Zuerst schienen alle Wogen der Trübsal über Plütschau's Haupt sich ergießen zu wollen, er nahm ja die am meisten ausgesetzte und angreifbare Stellung ein. Als Pastor der portugiesischen Gemeinde hatte er es mit den europäisirten Tamulen und den Halbeuropäern und, weil die Gränzen schwer zu erkennen waren, auch mit Europäern zu thun; da traf er auf jedem Punkte mit dem katholischen Pater und den dänischen Predigern zusammen. Seine Stellung war zugleich auch die schwächste, weil wohl nicht geläugnet werden kann, daß die Missionare, freilich in der besten und edelsten Absicht, vor Uebergriffen in ein fremdes Amtsgebiet sich nicht genug gehütet hatten, zum Theil freilich selbst durch die Obrigkeit darin bestärkt und dazu legalisirt. Dazu war Plütschau, so sehr

er dem Commandanten gegenüber vorsichtig und seinen Collegen gegenüber beschwichtigend auftritt, um so rücksichtsloser in allen seine Gemeinde direkt betreffenden Angelegenheiten. Er hatte die ausdrückliche Lehre aufgestellt, lutherische Sklaven dürften durchaus gar nicht verkauft werden, und als der dänische Oberprediger vor seiner Abreise einen Sklaven im Ort an eine fromme und wie es scheint lutherische Frau verkauft hat, stellt er ihm in seiner Wohnung heftig sein Unrecht vor, nöthigt ihn den Sklaven freizugeben, da er sonst selbst das Geld dazu geben will, und alle ausgesprochenen freundlichen Wünsche des Predigers erscheinen ihm vor dieser einen That als Heuchelei. Nun mußte er in Folge dieser für den Augenblick zu weit getriebenen Forderung schwer büßen; er meint, obwohl unerweisbar, auf Anstiften des Predigers sei es geschehen, daß der Commandant und ihm nach auch andere Einwohner ihre Sklaven an fremde Orte verkauften, wo sie natürlich aus Mangel an geistlicher Pflege verkommen mußten und noch dazu schrecklich behandelt wurden. Ja solche Mißhandlungen wurden ihm recht geflissentlich zur Kränkung von den Gegnern selbst erzählt. Er hat auf eigne Hand dem Verlangen einiger Familien nachgebend eine dänische Schule eingerichtet, wohl selbst gegen Ziegenbalgs Rath, denn der ließ den ihn darum beschickenden Predigern sagen, er hätte dergleichen nicht angefangen, sondern sein Collega, den möchten sie befragen, im übrigen müsse er sich doch wundern, wie sie ihrer Gemeine eine solche Wohlthat nicht gönnen wollten [1]). Die Kanzel endlich betrachtete Plütschau ganz als sein Gebiet, wo ihm die Obrigkeit nichts zu sagen habe, offen klagt er dort über den Widerstand und das schlechte Leben der Christen. Bis auf die unehelichen Kinder der Europäer herab erstreckt sich seine Fürsorge, sie sollen nicht die Sünde ihrer Väter büßen und als verwilderte Heiden aufwachsen, zu ihrem Besten spendet er, was er irgend von seinem Gehalt abdarben kann. An diesem Punkte nun fassen ihn die Feinde; in Erzählung der Sache können wir ganz seinem eigenen Berichte folgen. Der Mann, welcher sonst nur handelte, hat hierüber eine doppelte Nachricht aufgesetzt, die wir im Folgenden kombiniren.

„Man suchte anfänglich das hochlöbliche Werk der Bekehrung der Heiden auf eine subtile Art zu hemmen, da aber die Hand Gottes sich kräftig verspüren ließ, thaten sich auch die Klauen des Löwen so

---

1) Daß ein dringendes Bedürfniß dazu vorlag, zeigte ja die erste Aeußerung des Commandanten zu den Missionaren, sie könnten vielleicht bei der Schule gebraucht werden.

viel greulicher hervor. Vorher mußte es so unterm Schein des Rechts geschehen, aber endlich so wollte man es auch gar bemerklich thun, daß es auch die Heiden augenscheinlich merken möchten, man sei gar nicht mit solchem Werk zufrieden, ungeachtet es nach allergnädigster Verordnung des Königs angefangen. Aber warum das? darum, daß sich der Zehnte bedenken möchte, ob er gleich gerührt worden, sich merken zu lassen, zur christlichen Religion zu treten. Doch wollte man nicht vor Abgang der Schiffe ausbrechen lassen, was vor Groll wider das Werk Gottes und des Königs im verbitterten Herzen war. Sobald aber die Schiffe fort waren, suchte man Gelegenheit uns als die Missionare einmal öffentlich zu prostituiren und unsere Gemeinde recht schnöde zu tractiren. Wie sie es nun suchten, so mußte ihnen folgende Sache zu ihrer unchristlichen Absicht dienen, damit man, wie schon lange beschloßen laut eigner Hand, theils das Werk selbst, theils die, so daran arbeiten, vor den Heiden, Muhammedanern, Papisten und andern mehr, in der Stadt und umliegenden Orten aufs schmählichste beschimpfen möchte und dieses folgender Gestalt: Einem dänischen Soldaten wurde von einer Heidin ein Kind geboren; er bereute seine Sünde und wollte sich wenigstens des Kindes treulich annehmen. Mit Einwilligung der Mutter hielt er darum an, daß das Kind in der lutherischen Kirche getauft und erzogen würde. Während aber der Vater herumging, die Gevattern zu bitten, schickten die Hausleute, bei denen die Mutter lag, schleunigst zu ihrem katholischen Pater. Der Pater entgegen der obrigkeitlichen Verordnung, die früher von den Kanzeln verlesen war, verrichtet die Taufe mit solcher Hast, daß einige Gevattern sich vorher nicht einmal ein Kleid hatten anziehen können. Ich achtete es wenigstens billig zu sein, ihn durch den Küster darum befragen zu lassen. Weil er aber wußte, daß ihm wohl gröbere Stückchen waren frei ausgegangen, so meinte er auch dieses schon zu verantworten. Was geschahe aber? Da der Vater wohl wußte, daß die Taufe einerlei sei, aber doch fürchtete, daß die Papisten, wo nicht mit Gewalt, doch heimlich und mit List das Kind entführen würden, so nimmt er es selber auf seine väterlichen Arme und bringt es ohne unser Willen und Wissen zu einer lutherischen Amme, dann bittend, daß wir das Kind in unserer Obhut halten möchten, in der Hoffnung, daß sich auch die Mutter zu unserm christlichen Glauben bekehren werde. Nicht lange darnach beredeten die Papisten jene Heidin, welche sich in ihrer Gewalt befand, daß sie sollte zum Commandanten laufen und den Soldaten verklagen. Weil nun der Commandant gern lange hätte eine Sache gehabt, so ließ er nicht allein den Soldaten mit der Wache

holen, sondern auch den Küster, welcher von mir zum katholischen Pater geschickt worden. Wie aber der Commandant hört von dem Vater des Kindes, daß er es unserer priesterlichen Sorgfalt anvertraut, so nahm er die Zeit wahr, wo eben die Amme mit dem Kinde in meiner Wohnung sich befand, es mit der Wache holen zu lassen, auf daß also den Leuten ein desto größerer Abscheu vor unserm Hause gemacht würde, welches bisher nicht geringen Zuspruch gehabt, sowohl von Christen als Heiden. Noch weiter, ohne gehaltenen Kriegsrath durch die ganze Stadt die Trommel rühren, die Soldateska zusammenzubringen, dann ließ er mich durch einen Sergeanten ohn einigen Verzug, dieweil ich die Predigt für den Tag darauf arbeitete, holen, um dem Werk der Bekehrung einen recht merklichen Stoß zu geben. Ich ging mit Freudigkeit, ungeachtet ich durch eine große Menge Volks mußte und auch klärlich aus allen Umständen abnehmen konnte, daß der Herr Commandant sein Müthlein erstlich an mir und hernach auch an meinem Collegen kühlen wollte, wie er vor Abgang der vaterländischen Schiffe sich merklich vernehmen lassen. Wie ich nun zu seinem Wohnhause komme, siehe, so ging er zu mir mit einem Stecken, welchen er vor dem ganzen edlen Secret-Rath, Officieren und Predigern der Zionsgemeinde vom Gerichtstisch nahm, auf mich zu mit eben solchen Gebehrden, als wie er hatte, da er mir vorher Backenschläge auf dem Castell der Wahrheit wegen, so er in der Kirche gehört hatte, anpräsentirte, und sprach drohend mit aufgehobenem Stecken: Ihr habt Kappe und Kragen verloren. Weil er nun mehr wie ein Kläger, denn wie ein vorsichtiger Richter anzusehen war, fragte ich mit gehörigem Ernst, aber in aller Bescheidenheit, ob man nach dem Gesetze auch eher einen verurtheile und verdamme, als man ihn gehört hätte, und bat, die Sache in gehöriger Ordnung untersuchen und die Zeugen auftreten zu lassen. Nun setzte sich zwar der Secretair hin, als wolle er die Akten schreiben, aber gleichwohl wurde ich kein eidliches Protokoll gewahr. Es wurde auch der Vater des Kindes nicht hereingerufen, sondern nur vor der Thür stehend gefragt: Ob ihn der deutsche Priester hingeschickt, daß er sollen das Kind zu sich nehmen? welches er mit einem lauten Nein beantwortete, so daß man's in der Gerichtsstube überlaut hören konnte: „Nein, da bewahre mich Gott vor, daß ich eine solche Lüge sollte reden; ich habe es ungeheißen für mich gethan." Darauf diktirte ihm der Commandant, daß er zur Strafe sollte Spießruthen laufen. Zum andern suchte man aus seines Kameraden Munde etwas zu erhaschen; da auch das nicht angehen konnte, so ließ man mir doch endlich

noch beides Kappe und Kragen, wie gar gern man mich auch dessen beraubt hätte. Ob mich es nun zwar sehr kränkte, daß man mit einem Diener Gottes unter den Heiden also handele und ihm allerlei Schmach und Schimpf suchte anzuthun, so freute sich doch mein Herz und Gemüth, welches mich von aller Beschuldigung frei sprach, sagend: Conscia mens recti famae mendacia ridet (ein gut Gewissen lacht falscher Gerüchte)."

Diese Gerichtsscene fand Statt in Trankebar am 6. November 1708; die Heiden aber, welche solches mit angesehen, schüttelten die Köpfe und sprachen, solch Ding sei bisher noch nie erhört, daß um eine so geringe Sache ein solcher Rumor gemacht worden. Wenn man schon dem ruhigen und gemessenen Plütschau also mitspielte, was wird man dann erst wider den lebhaften Ziegenbalg ersonnen haben, der sich durch seine Energie und Geistesüberlegenheit den Commandanten zum Todfeinde gemacht hatte? Es ist eine sehr günstige Fügung, daß uns Plütschau auch über die bisher so dunkeln Gewaltsakte gegen Ziegenbalg einen ausführlichen Bericht hinterlassen hat, der mit größter Unparteilichkeit und Ruhe abgefaßt ist. Es ist bisher ein absichtliches Dunkel darüber gebreitet, und brauchte doch das Licht nicht zu scheuen, ist vielmehr wohl würdig eines Dieners des Gottes, der vorzüglich auch der Wittwen und Waisen Vater sein will und Unrecht ihnen angethan für zwiefachen Greuel und doppelter Strafe werth erklärt hat.

„Die Wittwe eines tamulischen Bartscheerers Namens Rajappen war nach ihres Mannes Tode mit zwei Kindern und einer alten Mutter in kümmerliche Umstände gerathen und klagte Ziegenbalg als ihrem Beichtvater solche Noth mit Bitten, sich doch beim Commandanten zu verwenden, daß Wilhelm Cardos, ein katholischer Einwohner und Dolmetscher der Compagnie, die Summe welche er noch ihrem Manne abgeborgt und deren Rückzahlung er nicht erweislich machen könne, zu zahlen angewiesen werde oder in Ermangelung anderer Beweisgründe durch einen Eid sich reinige. Der Commandant gab Ziegenbalg, der trotz der kurz vorhergegangenen Auftritte einer Wittwe solche Bitte nicht glaubte abschlagen zu dürfen, zur Antwort, daß Cardos allerdings keine Zeugen hätte, doch könnte man ihn nicht zu einem Eide bringen, weil er sonst ein redlicher Mann wäre und wohl eher etliche Hundert verlieren würde, als einen Eid thun. Nachdem also die Wittwe mit ihrem Gesuch unerhört geblieben, hat sie ohne unser Geheiß und Instruction die Gelegenheit, da der Commandant in der Zionskirche war, ergriffen, ihm nach tamulischer Weise ihr demüthiges Schalam und Verehrung zu machen. Solches hatte doch die Wirkung, daß der Herr

Commandant nunmehr einen Termin setzte, die Sache zu untersuchen, an welchem aber der Verklagte nicht erschienen unter Vorgeben der Seinigen, als wäre er verreist. Auf ferneres Ansuchen wurde ein abermaliger Termin bestimmt, dagegen aber vom Beklagten Krankheit vorgeschützt, weshalb der Secretair Attrup sammt einigen andern Personen zu ihm ins Haus gesandt wurde, die Sache daselbst vorzunehmen. Nach geschehener Untersuchung aber kam gedachter Herr Secretair zu meinem Collegen mit Vermelden, daß bei der Sache nichts zu thun sei, angesehen der Beklagte erbötig gewesen, sich mit einem Eide zu reinigen und zu dem Ende bereits die Finger aufgehoben habe, welches man aber nicht hätte geschehen lassen, dieweil es der Commandant verboten hätte. Diese Thatsache wollte nun mit der oberwähnten günstigen Meinung des Commandanten, als würde der Beklagte eher etliche Hundert verlieren, denn einen Eid thun, nicht recht übereinstimmen, deshalb schrieb H. Ziegenbalg aus Mitleid gegen die arme Wittwe ans Untergericht und bat, man möchte diese Sache nicht im Hause, sondern nach dem Königlichen Gesetz im Gerichte untersuchen. Sollten ja nach des Commandanten Beschuldigung einige hartlautende Redensarten mit eingeflossen sein, so ist einestheils dabei zu erwägen, daß unser einer, da man in den Curialien nicht geübt ist, wohl verstoßen, und anderntheils, daß der Herr Commandant durch seine Widrigkeit H. Ziegenbalg wohl habe in einige Hitze bringen können. Ich hingegen bin versichert, daß dasjenige, was der H. Commandant aus solchen Ausdrücken folgern will, meinem Collegen nie in den Sinn gekommen sei; er muß auch selbst seiner Sache nicht gewiß gewesen sein, dieweil er ja nöthig fand, H. Ziegenbalgs Erklärung über seine Schrift zu vernehmen.

Gleich nach Empfang dieser Schrift am 17. November ließ er mich rufen fragend, wie dieses und jenes darin zu verstehen sei, und da ich ihn bat, Hrn. Ziegenbalgs eigne Erklärung gütlich darüber zu vernehmen, antwortete er: „Ja, ja, wir wollen darüber nicht lange mit einander disputiren, sagt ihm nur, daß ich ihm innerhalb drei Tagen zeigen wolle, was für Macht und Gewalt ich über ihn habe. Solchem bereits an den Tag gelegten Grimm sich nicht entgenzustellen, fand mein College für rathsam, als er zum ersten mal citirt wurde, eine schriftliche Vorstellung zu thun mit Bitte, daß man ihm die Ursache, um welcher willen er auf der Festung erscheinen sollte, möchte wissen lassen: denn wäre es in Sachen des Rajappens Wittwe, so möchte man ihn als einen Prediger davon dispensiren und der Wittwe einen Advocaten verstatten, wäre es aber um des beim Untergericht

eingegebenen Briefes, wolle er sich schriftlich darüber erklären; so man aber darauf bestünde, daß er sich persönlich stelle, wolle er alsdann nur dieses sich ausbitten, daß man seine Worte ins beschworne Protokoll bringen und ihm von dem Protocollirten eine Abschrift zukommen lassen möchte; dafern man aber willens wäre, mit ihm also zu verfahren, wie man ihm durch seinen Collegen hätte drohen lassen, so möchten sie vorher wohl bedenken, was solches nach sich ziehen würde. Denn es würde Gott und S. K. M. es ungnädig nehmen, wenn man mit ihm gewaltsamer Weise verfahren würde; die Christenheit würde darüber betrübt, hingegen aber die Heiden sehr geärgert werden. Auf diese Bittschrift ließ der Hr. Commandant keine Antwort wissen, sondern sandte des Montags als am 19. Nov. einen tamulischen Knecht, Herrn Ziegenbalg abermals zu citiren, durch welchen aber dem Commandanten ein höfliches Compliment gemacht und dieser ersucht wurde, auf sein Schreiben eine geneigte Antwort zu ertheilen.

Endlich kam der Herr Secretair, durch welchen uns sonst der Hr. Commandant seinen Willen zu eröffnen pflegte, brachte aber auch keine Resolution auf die ergangene Bittschrift, sondern fragte nur, ob Hr. Ziegenbalg nicht kommen wolle, indem der ganze Rath bereits beisammen sei? Hr. Ziegenbalg bezeugte, wie es ihm lieb sei, mit dem Hrn. Secretair dieserwegen sprechen zu können, um so viel mehr, weil er durch die vom H. Commandanten zuvor gesandten papistischen und heidnischen Bedienten, welche ihren Religions-Verwandten alles zu unserm großen Präjudiz wiedersagten, nichts sonderliches hätte lassen vermelden können, als daß er vorher auf sein Ansuchen eine Resolution erwarte.

Da wir aber meinten dem Herrn Secretair und durch diesen dem H. Commandanten die Sache recht vorstellig zu machen, kam zu unserer nicht geringen Bestürzung der Lieut. Kröckel mit der Wache und geladenem Gewehr, überfiel Hrn. Ziegenbalg und wollte ihn wegnehmen. Mein Collega bat, wo man ja Gewalt an ihm brauchen wollte, möchte man ihm doch wenigstens erlauben, mit mir noch ein kurzes Gebet zu verrichten: Kaum aber hatte er angefangen zu beten, als der Lieutenant mit erschrecklichem Fluchen zusprang, ihn im Nachthabit, wie er ging und stund, den Soldaten gewaltthätiger Weise überlieferte und durch das Volk, welches auf der Straße sich häufig versammelte, auf die Festung führen ließ, allwo die Zugbrücke sofort hinterher aufgezogen wurde, als wäre, ich weiß nicht, was für eine gefährliche Verschwörung entdeckt worden."

In diesem seltsamen Aufzuge trat nun Ziegenbalg in den Gerichtssaal, vor den Richtern sich ehrerbietig verbeugend; da er aber

wiederum, wie stets in Missions-Angelegenheiten, kein Protocoll vermerkte, entgegnete er auf alle Anfragen und Vorwürfe kein Wort, damit sie aus seinem Munde keine Scheinursache erhaschen könnten. Wegen dieses Stillschweigens will nun der Commandant genöthigt gewesen sein, Ziegenbalg zu arrestiren, „da er doch drei Tage vorher dies bereits beschlossen und deutlich genug zu verstehen gegeben hatte, daher auch mein College, als er Tags vorher in der von ihm gehaltenen Betstunde Erwähnung gethan, wie ihm jetzt ein schwerer Sturm bevorstünde, nicht eben hat prophezeien brauchen, zu geschweigen, daß er auch durch den papistischen Gerichtsboten ihn schon mit den Worten hatte citiren lassen, er solle auf dem Castell erscheinen und dort sehen, was man ihm thun werde. Es wurde auch Herr Ziegenbalg nicht etwa in ein erträgliches Gefängniß geworfen, sondern in ein schlimmes Schwitzloch neben der Küche, da er von der Küchen- und Sonnenhitze aufs äußerste incommodirt wurde, was in diesem heißen Lande capabel ist, einen Menschen ganz auszumergeln. Daher auch der Capitain Larsen, als er die Ordre kriegte, Herrn Ziegenbalg dahin zu setzen, sich darüber entsetzte, weil ihm die Beschaffenheit des Kerkers wohl bekannt war, doch mußte er der Ordre pariren."

In diesem Loche nun saß Ziegenbalg über vier Monate gefangen vom 19. Nov. 1708 bis zum 26. März 1709, aufs strengste von Soldaten bewacht, daß Niemand mit ihm reden könnte. Die Speisen, welche ihm Plütschau zuschickte, denn die gerechten Richter sorgten nicht einmal für die Nahrung des Gefangenen, wurden visitirt, ob auch Briefe darin wären, auch in der Eigenschaft eines Beichtvaters wurde seinem Collegen kein Zutritt gestattet. Feder und Tinte wurden dem Gefangnen versagt, nicht einmal ein tamulisches Buch ihm gegeben, daß er in der Sprache sich üben könnte, geschweige, daß man ihm gestattet hätte, an der kürzlich begonnenen Bibelübersetzung weiter zu arbeiten. Doch die Gefangensetzung war erst der Anfang der Verfolgung, den Hirten hatte man geschlagen, aber auch die Gemeinde sollte zerstreut und das Missionswerk gänzlich vernichtet werden. Plütschau glaubte man schon genug eingeschüchtert, und hoffte mit ihm schon eher fertig zu werden. Die Gefangensetzung seines Collegen wurde ihm dadurch kund gethan, daß eine starke Wachtmannschaft anmarschirt kam, das Haus besetzte, alle Bücher und Papiere Ziegenbalgs durchwühlte, ob man nicht einen Anhalt zur Anklage finden könnte, und schließlich, da dies vergebens war, versiegelte. Die Wache aber blieb ständig vor Ziegenbalgs Stube, damit es recht den Anschein gewönne, als wohnten im Missionshause Verräther und Rebellen. Ja das ge-

sammte Militair und alle Civilbediente wurden aufs Neue in Eid und Pflicht genommen und ein strenger Befehl verbot jeglichen Umgang mit Plütschau.

Nach solchen Begebnissen hatte er am Mittwoch in der Zionskirche deutsch zu predigen, es läßt sich denken, mit welchen Gefühlen er die Kanzel bestieg. Zum Eingang ergoß sich sein Herz in Klagen, daß sein treuer Mitarbeiter ihm durch unvermuthetes Gefängniß von der Seite gerissen sei, nun heiße es in Geduld stehen und Gott bitten, daß er denen, die solche Härtigkeit bewiesen, ihre Schuld nicht zurechne. Dann handelte er nach der Reihenfolge, es waren die einzelnen Lehrstücke nach der Reihe durchgenommen, vom Tode und zeigte wie einige Menschen blos wegen Alters, andere durch Krankheiten, einige auch wohl eines gewaltsamen Todes stürben; beim letzten Theil las er nach herkömmlichen Gebrauch Beispiele aus der Schrift vor, von Isabel, Antiochus und Herodes. Den Eingang nun wollte ihm der Commandant zum Verbrechen machen, ferner affectirte er, mit des Antiochus Beispiel selber gemeint zu sein, weil er an Kolik litte, wovon aber Plütschau nichts bekannt war, auch mit Beulen beladen sei und wegen Mattigkeit der Füße öfter in einer Sänfte sich tragen ließe, welches Beides jedoch in Indien etwas Gewöhnliches ist. Da nun gleichzeitig die dänischen Prediger (Pater Johann war schon abgereist und Jacob Clementin, der Schiffsprediger der Sophia Hedwig 1706, an seine Stelle aufgerückt) sich nicht schämten, in solcher Drangsalszeit um Verbot der deutschen Predigten und häuslichen Betstunden einzukommen, wurde ein strenges Edikt deshalb erlassen, ja am nächsten Sonntag von der Kanzel herab aller Umgang, jegliche Unterstützung, ja sogar der Besuch der portugiesischen Predigten in der Jerusalemskirche den Europäern untersagt, selbst Gemeindeglieder wurden mit Gewalt herausgeholt. Die Gemeinde, welche trotz alles Druckes auf 150 Glieder angewachsen war, wurde in die höchste Betrübniß versetzt und wußte nicht, wohin ihre Zuflucht nehmen, denn in Trankebar durfte den Angefeindeten und Bedrängten Niemand beistehen. Die damaligen Catechumenen gingen zurück und sagten: Thun sie das an unsern Lehrern, was wollen sie nicht uns thun? Von der Gemeinde selbst flohen viele auf andere Plätze. Nur Plütschaus Muth wankte nicht, er übernahm nun auch die Sorge für die tamulische Gemeinde, Ziegenbalgs Waisenkinder wurden zu den seinigen hinzugefügt, bei der Ausarbeitung der Predigten und Catechesen unterstützte ihn der tüchtige Aleppa, der ja Ziegenbalg so wesentliche Dienste geleistet hatte. Das aber war den Feinden unerträglich zu sehen, sie suchten Gelegen-

heit und siehe Aleppa war einmal so unvorsichtig zu äußern, der Herr Commandant thäte vieles ohne Raison. Alsbald holte ihn die Wache aus Plütschau's Hause ab und er ward in ein düsteres Gefängniß geworfen. Da er den Grund dazu nicht einsah, entschloß er sich (er war noch ein Heide), weder Essen noch Trinken anzunehmen und lieber im Gefängniß zu sterben. Der Commandant darüber aufgebracht, ließ ihn holen, wollte ihn zur Stadt hinausstäupen und Nase und Ohren abschneiden lassen. Seine Frau und Kinder laufen zu Plütschau und bitten ihn um Gottes Willen, dies doch zu verhüten. Es gelingt ihm, und Aleppa wird durch zwei Soldaten aus der Stadt geführt und des Compagnie-Grundes verwiesen. Nun galt es Plütschau's vornehmsten Beistand an der portugiesischen Gemeinde, den Catecheten Johann de Almedo, abspenstig zu machen, der alte blinde Greis ließ sich wirklich durch Versprechen und Verheißungen ködern und ward zum Verräther und Angeber.

Solche Wunden schmerzten am allertiefsten, doch fehlte es auch nicht an ermunternden Umständen. Geld war schon lange nicht mehr in Cassa, das Gehalt wurde seit Ziegenbalgs Gefangensetzung sogar nicht einmal für Plütschau ausgezahlt, den Europäern war untersagt, ihm Gaben zukommen zu lassen. Woher nehme ich Brot, daß diese essen? konnte da wohl Plütschau fragen, wenn er die Wittwen und Waisen und seine Schulkinder ansah. Siehe, da kam einer, von dem es am allerwenigsten zu erwarten stand und bat, doch vierzig Thaler von ihm anzunehmen und bei Ankunft der nächsten Schiffe zurückzugeben. Als dies nach einem Monat verzehrt war, kam ein anderer und brachte 20 Thaler auf gleiche Bedingung, und so kamen nach und nach 200 Thaler ein. Große Freude erlebte Plütschau auch an seinen beiden Küstern, deutschen Soldaten, dem uns schon bekannten Johann Georg Mann und seinem Freunde Christian Ludewig, sie ließen es sich besonders angelegen sein, Ziegenbalgs Lage zu erleichtern.

Ziegenbalg hatte sich mit recht christlicher Fassung in sein Geschick ergeben. Hatte man ihm alle Hülfsmittel zum Arbeiten genommen, so konnte man ihm doch nicht wehren, in der Stille durch Gebet und erbauliche Betrachtungen recht viel göttliche Kraft zu sammeln, und Gott zu loben. Er konnte auch aus dem Fenster sehen, wie solches bei den Wächtern ein großes Mitleiden verursachte, so daß sie fast stets vor dem Gefängniß sangen, beteten und in Büchern lasen. Die beiden Küster nun, voran Christian Ludewig, gingen vom mitleidigen Gefühl zur kühnen That über; heimlich in der Nacht schlichen sie sich ans Gefängniß heran und steckten dem Gefangenen Papier und

Bleistift zu, so daß er seine Gedanken über die heilige Schrift aufsetzen und hier im Gefängniß sich selbst mit Verfassung zweier Bücher, des Gottgefälligen Christenstands und des Gottgefälligen Lehrstands trösten konnte [1]).

Freilich das Mitleid der Gemeindeglieder und die Theilnahme der ganzen Stadt konnte Ziegenbalg nicht aus dem Gefängniß befreien, sein natürlicher Anwalt war sein College Plütschau und der hat es denn auch an sich nicht fehlen lassen. Sobald Ziegenbalg ins Gefängniß geworfen war, versuchte er den Commandanten zu sprechen, ward aber nicht vorgelassen. Dann ließ er um die Vergünstigung anhalten, seinen Collegen im Gefängniß besuchen zu dürfen, ward aber gleichfalls abschlägig beschieden, doch mit dem Beisatz, daß der Commandant bei gelegener Zeit sich abmüßigen und ihn in seiner Wohnung sprechen wolle. Am Abend erschien er denn auch mit einer Wache von zwölf Mann, die während des Gesprächs das Haus besetzt halten mußte. Als Plütschau die Hoffnung aussprach, man werde Ziegenbalg des Arrestes wieder entlassen, entgegnete Hassius, so lange er Commandant in Trankebar wäre, würde es nimmer geschehen. Auf die Vorstellung, wie er doch keine triftigen Gründe habe und zu besorgen stünde, daß der König solche Gewaltthat sehr übel aufnehmen würde, antwortete er zwar, und hiermit lenken wir zu Plütschau's Bericht zurück, „darum hätte ich mich nicht zu bekümmern. Doch, sprach er endlich, könnt ihr mir ein gut Mittel vorschlagen, so kann die Sache bald abgethan werden. Ich merkte wohl, wohin seine Absicht dabei ging, weshalb ihm auch meine Antwort gar nicht anstund, da ich sagte: der Herr Commandant, der ihn habe setzen lassen, würde auch zu seiner Erledigung das beste Mittel ausfinden können. Als ich nun ungefähr acht Tage vor Neujahr die Freitagspredigt in der Zionskirche besuchte, ließ mir der

---

1) Im Herbst 1709 kehrten beide Leute zurück und erhielten Auftrag in Berlin und Halle mündlichen Bericht zu erstatten, da auch der Commandant mehrere Deutsche heimsandte, daß sie überall Verläumdungen ausstreuten. In Ludewig's Empfehlungsbrief nach Berlin schreibt Ziegenbalg: „Sonderlich muß ich bekennen, daß mir dieser Christian Ludewig ein sehr nöthiger und nützlicher Mensch gewesen ist, der mir mit seinem Schreiben viele Zeit erspart hat. Alles, was ich vorm Jahr außer den Briefen Geschriebenes noch Kopenhagen und Berlin geschickt, das hat er geschrieben. Als ich im Gefängniß lag, so kam er einstmals des Nachts zu mir und brachte mir Papier und Bleiweißfeder, welches er nachmals immer continuirte, daß ich durch seine Hülfe ohne Wissen meiner Feinde im Gefängniß die zwei beigehenden von ihm abgeschriebenen Bücher verfertigt habe."

Commandant nach geendigtem Gottesdienste sagen, ich solle in sein Haus kommen, weil er mit mir zu reden habe. Bei meinem Eintritt fand ich mehrere von den Secreträthen bei ihm versammelt, in deren Gegenwart er mich alsobald mit folgenden Worten bewillkommnete: Nu! wollt ihr Knechte Gottes sein? Ihr mögt wohl Teufelsknechte sein. Weil es bei solchem Tractament nicht rathsam sein wollte, länger zu verweilen, so retirirte ich mich nach Hause. Inmittelst mußte der gute Herr Ziegenbalg immerfort sitzen, ohne daß man ihn schriftlich oder mündlich vernommen und seine Sache untersucht hätte. Am Neujahrstage aber, als ich dem Herrn Commandanten gratulirt hatte, behielt er mich zur Mahlzeit. Da ich nun etwas betrübt war und die Frau Commandantin nach der Ursache forschte, sagte ich, es wäre wohl nicht zu verwundern, sintemal man meinen Collegen noch immer gefangen hielte und mich sammt ihm als Teufelsknechte tractirte. Darauf erwiderte der Commandant, daß er nicht mich, sondern H. Ziegenbalg einen Teufelsknecht genannt habe, indem selbiger auch recht teuflische Dinge vornähme und so sehr darauf gedrungen hätte, daß man dem Wilh. Cardos in Sachen Rajappens Wittwe einen Eid zuschieben sollte. Uebrigens gölte von ihm: Wer Böses sucht, dem widerfährt Böses. Wollte ich ihn aber dahin disponiren, daß er einen Revers von sich stellte, sollte er seines Arrestes bald entledigt werden. Auf mein Befragen, worin dieser Revers bestehen sollte, antwortete er: Darinnen, Pater peccavi und, Ich wills nicht mehr thun. Als ich ferner bat, mir zu sagen, was denn Herrn Ziegenbalgs Verbrechen sei und wofür er ihn ansähe, antwortete er: ich halte ihn für einen Thomas Müntzer, der Rebellion hat anrichten wollen. Darauf sagte ich, daß ich für meine Person meinen Collegen zu einem solchen Revers nicht überreden könnte, durch den er sich zu einer Schuld bekennen sollte, die er doch nicht hätte: sofern aber der Herr Commandant erlaubte, wollte ich in seinem Namen dies meinem Collegen vorstellen. Weil er aber darauf bestund, ich solle es allein in meinem Namen thun, wurde ich damals nicht eingelassen. Am 20. Januar aber ließ mich der Commandant rufen, und schickte mich hinein zu Herr Ziegenbalg, ihm zu vermelden, daß seine Sache nunmehr gerichtlich solle untersucht und ausgemacht werden. Als ich aber die Antwort zurückbrachte, daß ihm solches lieb und er seine Verantwortung zu thun bereit sei, änderte der Commandant sich sofort, ließ mich nach etlichen Tagen abermal zu sich kommen und erklärte, er sei nicht Willens die Sache ins Gericht zu bringen, fordere hingegen schriftlichen Revers und Erklärung. Als ich dies nach seinem Begehr bewerkstelligt hatte,

so stund ihm Herrn Ziegenbalgs schriftliche Erklärung [1]) nicht an und ich sollte nun dafür Sünder sein." Wir sehen, der Herr Commandant ist in großer Noth, was er eigentlich mit seinem Gefangnen anfangen soll, alle Versuche sich mit Ehren wieder herauszuziehen, schlagen fehl und zum Aeußersten zu schreiten, ist er doch seiner Umgebung nicht sicher genug, zur Unterschrift des letzten höhnischen Bescheides an die Missionare hatte er mehrere Räthe fast mit Gewalt zwingen müssen, und am Abend mit seinem Vice-Commandanten, Herrn Krahe, „einen großen Zank gehabt, daß sie einander bald hätten bei den Köpfen genommen." Dazu die endliche Verantwortung in der Heimath; schritt er zum Aeußersten, so riskirte er auch seinen Kopf. Doch wozu lassen sich nicht die Menschen in Wuth und Verblendung hinreißen! Die Feinde waren zum Aeußersten entschlossen, und da Ziegenbalg durchaus keinen persönlichen Groll hegte, wie er denn zu Neujahr dem Commandanten vom Gefängniß aus gratuliren ließ, so that er nun aus Rücksicht auf seine Gemeinde [2]) das Aeußerste in der Liebe: „Es geschahe am 17. März, daß H. Ziegenbalg den Commandanten sammt dessen Frau Liebste zu sich ins Gefängniß zur Mahlzeit bitten ließ und selbige zu seiner Losgebung unter gewissen Bedingungen disponirte (das Gespräch währte sieben Stunden): wobei sich Herr Ziegenbalg

---

1) Ziegenbalg bestand darauf, den ganzen Vorgang nach Kopenhagen zu berichten, erklärte sich im Uebrigen zu einer gütlichen Ausgleichung bereit, fern von allem persönlichen Groll, und fügte schließlich mit männlichem Freimuth die ernste Warnung hinzu: „Ich bezeuge hiermit vor dem allwissenden Gott, vor meinem allergnädigsten König und vor der ganzen evangelischen Christenheit, daß ich rein und unschuldig bin an dem Blute derjenigen Heiden, die aus Enthaltung meines Amts durch Ihre Schuld verloren gehen sollten. Ach, Sie bedenken also wohl, was Sie thun, sintemal Sie nicht wider mich, sondern wider Gott und Ihren König streiten." Der Schluß lautete: „Aus diesem Allen können Sie sehen, daß ich keinen Haß gegen Sie hege, aber auch keine Furcht vor Ihnen habe, sondern in göttlicher Freudigkeit die Wahrheit eben so wohl im Gefängniß schreiben kann, als ich sonst jeder Zeit in meiner Freiheit gethan habe, und hoffe, so lange bei meinem freudigen Muthe zu bleiben, als ich nicht meine Person, sondern nur die Wahrheit zu vertheidigen suche. Unterdeß, ob Sie mir gleich bisher Alles haben verbieten können, was ich öfters von Ihnen verlangt, so haben Sie mir doch niemals zu verbieten vermocht, daß ich nicht hätte für Sie beten sollen und werden auch hinführo mir solches nicht verbieten können." Schmidt, Lebensbeschreibungen, B. Ziegenbalg, S. 27.

2) „Aus dem Gefängniß wäre ich nicht so leicht gegangen, wenn ich es nicht um meiner Gemeinde willen hätte thun müssen." Ziegenbalg.

zuerst reservirte, daß ungeachtet des gütlichen Vergleichs, dennoch beiden Theilen Freiheit bleiben sollte, die passirten Umstände an S. K. M. allerunterthänigst zu bringen. Hingegen ließ am 23. der Herr Commandant meinen Collegen aus dem Gefängniß zu sich zur Mahlzeit bitten, da er ihm vermeldete, daß, weil Herr Ziegenbalg gesagt, es müßte Alles an S. K. M. berichtet werden, er sammt den Herren Secretären für nöthig erkennete, daß er schriftlich um seine Erledigung bei ihnen anhielte und daneben sich reversirte, daß er bis zu Austrag der Sache sich allezeit wieder stellen wolle: welches auch Herr Ziegenbalg aus Liebe zu der aus den Heiden gesammelten Gemeinde endlich einwilligte, doch so, daß dadurch unserer Sache und dem Missionswerk nicht möchte präjudicirt werden. Da nun Herr Ziegenbalg am 26. März 1709 gedachtes Bittschreiben und Revers einsandte, wurde er endlich an eben dem Tage seines Arrestes erledigt, nachdem man ihn seit dem 19. November vorigen Jahres bis dahin ohne einiges Verhör hatte sitzen lassen."

Von seiner Gemeinde wurde Ziegenbalg mit vielen Thränen empfangen, die Zerstreuten fanden sich wieder ein bis auf sieben Personen, in Ermangelung aller Mittel konnte man zunächst nur an Erhaltung des Werks denken, da man die Obrigkeit ferner nicht mit Bitten beschweren wollte, zumal da sich bald zeigte, daß sie noch dieselbe feindliche Gesinnung hege. Ziegenbalgs Gesundheit war durch das Gefängniß auch angegriffen, daß er nichts Neues unternehmen konnte. In solcher gedrückten Lage verharrten die Missionare, bis am 20. Juli Ziegenbalg durch Ankunft der heimischen Schiffe die größte Freude seines Lebens bereitet wurde, nun konnten sie nicht nur drei neue Mitarbeiter, Gründler, Bövingh und Jordan, begrüßen, sondern empfingen auch reichliche Geldmittel, dazu Ermunterungsschreiben von den Freunden Gottes in allen Ländern, die regierende Königin und die Princessin Sophia Hedwig schrieben eigenhändige Briefe. Als die Schiffe wieder heimkehrten, gingen nun von der Regierung und den Missionaren Berichte mit. Der Regierungsbericht ist ein jesuitisches Machwerk, Lüge und Haß von Anfang bis zu Ende, ein Schriftstück, wie es wenige geben kann [1]). Ziegenbalg dagegen erwähnt in seinen

---

1) Siehe im Anhang Nr. 9. „Allerunterthänigste Relation und kurze Erläuterung" mit Plütschau's Widerlegung an den Hauptstellen, wenn sie nicht bereits durch unsere obige Darstellung widerlegt sind. Die Widerlegung ist von Prof. Joh. Heinr. Michaelis nach Plütschau's Angaben zusammengestellt, und in Plütschau's Namen mit seiner Unterschrift an den König von Dänemark gesandt.

Briefen des Gefängnisses nur kurz, seine Unschuld betheuernd; die Aeußerungen über seinen Feind, selbst in Privatbriefen, zeugen von der größten Mäßigung und lassen uns sein edles Herz erkennen. Wir heben aus einem Privatbriefe vom 19. August 1709 einige Stellen heraus: „Wenn ich bedenke, wie daselbst in Europa so viel tausend Seelen auf ihren Knieen liegen und um Beförderung dieses heiligen Werkes Gott anrufen, hingegen wie die, so solches heilige Werk mit leichter Mühe hätten befördern können, es bisher auf vielfältige Art und Weise gehindert und ganz unchristlich mit mir und meinem Herrn Collegen verfahren haben: so schwimmt mein Herz recht in Thränen und muß sich über die Güte Gottes verwundern, die nicht zugegeben, daß nach dem Willen unserer Feinde solches h. Werk auf einige Weise hat können hintertrieben werden. Zwar wäre es ein bloßes Menschenwerk, so hätte es unmöglich so lange unter so harten Verfolgungen bestehen können, sintemal man alle Mittel ersonnen, die dessen Untergang befördern sollten, so gar, daß mich der Herr Commandant den 19. November 1708 unschuldiger Weise aus Haß und Neid als einen Mörder gefangen nehmen ließ und ganz unerhörter Weise über uns und unsere Gemeinde tyrannisirte, wodurch sowohl Christen als Heiden in die größte Verwunderung gesetzt wurden. Gott weiß, daß ich den Mann von Herzen geliebt habe und jeder Zeit gesucht, in Freundschaft mit ihm zu leben, sind auch oftmals die allervertrautesten Freunde gewesen, so lange als wir von ihm keine Hülfe zur Beförderung unseres Amtes begehrt. Aber da wir sowohl mündlich als schriftlich ihn vielfältig darum ersucht, gab er uns anfänglich zwar viele Verheißungen und suchte uns durch allerlei Vernunftschlüsse von dem Ernst und Eifer unsers Amtes abzuhalten. Als wir aber uns keineswegs dadurch wollten abschrecken lassen, so setzte er sich endlich gänzlich wider uns und dieses Werk so heftig, daß er sich nicht gescheut, es als ein Teufelswerk auszuschreien. — Ich glaube schwerlich, daß eine rechte vertrauliche Einigkeit unter uns wird entstehen können, es sei denn, daß er sich rechtschaffen zu Gott bekehre, oder daß wir uns von ihm zur Welt verkehren lassen. Weil es aber sehr ungereimt wäre, daß das Licht, um Freundschaft und Vereinigung mit der Finsterniß zu haben, selbst wollte Finsterniß werden, so würde uns sehr verdacht werden, wenn wir in den Werken mit ihm einstimmen und dadurch unser Gewissen verletzen sollten. Indessen sei es ferne von mir, daß ich sein Unglück suche. Denn ob ich gleich den ganzen Verlauf der Sache nothwendig an Seine Königl. Majestät berichten muß, so wird es doch nur historisch und nicht eben klägerischer Weise

erzählt werden mit unterthänigster Bitte, daß ein gnädiges Urtheil möchte gesprochen werden."

Durch diese schönen Worte sind zugleich die Bedenken aller Derer niedergeschlagen, welche meinen, daß die Missionare durch ihre eigene Schuld, durch Pochen auf königliche Unterstützung und Uebergriffe die Leiden sich selbst zugezogen haben. Die Fehler der Missionare sind gewiß im vorliegenden Bericht nicht vertuscht und es ist auch klar, daß die Feinde sie grade an ihren schwachen Seiten gefaßt haben [1]). Nicht aber sind sie um deswillen verfolgt; mit ihren Sünden würde man sie gern geliebt haben, die Boten Gottes sind in ihnen verfolgt, wohl ist auch ihrerseits menschliche Schwachheit untergelaufen, aber kaum mehr, als bei allem menschlichen Leiden und Thun. Die Mission hat in Wahrheit diese drei ersten Jahre unter dem Kreuz gestanden, wie wenige andere in ihrer Gründungszeit; ohne alle Mittel aus der Heimath gegen die vereinigten Anstrengungen aller möglichen Feinde ist sie gegründet. Dank den Männern, die solche Zeit durchgemacht haben. Wen der HErr liebt, den züchtigt er; so liebt also Gott diese Mission, sie ist sein Werk, sie wird bestehn, denn vom Kreuze fließt der Lebensstrom. Dieser Eindruck möge uns begleiten, wenn wir nun weiter die Geschicke dieser Mission verfolgen und oftmals kein Ende des Elends sehen können.

---

1) Vergleiche unter den Urkunden Nr. 10 die Halleschen Urtheile, besonders Francke's herrliche Worte.

Viertes Kapitel.

Innere Streitigkeiten.

„Eintracht macht stark," dieser Eindruck muß uns werden, wenn wir zurückschauen auf den schweren Ausgang aus der Heimath, auf die drei ersten Kreuzjahre in Indien, welche die beiden Männer Heinrich Plütschau und Bartholomäus Ziegenbalg miteinander zu durchleiden und zu durchleben hatten. Wie haben sie einträchtig zusammengewirkt und niemals eine Entfremdung oder Spannung hervortreten lassen, sondern sich so schön ergänzt, wie hat namentlich Plütschau seinem Collegen demüthig den weiteren Wirkungskreis eingeräumt, der seinen glänzendern Gaben gebührte, und wie dankbar gedenkt Ziegenbalg immer des treuen Mitarbeiters! Am Schluß des ersten Wirkungsjahres rühmt er: „Das Band der brüderlichen Liebe, womit uns Gott verknüpfet hat, ist sehr groß und hat nicht ein Geringes zur gesegneten Beförderung unseres Amtes geholfen." Im Gefängniß ist er bekümmert um seine kleine tamulische Gemeinde; kaum aber hört er, daß sich Plütschau ihrer nach Kräften annehme, so ist er getrost und schreibt den Feinden noch offener die Wahrheit, als er sie ihnen in der Freiheit gesagt. Wiederum, wenn er zurückblickt auf diese Zeit des Gefängnisses, so muß er gleich dabei der Treue seines Collegen gedenken: „Als ich gefangen lag, wurde meinem Herrn Collegen ein Befehl geschickt, daß er das Predigen in Zion und die Betstunde im Hause aufgeben mußte. Sie suchten das ganze Werk wieder zu hintertreiben und wollten gerne haben, daß Herr Plütschau entweder alles aufgeben oder zu ihnen fallen sollte, welches aber nicht geschahe."

Durch die zweite Aussendung hatten sich nun die Arbeitskräfte mehr als verdoppelt; welch reichem Segen konnte man nun nicht entgegensehen, mochte auch der Widerstand der Obrigkeit fortdauern! Für die Fortdauer der Einigkeit war ja nach menschlicher Voraussicht nichts

zu fürchten, hatte doch die Auswahl der Missionare in den Händen desselben frommen Theologen gelegen, der beim ersten Anfang wählen mußte. Als die frohen Nachrichten vom Herbst 1707 in Kopenhagen eintrafen, war am königlichen Hofe große Freude. Zwar war schon vom Commandanten an einige einflußreiche Männer allerlei Widriges geschrieben, aber der König ließ sich dadurch nicht beeinflußen und sagte offen über Tafel: Nun, der Commandant mag wohl nicht so regieren, als er soll. Weil in den Briefen um zwei neue Mitarbeiter gebeten war, bekam Dr. Lütkens wiederum Auftrag sich umzusehen, und zwar bewilligte der König, statt der erbetenen zwei, drei neue Missionare. Diesmal getrauete sich Dr. Lütkens schon zwei in Kopenhagen selbst zu finden, und nur den dritten sollten ihm wiederum die Berliner Freunde stellen. Dr. Lange, der schon mit einem Fuß in Halle stand, meldete alsbald das Begehren an Prof. Francke. Der hatte seinerseits schon vor einem Jahre einem seiner Lehrer am Pädagogium, dem Magister Johann Ernst Gründler, versprechen müssen, wenn Missionare verlangt werden sollten, an ihn zu denken. Ernst Gründler war am 7. April 1677 zu Weißensee in Thüringen geboren, wo sein Vater die Stelle eines Raths-Kämmerers bekleidete. Nach vollendetem vierzehnten Jahr kam er fünf Jahre auf das Quedlinburger Gymnasium und von da noch einige Zeit nach Weißenfels, bis er zum Studium der Theologie die Universität Leipzig bezog, welche er später mit Wittenberg vertauschte. Als junger Magister kam er 1701 nach Halle und hier erkannte er bald, daß sein ganzes bisheriges Christenthum nichts weiter als honnettes Heidenthum gewesen, und daß er namentlich bei allem äußerlichen Schein der Demuth voller Hoffart sei. Von dieser Erweckungszeit an ergab er sich ganz der Halleschen Richtung und übernahm eine Stelle als Lehrer am Pädagogium. Ein ehrenvoller Ruf an die neugegründete Ritterakademie zu Brandenburg konnte ihn nicht zum Fortgehen bewegen, denn in Halle bot sich ihm außer seinem Schuldienst noch manche andere Gelegenheit, Seelen dem HErrn zu retten. Je mehr seine Arbeit mit Segen gekrönt war, desto größer wurde sein Eifer und schließlich mochte es ihn in der Heimath nicht mehr halten, so daß, wenn er nicht anders nach Indien kommen könnte, er es wohl auf eigne Kosten thun wollte. Nun, er erhielt jetzt einen ordentlichen Ruf und willigte alsbald ein, sofort über Berlin und Rostock nach Kopenhagen abzureisen. Er reiste nicht allein. Ein älterer Student Polycarpus Jordan, ein geborner Mecklenburger, wagte es, auf eigne Hand und auf eigne Kosten mitzureisen, der getrosten Hoffnung, zu irgend einem Geschäft werde man ihn wohl

brauchen können. Gleich leicht war Dr. Lütkens seine Wahl in Kopenhagen geworden. Er trug die königliche Absicht im Colleg vor, das er wahrscheinlich mehreren älteren Candidaten hielt, und als die Zusage aus Halle kam, konnte er schon an den König die Liste einsenden, ja er fand sich bewogen in einem Nachtrag noch einen vierten willigen Jüngling zu nennen. Wie es nun gekommen, daß aus dem königlichen Cabinet ihm die Ordre zugefertigt wurde, nur zwei auszuwählen, ist unaufgeklärt geblieben [1]); uns genügt zu erfahren, daß trotz Lütkens dreimaliger Weigerung ihm allein die Auswahl von Seiten des Königs überlassen blieb. Er stand grade in höchsten Gnaden und hatte deshalb keine besondere Rücksicht auf seine theologischen und nationalen Gegner zu nehmen, und so wählte er denn außer Gründler einen Westphalen. Er war sich auch so sehr bewußt, gegen deren Willen gewählt zu haben, daß er Versuche machte, wieder persönlich dem Examen beizuwohnen, aber er erlangte nur das Zugeständniß, daß der Bischof eine Anzahl anderer Geistlichen als Zeugen zuzog [2]). Die Nachrichten über den zweiten neuen Missionar fließen sehr spärlich. Johann Georg Bövingh war zu Hattingen in Westphalen im selben Jahre wie Gründler geboren. Während seines Studiums in Jena schloß er innige Freundschaft mit einem andern Studenten Andreas Hammerich, und als dieser in seine Vaterstadt Kiel zurückkehrte, folgte er ihm dorthin zur Fortsetzung seiner Studien. Sieben Jahre lag er seinen Universitätsstudien ob, wie es scheint mit der Absicht, selbst die akademische Laufbahn zu verfolgen. Als sich dem in Kiel

---

1) Dr. Lütkens hatte für einige die Mission betreffende Punkte um die königliche Entscheidung gebeten. Der erste Punkt lautete: „Welche Personen E. K. M. zu solchem wichtigen und heilsamen Werke wollen erwählt haben. Einer ist von Berlin gesandt, Namens Joh. Ernst Gründler, der andre Joh. Georg Bövingh und der dritte Christian Wendt werden nochmals von mir nach meinem christlichen Wissen und Gewissen vorgeschlagen. Nun kommt es an auf E. K. M. allergnädigsten Ausspruch." Der Bescheid vom 1. Okt. lautete kurz: „Was diesen Punkt betrifft, so lassen wir es zu des Herrn Doctors eigner Disposition, welche er von diesen dreien am tüchtigsten findet und davon zwei auszuwählen." Der hier als dritter aufgeführte ist eben der im Nachtrag vorgeschlagene. Er ist also dem andern unbenannten Mitbewerber inzwischen vorgezogen.

2) „Auf Betrieb Dr. Lütkens," also sicher in Folge des Ziegenbalgschen Examens war inzwischen am 1. August 1707 eine neue Examensordnung eingeführt, welche auf genaue Protokolle dringt und den Examinatoren einen Unpartheilichkeits-Eid auflegt. S. Kong Friderich den Fierdes Forordninger. 1. Theil, 9. Abtheilung (Jahr 1707 — 8) S. 37 ff.

Hindernisse entgegenstellten [1]), trat er wiederum in die Fußstapfen seines Freundes und ging nach Kopenhagen. Hammerich war als Sohn eines Universitätsfreundes zu Dr. Lütkens ins Haus gezogen, der ihn so werth hielt als einen Sohn, weil er sich ihm so eng anschloß und bald offenbar wurde, wie er durch die Predigten und Collegia des Herrn Doctors sich zu lebendigerem Eifer anreizen ließ. Als eigentliche Aufgabe war ihm ein kleiner Missionsposten zugefallen, nämlich die Mohren der regierenden Königin zu unterrichten. Für seinen Freund Bövingh fand sich nicht ein so schöner Posten; er kam als Hauslehrer zu einem Kanzleirath Krojer, konnte aber daselbst mit gutem Gewissen nicht lange bleiben „wegen übler Conduite der Leute und Unart der Kinder, davor das Haus bekannt ist und wohl sechs Lehrer in einem halben Jahr angenommen werden." Ohne Stelle vor der Hand, hielt sich Bövingh meist an seinen Freund, der ihm auch mit Vorschuß in seinem Mangel beistand. Durch ihn wird er denn auch mit Dr. Lütkens bekannt geworden sein, der schon aus seinem Umgang ihn nicht anders als günstig beurtheilen konnte; denn der dritte in dem enggeschlossenen Freundesbund war jener Jüngling, um dessentwillen Dr. Lütkens noch einen Nachtrag zu seiner Missionarsliste lieferte, Christian Wendt, mit dem wir uns noch vielfach werden beschäftigen müssen.

Gründlers erster Eindruck von Bövingh ist auch nicht ungünstig: „Er hat theils fein studirt, theils auch eine geistliche Erkenntniß von der wahren Gottseligkeit erlangt. Es ist freilich nicht bei ihm zu solchem Stande gelanget, als wozu man in Halle bei der treuen Anführung gelangen kann, wenn man anders selbst Treue beweisen will, jedennoch preise ich Gott für diesen Collegen. Er freuet sich, daß er nun künftig sowohl zu Schiffe als in Trankebar bequemere Gelegenheit haben soll, mit mir vornämlich das biblische Studium zu treiben." Das am 24. Oktober abgehaltene Examen konnte auch nur dazu dienen, beide noch näher zu führen. Sie bestanden sehr gut und zur außerordentlichen Zufriedenheit des Bischofs, und von Bövingh meldet Gründler ausdrücklich: „Mein Collega antwortete sehr gut." Die gemeinsame Seereise konnte nun als letzte Probe dienen; denn um sieben Monate zusammen in einer kleinen Cajüte zufrieden leben zu können, muß man entweder einander ganz fremd sein oder sehr vertraulich stehen. Gemeinsames Ungemach führt ja auch sonst zusammen

---

1) „Weil ihm der Herr Opitz nicht Collegia Thetica zu lesen vergönnen wollen."

und daran fehlte es nicht; wenigstens erkältete sich Gründler oftmals in seinem Bette, weil das Wasser durch Poren und Ritzen hineindrang [1]); der arme Jordan freilich hatte es noch schlimmer; mit großer Mühe war zuletzt noch erreicht, daß der König ihm freie Ueberfahrt bewilligte und im Empfehlungsbrief an den Commandanten seinen Namen mitnannte, im Uebrigen mußte er sich gefallen lassen, den Matrosen in Wohnung und Essen gleichgerechnet zu werden. Er war aber doch auf dem Schiffe, und stärkte die Hallenser Richtung, während Bövingh mehr dem dänischen Schiffsprediger sich zuneigte; eine Unheil verkündende Constellation. Gründler hält es schon vom Cap aus für nöthig, an Dr. Lütkens zu schreiben, daß seine Wahl mißlungen sei. Der Herr Doctor hatte selbst, vielleicht unbewußt, die erste Saat der Zwietracht ausgestreut, indem er Gründler allein die Gelder anvertraute. Bestimmter noch lautete Gründlers nach Halle geschriebenes Urtheil: „Mein College ist nicht derjenige Mann, wie ich mir ihn in Kopenhagen nach der Liebe vermuthete. Er hat wohl aus vielem Lesen gute Wissenschaft von der Wahrheit, allein das Reich Gottes bestehet bei ihm nur noch in Worten, nicht aber in der Kraft und fehlt ihm noch an der Gnade der wahren Wiedergeburt. Er hat mir manchmal sehr widerstanden. Ich habe es nach Kopenhagen an den Herrn Dr. Lütkens auch in bescheidenen Ausdrücken [2]) geschrieben.“ Auf

---

1) „Es war eine große Beschwerlichkeit, daß ich in meinem Bett nicht trocken liegen konnte: denn wenn es regnete, welches fast täglich in der Nordsee geschah, so drang das Wasser durch die an der Seite des Schiffes angebaute Gallerie und lief oben in mein Bett. Es ließ sich nicht thun, daß man's bei diesem unfreundlichen Wetter hätte trocken machen können, daher ich durch die Nässe vielmals sehr erkältet wurde.“

2) Die bescheidenen Ausdrücke sind uns auch noch erhalten: „Zu einem wahrhaften und brüderlichen Vertrauen hat es zwischen meinem Collegen und uns beiden nicht kommen wollen. Anfänglich war er dem armen Herrn Jordan und auch mir sehr zuwider, wiewohl jetzt wieder ein äußerliches freundliches Bezeugen da ist. Daß er sich aber mit uns im Gebet vereinigen sollte, geschieht nicht und legte ers uns für Hoffart aus, da wir noch zu Anfang der Schifffahrt mit einander unsere Erbauung hielten und wir allzeit aus dem Herzen beteten, welches ihm nicht gegeben wäre. Er hat vieles Wissen von der heilsamen Wahrheit und kann auch viel Worte davon machen, allein das Reich Gottes bestehet in der Kraft, welches ich nach meiner wenigen Erkenntniß von dem wahren Christenthum nicht an ihm nach der Wahrheit erkennen kann, sondern muß vielmehr sagen, daß **es ihm an der Gnade der Wiedergeburt noch fehle**, darum ich aber Gott bitte.“

dem Rest der Reise scheint sich die Spannung nicht gemindert zu haben; denn Bövingh will später Niemandem das Unglück wünschen, eine so weite Reise mit Hallensern zusammen zu machen, während die später von Halle ausgesandten häufig darauf aufmerksam gemacht werden, wie gut sie es doch hätten, allein ohne einen Bövingh reisen zu können. Hielt Bövingh einen Vortrag oder ein Gebet, so fanden die Hallenser es geistlos, der Inhalt seiner Vorträge war nicht erbaulich genug, sondern befaßte sich zuviel mit Wiederlegung falscher Meinungen. Gründler ermahnte ihn ausdrücklich deswegen. In einem gemeinsamen Berichte Ziegenbalgs und Gründlers heißt es: „Weil die Hallenser an ihm nicht alles billigen wollen, sondern hier- und darinnen ihr Mißfallen bezeuget, hat er endlich einmal Gründlern sogar ernstlich und bittend gefragt, ob er ihn für einen Wiedergebornen oder Unwiedergebornen hielte, worauf dieser in Freundlichkeit und Liebe gesprochen, wie er nicht nach dem bisherigen Umgang und Prüfung sehen könnte, daß er die Gnade der Wiedergeburt, wie er jetzt stehe, an seinem Herzen recht erfahren hätte: so hat er solche Worte niemals vergessen können, sondern uns von selbiger Zeit an gar öfters vorgeworfen, wir hielten ihn für einen Unwiedergebornen, worüber er sich auch in seinen Briefen nach Europa gar schmerzlich beklaget und damit zu erkennen gegeben hat, daß er das Kennzeichen der Wiedergeburt, nämlich die Anklage seiner selbst und die Niedrigkeit des Herzens nicht an sich habe, sonst würde er solches nicht als eine Injurie aufnehmen, sondern sich's zu seiner Prüfung und Demüthigung vor Gott dienen lassen." Wir vermissen bei dieser letzten Schlußfolgerung nur das Geständniß, daß auch Gründler grade nicht demüthig gehandelt, sondern mit seinem Urtheil in das Amt des Herzenskündigers eingegriffen habe.

Mit welch verschiedenen Stimmungen und Gesinnungen landeten doch die neuen Missionare in Trankebar! Gründler stand sogleich mitten im Werke. Als Ziegenbalg nach der ersten Begrüßung ihnen einige Gemeindeglieder mit den Worten zeigte: „Hier sind unsere Pflänzlein aus den Heiden," wurde Gründler zu Thränen gerührt, da er der ausgestandenen Verfolgung gedachte, über die schon auf dem Cap Gerüchte im Umlauf gewesen. Bövingh dagegen, als er kaum einen Blick in Ziegenbalgs Tagebuch gethan, urtheilte, daß die Missionare gegen die Obrigkeit zu viel gethan hätten. Damit ist ungefähr beider Standpunkt gekennzeichnet.

Bövingh, von Natur zum Mißtrauen geneigt, machte sich Gedanken, daß seine beiden Reisegefährten ihn den ältern Missionaren

alsbald als Unwiedergebornen verdächtigen würden, und wird damit allerdings nicht weit vom Ziel getroffen haben. Daher kam er gleich Anfangs in eine falsche kritisirende Stellung hinein, und leider wurde ihm dazu auch gegründeter Anlaß gegeben. Unter den mitgebrachten Geldern befand sich auch die Erstlingssumme aus Halle im Betrage von 1100 Thalern und Prof. Francke hatte im Begleitbriefe dazu geschrieben: „Alles, was wir senden, wird lediglich Eurer Administration, des Herrn Plütschau und des Herrn Ziegenbalg, weil es für die gesammelt und gesendet worden, und des Herrn M. Gründler, weil wirs dem hier anvertraut, übergeben und Niemandem anders, inmaßen wir denn auch von Niemandem anders können Red und Antwort darüber fordern, als von Euch als uns bekannten Personen." Demgemäß wurde nun Bövingh sogleich von der Unterschrift der Quittung ausgeschlossen. Es ist menschlich erklärlich, daß er nun dafür um so eifersüchtiger sein Anrecht an die Verwaltung der dänischen Gelder wahrte. Als die ersten Missionare Rechnung von ihrem Haushalt ablegen und nur noch den laufenden Monat für sich berechnen wollten, wollte er für diesen letzten Monat schon mit zugezogen sein und auch wohl nicht ganz ohne Grund; denn es werden wohl schon die 300 Thaler Schulden abgetragen worden sein; und der Kauf eines neuen großen Hauses um den Preis von 1000 Thalern geschah schon am 23. Juli, drei Tage nach der Ankunft. Wenn man nun bedenkt, daß im Ganzen nur 4000 Thaler mitgekommen waren, so kann man die Forderung nicht unbillig nennen. Bövingh war nämlich auch mit dem Kauf des großen Hauses nicht zufrieden, in dem das ganze Werk concentrirt und alle vier Missionare ihre Wohnung haben sollten. Ob solche Maßregel gerathen sei und ob nicht die eigentlichen Betriebsmittel durch den Kauf zu sehr geschwächt würden, konnte ja allerdings in Frage kommen. Bövingh unterschrieb den Kaufbrief nicht und so ward die Uneinigkeit alsbald in der Stadt kund.

„Man wollte solches Feuer gern dämpfen (wir geben hier und im Folgenden zumeist den schon oben citirten, „Apologie" benannten, Bericht Ziegenbalgs und Gründlers) und suchte durch mancherlei Vorstellungen den Herrn Bövingh anders zu disponiren, aber er sagte zu uns, wie auf ihn in Kopenhagen mehr Reflexion gemacht würde als auf uns übrige drei, und wir wüßten noch nicht die Sachlage. Gleichwohl brachten wir ihn durch Nachgeben dahin, daß er sich mit uns versöhnte, zumal weil er mit Gründler in der Kirche öffentlich als ein treuer Arbeiter sollte eingeführt werden und dabei das heilige Abendmahl empfangen: Wir legten uns alle vier vor Gott, riefen

ihn an um den Geist der brüderlichen Liebe und des Friedens, umhalsten einander und flossen recht herzlich zusammen mit dieser Abrede, daß Keiner gegen den andern einen Argwohn in seinem Herzen einwurzeln lassen, sondern lieber alsobald in Liebe dasjenige entdecken wollte, was einen Argwohn erwecken könnte."

„Hierauf wurde Herr Bövingh krank und konnte etliche Monate nicht zur Conferenz kommen. Wir andern Missionare setzten unterdessen das Werk in seinen Anstalten fort, da denn bei Vermehrung des Werks sich auch die Ausgaben vermehrten, zumal weil man im Hause Vieles zu bauen hatte und auch mit den Catechumenen und einigen Gliedern der Gemeinde ein Anfang zu einigen Manufacturen gemacht wurde; da denn nicht allein die Meister, sondern auch die Lernenden und Arbeitenden täglich mit Unterhalt versorgt werden mußten. Hierüber entstund gleichfalls in des H. Bövinghs Gemüth ein heimliches Murren, so gar, daß er sich gegen andere verlauten ließ, wir hielten mit Vielem Haus und thäten viele Sachen ohne sein Bewußt [1])."

„Außer diesem beklagte sich auch H. Bövingh, als pflegten wir ihn nicht in seiner Krankheit, welches wir doch nach aller Möglichkeit thaten und verordneten noch dazu, daß wir Missionare und einige andre Blanke im Hause eine Nacht um die andre bei ihm wachten. Aus Argwohn und bösem Verdacht wollte er nichts von unsern köstlichen europäischen Medicamenten einnehmen [2]). Und als

---

1) Wegen des Hausbaues ist die Unzufriedenheit schon erklärlich, und bezüglich der Manufakturen wäre nur zu wünschen gewesen, daß er mit allen Kräften sich offen dawider gesetzt, denn es erwies sich als ein völlig verfehltes Unternehmen und die darauf gewendeten Kosten waren verloren.

2) Die Abneigung ist wohl erklärlich, da diese Medicamente der Waisenhausapotheke eine nicht geringe Rolle in den pietistischen Streitigkeiten spielten, indem ihnen sehr viele eine Art Wunderwirkung zuschrieben. Außer dem Gelde waren nun von Halle solche Arzneien der Mission im Werthe von 1000 Thalern geschenkt, aber Gründler muß klagen, daß Niemand sie annehmen wolle, indem der Commandant allen Einwohnern einen großen Abscheu davor eingeflößt hätte. — Selbst die Namen dieser Halleschen Medicamente sind nicht bedeutungslos; so schreibt Neubauer an Böhme über die berühmte Essentia dulcis: „Sie hat den Namen auf eine besondere Weise bekommen, dabei nicht die geringste Reflexion auf den süßen Schmack gemacht worden. Als dieselbe zum erstenmal in der Arbeit war und nicht lang zuvor, ehe Herr Friedrich Richter die erste Präparation dem Herrn Professor Francke brachte, träumte diesen, er sehe eine Quelle an seinem Orte entspringen, die reichlich ausfließe und mit ihrem Ausfluß bis in Spanien reiche, wobei er im Traume in große Freude gesetzt wurde und vor

H. Plütschau ihm eine Suppe machen ließ und selbige wegen der Ingredienzien etwas bräunlich aussahe, wurde er zur Ungebühr beschuldigt, als beabsichtige er etwas Böses darunter; H. Plütschau nahm sich aber die Geduld, ließ vor seinem Bette Feuer und alle Ingredienzien der Suppe herzubringen und selbige vor seinen Augen noch einmal machen, da denn die letzte ebenso aussah als die vorige, welche beide gegessen wurden."

„Als er in seiner Krankheit von H. Plütschau das h. Abendmahl verlangte, wurde dieser sein Beichtvater genöthigt, ihm sein unbrüderliches Verhalten vorzustellen und ihm zu zeigen, welch Aergerniß er den Unsrigen gebe, und welche eine große Freude er mit seiner Uneinigkeit und bösen Nachrede den Widersachern mache, bei welchem Zustande er ja unmöglich das h. Liebesmahl würdiglich genießen könne, er bekehre sich denn rechtschaffen und versöhne sich also mit seinen Collegen, daß er nicht immer wieder aufs neue das Band des Friedens zerbreche. Diese beichtväterliche Zurede machte ihn so unwillig, daß er nachmals einen von den dänischen Priestern zu sich holen ließ und wollte bei ihm beichten vorgebend, daß wir ihn an Leib und Seel verderben ließen. Er fühlte aber die Hand Gottes, schlug in sich und bekannte, daß er nicht weislich gethan, wir sollten alle zu ihm kommen, er wollte sich mit uns versöhnen, denn er sehe, daß ihn die Hand Gottes nicht eher lassen wollte. Wir gingen alsobald alle drei zu ihm, vergaben ihm von Herzen alles, was bis dahin geschehen war und vermahnten ihn brüderlich, daß er doch einmal anfangen wolle, mit uns in einem Geist und Sinne zu leben, weil er ja sehe, welchen gewaltigen Schaden die Uneinigkeit in diesem Werk verursachte. Er gab gute Versprechungen und genoß hierauf das heilige Abendmahl."

Etwas anders lautet die Erzählung von Plütschau selbst: „Als ich vernahm, daß er den dänischen Prediger, Herrn P. Clementin zu sich erbitten lassen, willens bei ihm zu beichten, ging ich zu ihm und stellte dem P. Clementin, welchen ich bei ihm antraf, vor, was maßen er besser thäte, wenn er sich um seine eigenen als Anderer Beichtkinder bekümmerte. Wie denn Herr Bövingh keine rechtmäßige Ursache

---

Freuden im Traume ausgerufen: Kommt alle her und kostet meine süße Quelle. Als nun Herr Richter die ausgearbeitete Goldtinctur, in liquore Spiritus vini infundirt, ihm präsentirte, erinnerte sich der Herr Professor seines Traumes und nannte sie Essentiam dulcem wegen dieser im Traum gesehenen süßen Quelle, die just die Farbe gehabt."

hatte, einen andern Beichtvater und aus einer andern Kirche zu suchen: sondern er that es aus bloßem Kummer, welchen er daraus gefaßt, daß als er das vorige Mal bei mir gebeichtet, ich ihn absonderlich auf die Versöhnlichkeit geführt hatte mit der Erinnerung, daß herrschende Feindschaft und Haß mit dem würdigen Gebrauch des heil. Abendmahls nicht bestehen könne."

Die schwere Krankheit dient also in des HErrn Hand dazu, die getrennten Gemüther zu vereinigen. In einem Briefe vom 18. Sept. 1709 giebt Gründler seine Freude darüber zu erkennen: „Nach dem Abendmahl haben wir an ihm und er an uns rechte Freude gehabt. Wir haben auch des Nachts einer nach dem andern bei ihm gewacht (demnach ist es doch wohl vorher nicht der Fall gewesen?). Gott gebe ihm Gnade, alle satanische Pfeile mit beständigem Fortgang in dem Siege des Glaubens zu überwinden." Der Schlußsatz kann uns trotz seines biblischen Klanges nicht recht gefallen, noch weniger eine Aeußerung Ziegenbalgs vom 11. Oktober auch noch bei andauernder schwerer Krankheit, wo also Bövingh gewiß nicht in der Lage war die gestiftete Versöhnung zu brechen: „Mit dem andern Missionar, so uns aus Kopenhagen übersendet worden, ist unsere Gemeinde gar übel versorgt und kann keineswegs dahin disponirt werden, daß er mit uns recht eines Sinnes wäre. Sein zanksüchtiger Disputirgeist und mißtrauisches Gemüthe hat allhier schon viel Aergerniß angerichtet, so daß er entschlossen gewesen, gänzlich zu unsern Feinden zu fallen, wo ihn die Hand Gottes nicht gezüchtigt hätte, also daß er nun fast zwei Monate todeskrank gelegen. Wollte man hinführo annoch mehrere solche Missionare herausschicken, so würde durch sie mehr niedergerissen als erbaut werden. — Wenn uns ferner solche Missionare geschickt werden sollten, als H. Bövingh von Kopenhagen, so würde man sich wohl nach Hause sehnen, denn er ist uns sehr schädlich und wird viel Zank und Unruhe anrichten, indem er schon solche Dinge gegen uns verübt, die uns weit mehr betrüben als alle Proceduren unserer Feinde. Und sollte Herr M. Gründler nicht sein herausgekommen, sondern noch ein unbekehrter Zänker als Herr Bövingh ist, so würde das Werk wohl sein Ende gehabt haben, und wir wären genöthigt worden ins Vaterland zu gehen. Der HErr bewahre uns ferner vor solchen Missionaren, wir wollen gern alle Arbeit über uns allein nehmen." So schreibt Ziegenbalg nach vorangegangener Versöhnung von einem Todkranken, der vor Kurzem noch zu zwei Eingaben an den Rath, Ziegenbalgs Rückkehr betreffend, seinen Namen hergegeben hatte, der den Armen der tamulischen Gemeinde vom Krankenbett eine Spende

schickt und sich über die mit vielen Hindernissen verknüpfte Taufe eines heidnischen Poeten, des Christian Friedrich, so freut, daß er im Bett ihm weinend um den Hals fällt. Darnach müssen wir wohl mit einiger Vorsicht die ferneren Beschuldigungen gegen Bövingh aufnehmen: so sehr Ziegenbalg und Gründler ihre Friedensliebe betheuern, so ist doch nur die Weise ihres Auftretens, entsprechend ihrer theologischen Richtung, von Böving hs Auftreten verschieden, sie sind seine entschiedenen Gegner und ihr Handeln im Missionswerk selbst ist durchaus, ihnen selbst gewiß unbewußt, durch diesen Gegensatz bestimmt. Freilich die Gerechtigkeit muß man Ziegenbalg zugestehen, daß er Menschenkenntniß besaß, Bövingh konnte nun und nimmer einfach zu ihnen übertreten, und wenn darauf nicht zu hoffen war, so hatte man von der Festigkeit seines Charakters und seiner Entschlossenheit nur Störungen zu fürchten; darum Ziegenbalgs entschiedenes Wort: er oder wir. Sobald Bövingh eintraf und seine Stellung kund wurde, erkannte Ziegenbalg als einzigen Ausweg, daß die bisherige Conferenzregierung, die Gleichberechtigung Aller aufhören und die Entscheidung in den wichtigsten Fragen Einem zustehen müsse, wenn nicht ewiger Zwiespalt sein solle. Der Wunsch blickt schon in einem Briefe Ziegenbalgs vom Oktober 1709 durch: „Wir haben Herrn Bövingh oftmals brüderlich vermahnt, daß er mit uns eines Sinnes sein möchte; Gott hat ihn auch sehr gezüchtigt durch eine langwierige Krankheit, aber bis dato haben wir noch schlechte Hoffnung von seiner Verbesserung. Wenn uns hinkünftig mehrere Gehülfen möchten herausgeschickt werden, so wollten wir wünschen, daß es nur blos Studiosi sein möchten, die den HErrn fürchten und dabei tüchtig sind die Sprachen zu erlernen. Wenn sie dann diese erlernt und bei der Gemeinde das Lob hätten, daß sie treu wären, so könnte man sie nachmals allhier ordiniren, wo man anders uns diese Macht geben wollte." Im nächsten Herbst hat dieser Gedanke schon festere Umrisse gewonnen, und tritt als wohl formulirter Vorschlag auf, der sich fast wie eine Variation des berühmten Thema's ausnimmt, welches in der Frithjofssage die Alleinherrschaft rechtfertigen soll: Ein Licht hat der Tag, viele die Nacht. Die Begründung und Formulirung des Vorschlags ist zu charakteristisch, um nicht in aller Ausdehnung hier zu stehen: „Damit nicht immer erst der Ausschlag dieser und jener Sache aus Europa erwartet werden möchte, so wäre es gut, daß allhier diesem Werke eine solche Person gesetzt würde, die über alles die Inspektion hätte und die alsobald den Ausschlag gäbe, was zu thun oder zu unterlassen sei. Es müßte eine solche Person die Macht haben 1) den

Missionaren diejenige Arbeit zuzutheilen, die ein jedweder zu thun vermögend und tüchtig ist. Er müßte 2) die Conferenz dirigiren so, daß die andern Missionare mit seinem gegründeten Ausspruch und unpartheiischen Urtheil zufrieden sein müßten. Er müßte 3) die Kasse haben und wohl zusehen, daß alles bei den Partitionen und Rechnungs-Ablagen richtig zugehe, und einem jedweden dasjenige zukommen lassen, was jedesmal die Umstände desjenigen Werks, das er unter Händen hat, erfordern. Er muß 4) Macht haben, alles in der malabarischen und portugiesischen Gemeinde so einzurichten und anzuordnen, als wie es diesem Werke am zuträglichsten ist. Er muß 5) die Catechumenen unter seiner Direktion haben, daß ein jedweder von ihm erst vorher examinirt werde, ehe er unter die Zahl der Catechumenen und nachmals zur Taufe gelassen werde. Er muß 6) Inspektion über die Schulen haben, daß alle Lektionen mit seiner Bewilligung eingeführt werden, und daß man alle wichtigen Sachen, die in der Gemeinde und Schulen vorgehen, ihm referire und von ihm den Ausschlag erwarte. Item daß kein Kind ohne seinen Consens in die Schule zu unterhalten angenommen werde. Er muß 7) über alle Kirchen- und Schulbediente zu sprechen haben, daß ohne seinen Consens Niemand angenommen noch abgesetzt werde. Er muß 8) die Inspektion über die malabarischen Schreiber haben. Und wenn ins Künftige eine Buchdruckerei herausgesandt würde, so müßte er auch 9) über selbige gesetzt sein, daß ohne seinen Consens und Approbation nichts gedruckt würde. Wenn hinführo entweder hier in der Nähe oder in der Ferne anf andern Plätzen etwas angefangen würde, so müßte er 10) auch darüber zu dirigiren haben, daß alles mit seinem Consens angefangen und mit seiner Approbation fortgesetzt würde. Dies würden also die vornehmsten Stücke sein, darüber er Macht haben müßte, als worin alle übrigen Dinge mit hineinlaufen. Hieraus mögen nun Ew. Hochehrwürden (Prof. Francke in Halle) mit dem Herrn Dr. Lütkens und mit den andern lieben Vätern daselbst und in Berlin conferiren und überlegen, ob es besser sei, daß einer von uns Missionaren durch Sr. Königl. Maj. dazu bestimmt werde, oder daß eine andre Person von da aufs neue herausgesandt werden möchte. Belieben Sie das letztere, so sehen Sie ja zu, daß Sie eine solche Person dazu erwählen, die nicht nur allein Studia, sondern auch wahre Frömmigkeit und göttliche Weisheit hat, auch dabei in solchem Alter sei, daß sie die malabarische und portugiesische Sprache erlernen kann. Wo hierinnen nicht die rechte Wahl geschieht, so wird diesem göttlichen Werk ein unsäglicher Schade und Verhinderniß zuwachsen."

Die letzten Worte lassen schon errathen, was anderwärts noch deutlicher ausgesprochen wird [1]), daß Ziegenbalg eine so große Machtvollkommenheit selbst zu bekommen wünscht. Da war nun allerdings Bövingh, dem solche Briefe sorgfältig verborgen gehalten wurden, sehr hinderlich, denn auch ihm war der Gedanke gekommen, wie dem Werke nur durch einen tüchtigen Propst aufgeholfen werden könne, der wohl bewandert in der thetischen und casuistischen Theologie und rechtgläubig die verfahrnen Sachen wieder zurecht brächte. Demgemäß hatte er nicht nur an einige Freunde, sondern an Dr. Lütkens geschrieben, ja ihm selbst einen geeigneten Mann namentlich vorgeschlagen, ohne deß vor den übrigen Missionaren ein Hehl zu haben. Kein Wunder, wenn sich nun die Beschwerden über ihn häufen. Es heißt weiter in der angeführten Apologie: „Da H. Bövingh nun begunnte, wieder ein wenig gesund zu werden, ließ er von neuem allerlei Kennzeichen des unlautern Sinnes verspüren. Er zog unsern dänischen Schulmeister an sich und machte ihn gegen uns aufstützig, daß er im Widerwillen seinen Abschied nahm. Als dieser aus unsern Diensten war, gab er ihm allerlei Anschläge, wie er diese und jene Sachen zusammenraffen und uns bei der Obrigkeit verklagen solle. Der Schulmeister aber schlägt in sich und demonstrirt Herrn Bövingh, daß solches sein Gewissen nicht zuließe, und wie es unrecht wäre, daß er wider die Missionare solches tendire, da er doch ihr Collega wäre und wohl wüßte, wie viel Widerwärtige sie hätten. Nachmals kam der Schulmeister selbst zu uns und referirte uns alle Umstände, bat auch durch ein demüthiges Schreiben, daß wir ihm um Christi willen verzeihen sollten, welches wir auch willig thaten und auf sein Ersuchen wieder zum Schulmeister aufnahmen [2]). — Weil wir nun vernahmen, daß Herr Bövingh mit solchen Sachen wider uns im Schwange ging und sein vielmaliges Versprechen von der brüderlichen Einigkeit gebrochen hatte, so enthielten wir uns seiner Familiarität und hatten uns nichts Gutes zu ihm zu versehen; jedoch kam er wieder zur Erkenntniß

---

1) Siehe Urkunden Nr. 11 den Brief Ziegenbalgs, an Prof. Lange, welcher zugleich eine übersichtliche Darstellung der Bövinghischen Streitigkeiten in den ersten anderthalb Jahren giebt.

2) Dieser Schulmeister kann nur Jens Sivertsen oder Otto Friedrich Radevitz sein. Ersterer kaum, da die eigene Erzählung von seiner Entlassung (Fenger S. 109) ziemlich anders lautet und auch der Zeit nach nicht stimmt, denn obige Vorfälle ereigneten sich im November 1709. Also bleibt nur Radevitz übrig, und auf dessen Aussagen ist nach seinem spätern Verhalten nicht zu viel zu geben, wie ja auch obige Erzählung ihr Correktiv in sich selbst trägt.

und machte uns Hoffnung, daß er werde anders werden. Es referirte uns auch jetzt gedachter Schulmeister, daß er, nämlich Herr Bövingh, alle Briefe und Schriften, die er nach seiner Krankheit wider uns geschrieben, in seiner Gegenwart verbrannt hätte, worauf wir denn desto williger waren, ihn in Liebe zu gewinnen und zu suchen, unerachtet, daß wir wußten, wie er vor etlichen Monaten Briefe nach Dänemark geschrieben und berichtet, daß das Werk der Bekehrung allhier nicht so groß wäre, als man es in Briefen ausposaunt hätte."

Zwei Jahre hindurch hören wir so von Entfremdung und Versöhnung und von Versöhnung und Entfremdung. Eine nicht geringe Rolle spielte dabei leider das liebe Geld, so daß man Bövinghs Vorschlag wohl begreift, die Hällische Kasse lieber die höllische zu nennen. Alle Berathungen über Geldsachen in der gemeinsamen Conferenz wurden ja überflüssig, wenn das nicht Bewilligte nun von den deutschen Geldern bestritten wurde, so daß Ziegenbalg und Gründler sie offen als Reservefonds [1]) bezeichnen. Bövingh drohte mit Anklagen bei der Obrigkeit, daß man so die dänische Mission in eine deutsche verwandeln wolle; aber es bedurfte dieses Schrittes nicht, denn die Gelder nahmen schnell ab, weil Prof. Francke in einem Briefe an die Gemeinde, der übersetzt wurde, die Almosen als für sie gesammelt bezeichnet hatte: „Wir erkannten uns verbunden, daß wir laut dieses Briefes ihnen von solcher reichlichen Steuer wöchentlich etwas weniges zukommen ließen, damit sie bei ihrer sonst gewöhnlichen Arbeit desto besser aufkommen und desto mehr Zeit zum Gehör göttlichen Wortes gewinnen möchten: aus dieser Absicht wurde einem jeglichen wöchentlich ein fano gereicht und durfte uns außer diesem Keiner um andere Hülfe ersuchen. Und weil wir auch von den Armen der papistischen Kirche täglich überlaufen wurden, so wollten wir gleichfalls diesem Uebel abhelfen und hielten sie dahin, daß sie alle Montage in die allgemeine Catechisation kommen sollten; welche nun kamen und erstlich das Wort Gottes mit anhörten, die bekamen gleichfalls ein kleines Almosen, etwa drei oder vier Kas." Dazu machte Ziegenbalg eine sehr kostspielige Reise nach Madras und in dem Maß, als die Halleschen Gelder schwanden, stieg die Bedeutung des Kopenhagenschen Restes und der Einsprache Bövinghs, auf die dann freilich nicht mehr sonderlich reflectirt wurde, wie die Apologie selbst eingesteht: „Hier-

---

1) „Da er uns beständig contrair gewesen, so haben wir die deutschen Gelder in reservo behalten müssen, daß von selbigen dasjenige genommen werden konnte, was er aus der Kopenhagischen Kasse nicht folgen lassen wollte."

nebst können auch seine Klagen daher rühren, weil wir, wenn er einige Schwierigkeiten machte, sich mit zu unterschreiben oder zu uns zu kommen, alsobald die Rechnungen alleine unterschrieben, und auch einmal bei Zahlung des Quartals sein Schloß an der Kasse erbrechen lassen mußten, als er ohne unser Wissen weggereist war und uns den Schlüssel nicht hinterlassen hatte, den er aber erst hernach übersandte."

Endlich beendigte Ziegenbalg die kleinen Reibereien mit einem großen Gewaltstreich, er theilte die Kopenhagensche Kasse in vier Theile und Jeder erhielt seinen Theil, über den er nach vier Monaten Rechenschaft geben sollte; nun meinte er, sei doch gewiß kein Grund zu Beschwerden mehr möglich. Hand in Hand mit dieser Maßregel ging die Aufhebung der Conferenz: „Die Aufhebung der Conferenz ist geschehen, daß wir Herrn Bövingh die Gelegenheit zum Zanken entziehen möchten, weil er allezeit wegen der vorgeschlagenen Sachen in der Conferenz zu widersprechen sich befliß und diese ihm das beste Mittel sein mußte, dadurch er an uns kommen und uns zur Gegenrede reizen konnte. So bald aber die Conferenz aufgehoben wurde, konnte er uns nicht mehr so ankommen, und ob ers gleich mit Briefen suchte, um uns in Harnisch zu jagen, so bekam er doch auf dergleichen Briefe keine Antwort: daher mochte es ihn herzlich schmerzen, daß die Conferenz aufgehoben wurde." Wenn Bövingh glaubte, nun wäre etwa die letzte Waffe aus der Rüstkammer gegen ihn hervorgeholt, so täuschte er sich: einen letzten Dienst sollte der Rest des deutschen Geldes noch leisten, Gründler eine selbständige Stellung zu verleihen, so daß ihm, da Jordan allmälig zu Plütschau's Gehülfen an der portugiesischen Gemeinde aufgerückt war, nichts anders übrig blieb, als unter Ziegenbalg als sein Gehülfe an der tamulischen Gemeinde zu arbeiten.

Schon im November 1709 hatte man in Poreiar einen großen Garten für 50 Thaler gekauft und zwar, da man Böving hs Widerspruch voraussah, ohne Weiteres aus der Halleschen Kasse. Es sollten die Catechumenen darin Arbeit finden, eine tamulische Schule sollte angelegt werden, am Ende könnte es wohl in diesem so nahe gelegenen und volkreichen Dorfe zu einem Kirchbau kommen, „anderer guter Absichten zu geschweigen." Mit einem weiteren Aufwand von 120 Thalern wurde er hergerichtet und ein Wohnhaus darin erbaut, welches alsdann Gründler, zur Kundgebung der weitern guten Absichten, am 22. Februar bezog. Den Grund giebt er also an: „Es wurde zwar anfänglich beschlossen, daß ich der portugiesischen Gemeinde mit Lehren und Predigen dienen sollte, indem sich Herr Plütschau, der dieselbe

Gemeinde bis dahin gehabt hatte, nunmehr auf das Malabarische besser legen wollte. Allein wie es in den Monat Februar kam, so gefiel es ihm wieder, die portugiesische Gemeinde völlig wieder zu nehmen, so daß ich hernach recht anfangen konnte, mich auf die malabarische Sprache zu legen. Damit nun solches desto unverhinderter geschehen könnte und ich bald zur Sprache käme, so wurde es für nöthig angesehen, daß ich heraus zog, angesehen mir in der Stadt viele Hindernisse zustießen, dadurch ich in der Erlernung der Sprache sehr aufgehalten wurde. Ich zog den 22. Februar heraus, das Essen laß ich mir im Dorf von einer Malabarin auf gut malabarisch zubereiten. Der Sprache wegen habe ich bei mir einen Kanakappel (Haushälter). Als ich denn nun ein wenig draußen gewesen war, fing ich auch eine malabarische Schule an, darin der Kanakappel Lehrer sein mußte. Aus der malabarischen Schuljugend in der Stadt gab mir Herr Ziegenbalg drei kleine Knaben dazu, die im Catechismus, Rechnen und Schreiben unterrichtet werden. Es geschiehet auch, daß mich H. Ziegenbalg wöchentlich ein- oder zweimal besucht. Einmal bringt er seine Schulkinder mit und nebst dem, daß sie eine Erholung im Garten haben, gehen wir auch mit ihnen in ein Ruhehaus, deren im Dorfe 4 sind, allwo H. Ziegenbalg mit den Kindern catechisirt und das Wort auf die dabei stehenden Heiden anwendet. Wenn er aber allein kommt, pflegen wir im Dorfe zu ein und anderm zu gehen, oder auch wohl in der Straße stehen zu bleiben und von Gott und seinem Willen zu reden." Ein liebliches Bild des Friedens und der Eintracht unter all dem Hader, und doch war grade durch diese Einrichtung der Bogen so überspannt, daß der Pfeil auf die Schützen zurückprallte. Bövingh trat nun mit der entschiedenen Forderung auf, auch etwas Eigenes zu haben. „Herr Ziegenbalg und ich, schreibt Gründler, wollten nicht sobald einstimmen, daß noch ein ander neues Werk so bald aufgebaut würde, theils weil es unsere Kasse nicht austrüge und das Werk in der Stadt nicht so fortgeführt werden könnte, welches monatlich schon vieles wegnahm: theils weil er der Sprache wegen noch nicht mit den Malabaren reden könnte, daß daher könnte einiger Segen gehofft werden." Man mochte wohl selbst fühlen, daß diese Gründe durch die Abzweigung des Werks in Poreiar einigermaßen ihre ziehende Kraft verloren, das Anerbieten Gründlers, seine Wohnung zu räumen, mag auch nicht zu ernstlich gemeint gewesen sein, und weil unvermuthet Plütschau Bövinghs Forderung lebhaft unterstützte, half es nichts, es mußten neunzig Thaler dazu bewilligt werden. Der Commandant, während er noch die Ueberlieferung

des Gartens in Poreiar möglichst lange hinzuhalten gesucht hatte, war nun mit einem Mal ganz umgewandelt und der lebendigste Missionsfreund geworden, aus seinen Mitteln schenkt er zu diesem Unternehmen fünfzig Thaler, einen der bestgelegenen Plätze im Dorfe Tiliali, dem drittgrößten des dänischen Gebietes, weist er unentgeltlich an, noch mehr, er selbst nimmt die Leitung des Baues in die Hand, daß er ja recht von Statten gehe. Das sind Umstände, die unser ganzes Interesse auf das neue Missionswerk in Tiliali lenken müssen und uns auffordern, die weiteren Ereignisse zu beobachten.

Sobald der Bau begann, am 24. Februar, zog Bövingh hinaus, aber er blieb nicht lange ungestört. Tiliali war ein Hauptsitz des Heidenthums und meist von Brahmanen bewohnt, dazu nahe an der Gränze des dänischen Gebiets gelegen. Die Beamten des heidnischen Königs von Tanjour schickten Briefe und Gesandte, den Bau aufzuhalten, sie forderten Niederreißung und endlich gar eine große Strafsumme. Der Commandant verweigerte es und ließ fortbauen, wodurch es schon im April so weit kam, daß die Feinde die Gränzen versperrten und etliche Monate hindurch die Zufuhr von Lebensmitteln abschnitten. In der Stadt entstand alsbald eine große Theuerung und wäre wohl eine Hungersnoth daraus geworden, wenn man nicht unvermuthet Zufuhr von der Seeseite erhalten hätte. Am 8. August 1710 kam es zu offenen Feindseligkeiten, welche uns Ziegenbalg in einem lebhaften Bericht vorführt: „Die Feinde kamen mit dreißig Reitern und etwa hundert Mann Fußvolk in Tiliali an und überfielen unser Volk ganz unversehens, welches verschanzt hinter spanischen Reitern stand. Hätten denn nun die Unsrigen tapfer gestritten, so hätten sie die Feinde gleich auf einmal wegjagen können. Als sie aber auf andere Ordre warteten und sich nicht hinter den spanischen Reitern heraus machen wollten, so wurden sie von den Feinden mit eisernen Raketen beworfen und einige Reiter umringten den Succurs auf dem Wege, wobei ein Blanker niedergehauen und einer durch ein Bein geschossen wurde. Unter den Feinden wurden gleichfalls drei Reiter und zwei Pferde erschossen und einige blessirt. Als denn nun unser Volk Ordre bekömmt, es möchte sich retiriren, so geben sie die Flucht und lassen den Feind in Tiliali hausen, als welcher das Haus alsobald umgerissen nebst noch einem andern Hause, so der Compagnie zugehörte. Nachmals streiften unsere Leute des Nachts herum und trafen auf Tanjourschen Grunde sieben Personen schlafend an, unter welchen ein Brahmane war. Diese ermorden sie jämmerlich ganz unschuldiger Weise. Vorher aber, als solcher Mord geschah, schickte der Subaltar

und Awalutar (heidnische Beamte) herein und ließen sagen, solches wäre alles ohne ihren Willen geschehen, sie wollten alsbald Friede machen, wir sollten nur einige Abgesandte hinausschicken. Die Ursache solches Erbietens war diese, weil nach Aussage der Schwarzen der König von Tanjour von solchem Scharmützel hatte Nachricht bekommen und sehr über den Subaltar erzürnt worden. Unsere Leute lagen noch über acht Tage zu Felde und wurden noch viele neue Soldaten geworben, auch mußten die Schreiber und andere Leute zu den Waffen greifen." Die Friedensverhandlungen wurden sehr heimlich betrieben und einigte man sich schließlich, daß das niedergerissene Haus der Compagnie von den Tanjourschen wiederaufzubauen wäre, während die Compagnie ihrerseits 500 Thaler Strafsumme zahlen mußte; auf das niedergerissene Missionsgebäude wurde weiter nicht reflektirt, denn der Commandant hatte seinen Zweck erreicht, in den Rechnungsbüchern der Compagnie stand nun eine große Summe angeschrieben, allein um der aufregenden Missionare willen ausgegeben. Es ging in der ganzen Stadt das Gerücht, daß die beiden schwarzen Oberhäupter der Stadt ihre Genossen auf des Königs Grund zu den Feindseligkeiten aufgestachelt hatten, und offenes Geheimniß war es, daß hinter dem Ganzem noch eine höhere Hand stecke, wie denn auch der Commandant nicht duldete, daß die beantragte Untersuchung eingeleitet wurde. Er hatte die innere Zwietracht der Missionare ausgebeutet, um triftige Gründe für sein feindseliges Benehmen seinen Obern vorlegen zu können, und es war hohe Zeit, war doch schon auf der ganzen Küste bekannt, daß ein königlicher Commissar unterwegs sei, des Commandanten Handlungsweise zu untersuchen.

Der Anfang Semptember 1710 fand nun alle vier Missionare wieder einträchtig in einem Hause beisammen, denn Gründler war schon am 10. April, als in Folge der Gränzsperre die Heiden auch in Poreiar unruhig wurden, hereingezogen, gewiß auf Ziegenbalgs Rath, der von Anfang an des Commandanten Absichten durchschaute. Bövingh, der nun auch die bösen Gedanken seiner früheren Beförderer und Schmeichler durch manche Leiden erfahren hatte, war etwas kleinlaut geworden, stellte sich freundlicher und übernahm es gern, einige Knaben der tamulischen Schule in seiner Wohnung zu catechisiren, um sich in der Sprache zu üben. Kurz alles ließ sich erfreulich an, über das Geld konnte kein Streit mehr sein, weil man schon seit einiger Zeit nur vom Borgen lebte, ein neuer Abschnitt im Missionsleben mußte mit Ankunft der vaterländischen Schiffe beginnen, wenn der königliche Commissar endlich die Hindernisse von oben besei-

tigte, daß sie fürder nur wohlwollende Unterstützung und Beförderung seitens der Obrigkeit zu erwarten hatten; die beiden neuen Collegen, denn von der Ankunft zweier neuer Missionare war gleichfalls alle Welt unterrichtet, würden frisches Leben bringen und die größere Ausdehnung der Mission, ermöglicht durch die im Verhältniß gewachsenen Beiträge der Missionsfreunde, würde von selbst die kleinlichen Reibereien unterdrücken.

Am 6. Oktober traf das lang erwartete Schiff ein, der königliche Commissar Herr Heinrich Bonsac stieg ans Land, aber von neuen Missionaren war ihm nichts bekannt. Die erwartete Geldsendung schrumpfte zusammen auf 1000 Thaler, wovon 800 das laufende Gehalt der Missionare, und selbst diese kleine Summe belegte noch der Commandant mit Beschlag, um die Unkosten der Compagnie davon zu decken, ward aber schließlich durch die Warnung des Schiffscapitains, er möge sich nicht an den mitgebrachten königlichen Geldern vergreifen, zum Herausgeben genöthigt. Statt der vielen tröstlichen Nachrichten aus der Heimath nur ein Brief Dr. Lütkens, der berichtete, daß das deutsche Geld noch nicht eingetroffen sei, überhaupt kämpfe der Teufel heftig gegen das Missionswerk an, und er selbst besitze nicht mehr den früheren Einfluß; zum Glück fand sich wenigstens noch eine ernste Ermahnung an Bövingh. Kurz es war eine so vollkommene Täuschung wie zwei Jahre früher, denn auch der Commissar hatte ihrer Sachen wegen nicht den geringsten Auftrag, da bei seiner Abfahrt ihre Beschwerdeschriften noch nicht eingelaufen war. Kaum übersah der Commandant die ganze Sachlage, so beschloß er sich für die kurze Ruhezeit schadlos zu halten und von Neuem zu zeigen, daß die Missionare noch ganz in seiner Macht stünden. Er bereitet uns die selten Freude, die Missionare einmal nach außen hin vereint auftreten zu sehen. Die aufregende Scene wird uns von Ziegenbalg in einem Privatbriefe erzählt: „Am 8. Oktober, als wir unser Kästchen mit Briefen nach Dänemark und Deutschland übergeben wollten, worin zugleich einige Briefe, Bücher und Sachen an die Königlichen Majestäten, Prinzen und Princessin war, wurde solches uns von der Obrigkeit angehalten. Unerachtet, daß ich viele Boten hinaufschickte und bitten ließ, der Commandant möchte solches aufs Schiff folgen lassen, sintemal die meisten Sachen an die hohen königlichen Personen wären, so wollte er doch keine Erlaubniß dazu geben und uns auch das Kästchen nicht wieder zurückfolgen lassen, daß wir die Briefe hätten herausnehmen und guten Freunden mitgeben können. Endlich ging ich selbst zu ihm und specificirte ihm, was vor Sachen

darin lägen. Er aber wurde dermaßen voll Zorns, daß er viele Lästerworte ausschüttete, weswegen ich alsobald ohne Resolution wieder von ihm ging. Kaum war ich nach Hause kommen und mich ausgezogen, schickte er zu mir und ließ mich in die Zollbude rufen. Wir entschlossen uns alle drei (Plütschau war abwesend) dahin zu gehen und ließen ihm solches vermelden. Als wir aber auf halbem Wege waren, begegnete uns die Wache, welche mit Gewehr abgesandt war, uns zu holen. Solches machte in der ganzen Stadt ein großes Aufsehen, also daß sich eine große Menge Christen und Heiden an der Zollbude versammelten. Als wir hinkamen, fanden wir den ganzen Rath versammelt. Der Commandant brach aus in harte Scheltworte und wollte haben, daß wir das Kästchen aufbrechen sollten. Da wir ein wenig in Bedenken stunden, gab er Befehl an den Secretair, daß er die erste Aufschrift abschneiden sollte nebst dem wichsernen Tuche, darin das Kästchen gehüllt war. Während der Zeit schüttete er gräuliche Lästerworte aus und sagte zu mir, er hätte die Abschrift eines Briefes von meiner eignen Hand, die mich an den Galgen bringen sollte. Wir wären Schelme und Landbetrüger. Als der Vice-Commandant den Kopf hierüber schüttelte und mit Worten sein Mißfallen zu erkennen gab, hieß ihn der Commandant das Maul halten, er wollte alles selbst verantworten: die übrigen Secret-Räthe sagten die ganze Zeit über nicht ein Wort. Als denn nun das Kästchen geöffnet und die Briefe erbrochen wurden, funden sie dasjenige nicht, was sie suchten. Daher eine große Stille entstand. Das Kästchen wurde wieder eingepackt und von uns versiegelt. Nachmals drungen wir darauf, daß er uns denjenigen Brief in Gegenwart des ganzen Raths zeigen möchte, darum ich den Galgen verdient, welches auch geschahe. Aber es war nicht mein, sondern des Herrn M. Gründlers Hand, der sich alsobald dazu verstund. Denn ein Capitain allhier Namens Guldbrand war einmal bei uns und gab zu erkennen, daß er gern an Herrn Dr. Lütkens einen Brief schreiben möchte, wäre aber mit ihm nicht bekannt und wüßte nicht wie er den Brief anfangen sollte, zumal er ein geborner Däne wäre. Darauf schrieb ihm H. M. Gründler alsbald den Eingang auf ein Papier. Dies kommt unversehens in des Herrn Commandanten Hände und ist unter selbigem viel anderes geschrieben, deren Hand wir nicht kennen. Auch will sich der Capitain Guldbrand darzu nicht bekennen, als welcher kein Wort weiter geschrieben, ohne daß ers einem andern Officier gegeben, der nachmals an ihn schreibt, daß ers zerrissen hätte aus Ursache, weil er für sich etwas auf die andre Seite selbigen Papiers geschrieben. Nun war

auch das, was drunten stund, nicht wider die Wahrheit, sondern enthielt in sich eine Erzählung von dem harten Widerstande, den wir bisher in unserm Amt von der Obrigkeit gehabt hätten. Herr Bövingh sagte vor allen öffentlich: es grämt mich in meiner Seele, daß man sagt, derjenige Priester hätte den Galgen verdient, der solches geschrieben hat, hierdurch wird das heilige Amt geschimpft. Daher man solches protocolliren und uns eine Abschrift von solchen Worten geben möge. Der Commandant aber wollte nachmals solches umdrehen und sagte dabei, er wolle uns alle mit einander hinschicken, wo wir herkommen wären. Weil wir nun sahen, daß er voller Zorn war, nahmen wir unsern Abschied. Des Morgens fuhr Herr M. Gründler mit dem Kästchen aufs Schiff und übergab es dem Capitain. Als der Schiffsprediger solches hört, fängt er bitterlich an zu weinen und verspricht es in Kopenhagen zu erzählen. Der Commandant gab denselben Abend auch Befehl, daß alles Schiffsvolk ihre mitgenommenen Briefe wieder ans Land schicken sollte. Aber es geschah nicht, sintemal alles Schiffsvolk ein Mitleid mit uns hatte und würden eher einen mit solchem Befehl in die See geworfen haben, als daß sie solcher Ungerechtigkeit zusehen sollten. Da denn nun der Commandant vor allen Leuten gegen uns sagte, daß er mit uns noch wunderlich spielen wollte, so mögen wir uns nach heutigem Abgang des Schiffes nur auf Verfolgung geschickt machen."

Diese Erzählung hat uns wieder recht eindringlich erinnert, daß die äußere Verfolgung bei den innern Streitigkeiten noch immer ihren Fortgang hat: wie möchte man dies Kreuz segnen, wenn es in der Hand des HErrn zn einer aufrichtigen Friedensstiftung unter den getrennten Brüdern gedient hätte! Jener Gang zum Zollhaus scheint der letzte gemeinsame gewesen zu sein. Bövingh wurde des Unterrichtens der Kinder bald überdrüssig, wie Plütschau, der treue Kinderfreund, der seine Schule nicht um ein Bisthum daran geben wollte, trauernd schreibt: „Des Tages frühe und des Abends um sieben Uhr halte ich mit der lieben Jugend, so uns lieber als ein ganz Bischofthum ist, und mit den Catechumenen eine Ermahnung oder auch ein Examen über die Theologie des Herrn Freylinghausen (dessen Treue an mir ich nie vergesse) und die Ordnung des Heils. Des Freitags nach dem Gottesdienst, von mir in der portugiesischen Gemeinde verrichtet, halte ich mit der malabarischen Jugend über den Evangelisten Johannes eine Erbauung, welches täglich auch von 11—12 Uhr geschiehet. Herr Bövingh ist es schon müde, denn die Jugend, mit welcher er es in portugiesischer und malabarischer Sprache anfing, er-

fordert gewiß große Geduld und herzliche Liebe. Von dem Unterschied solcher Jugend oder Lämmer, so von den schwarzen Schafen herkommen, berichte in Eil folgendes." Nun erzählt er von den Mistizen, Castizen und Custizen und schließt dann überaus lieblich: „Dies ist der Unterschied der Lämmer von den fleckichten Schafen, welche sich der Herr und Schöpfer aller Dinge zu seinem Eigenthum erwählen will und sie durch das Wasserbad im Wort reinigt, seiner Kirche allhier unter solchem Volk, das Ihn nicht kennt, einverleibet und in seinem Busen der Liebe trägt und seinem Sohne Christo Jesu als eine Braut zuführt, welche er suchet je mehr und mehr zu reinigen, daß sie habe keinen Flecken, Runzel noch des etwas, sondern heilig und unsträflich in der Liebe vor ihm sei, die Ihm diene in Heiligkeit und Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit, hier und dort ewig. Welches der HErr HErr thun wolle um Christi willen."

Aus jedem Worte fühlt man hier das liebevolle kindliche Herz. Bövingh dagegen war zu groß für die Kleinen, sie dem HErrn zuzuführen, und weil er das Kleine nicht ehrte, wurde er des Großen nicht werth geachtet; auf all seinem Thun und Beginnen ruhte kein Segen. Im Unterricht der Kinder hätte er am Besten die Sprache lernen können, denn darin mangelte es gewaltig bei ihm. Anfänglich wurde er durch Krankheit zurückgehalten, dann wollte er begreiflicher Weise sich nicht gern von Ziegenbalg unterrichten lassen, die Aussprache fiel ihm auch schwer, und obschon er sehr fleißig arbeitete, so lernte er doch nur mit der Grammatik, nicht mit dem Volk reden. Auf jenen Anfang im Tamulischen, den er erfreut in der Unterschrift eines Briefes nach Halle vom 6. Febr. 1710 meldet: „Joh. Georg Bövingh, so berichtet, daß er vor etlichen Tagen im Namen Jesu das Amt in Malabarischer Sprache angefangen" (beiläufig, die einzige Correspondenz von ihm in den gedruckten Nachrichten) folgte kein entsprechender Fortgang. Als Ziegenbalg im Herbst krank wurde, catechisirte er für ihn in der Kirche, aber es nahm ein klägliches Ende: „Als er gewahr wurde, daß es nicht fortgehen wollte, kam er so voller Unmuth aus der Kirche und bildete sich ein, als hätten einige in der Kirche über ihn gelacht. Man redete ihm solches aus dem Sinn so gut, als man konnte, und ermuthigte ihn, daß er nur getrost in dieser Sprache zu reden anfangen sollte, ob es gleich erstlich nicht wohl vom Munde ginge, welches ihm Niemand verdenken könnte: dieses aber war sein drittes und letztes mal, daß er in der Kirche docirte; auch unterließ er die angefangene Catechisation."

Mit der Geringschätzung seitens der Gemeinde mag Bövingh wohl

zu kämpfen gehabt haben; denn die Tamulen sind gar schlau und durchschauen alsbald die Sachlage: er hatte keine Macht in Händen und hatte nichts zu geben. Es ward ihm klar, so lange er nicht wirklich etwas Eigenes habe, komme er zu nichts, saß doch auch Gründler seit dem 16. Oktober wieder in Poreiar. Er begehrte eine Theilung der tamulischen Gemeinde, man hielt ihm entgegen, auch in Europa müßten mehrere Prediger an einer Gemeinde arbeiten und wären einander untergeordnet. Freilich hätte man hinzufügen müssen, daß dann auch die Arbeit gesetzlich geregelt sei und es nicht bei dem ersten stehe, beliebig die Arbeiten zu vertheilen. Bövingh war nicht mehr zu halten; als ihm die Mittel verweigert wurden, drohte er das nächst ankommende Geld mit Beschlag belegen zu lassen, verließ die gemeinsame Wohnung und miethete sich ein eigenes Haus. Es wird Ende Januar 1711 gewesen sein. Mit ihm ging der schon oben erwähnte abtrünnige Schulmeister; sie hatten ihr Wesen für sich, so daß sie auch nicht einmal zur Predigt und zum Abendmal nach Jerusalem kamen, sondern sich zur dänischen Zionsgemeinde hielten. Sie gingen gemeinsam aus unter die Heiden, denen Bövingh vorher ausgearbeitete und auswendig gelernte Predigten gehalten haben soll. Weitere Reisen ins Land zu thun, hinderte ihn die Feindseligkeit des Commandanten. Einmal hatte er früher schon, wie einst Ziegenbalg und wie Gründler gewöhnlich in Poreiar, sich zu diesem Zwecke tamulisch gekleidet; aber alles schlug ihm fehl, denn der Bedauernswürdige befand sich zwischen zwei Feuern. Der Hallesche Student Polycarpus Jordan giebt ihm das Zeugniß: „Mit der Welt konnte er auch nicht zu rechte kommen, weil ers nicht gänzlich mitmachen wollte nach ihrem Sinn." Daß er im Ganzen zu den Missionaren stehen wollte, beweisen die oftmaligen Annäherungsversuche; ja im August 1711, als er sah, daß es mit ihm allein nichts würde, bat er seine früheren Collegen um Abtretung des abermals Unruhen halber aufgegebenen Werkes in Poreiar. Sie zeigten sich geneigt, wenn er den Commandanten zur Einwilligung bewegen könne; dies aber vermochte Bövingh nicht und so blieb ihm nichts anderes mehr übrig, als Trankebar Ende August oder Anfang September zu verlassen. Es heißt darüber in jenem Briefe Jordans: „Einige Tage nach seinem Gesuch gehet Herr Bövingh hinaus außer der Stadt und kommt des Abends nicht wieder herein, da meinte man nun gleich, er würde draußen sein in unserm Haus und da wohnen wollen, weshalb des andern Tags gleich ein Geschrei kam, des Königs Völker von Tanjour wollten die Stadt belagern, denn die Heiden wollten es nicht zulassen, daß er sollte draußen wohnen und da ein Werk anfangen.

Die Gränzen waren auch allenthalben besetzt mit Soldaten. Da kam nun der Herr Commandant zu uns und wollte uns diese Sache vom Kriege erzählen, und wie wir solche Aufwiegler wären, sagend: da will nun der draußen wohnen, da sind nun des Königs Völker kommen, haben die Gränzen versperrt, sie wollen das Haus niederreißen. Da ihm aber zur Antwort gegeben wurde, der Schlüssel zum Hause wäre nicht aus unsern Händen gekommen, so wüßten wir auch nicht, daß er einmal draußen geblieben wäre, darüber wurde er so beschämt, daß er auch nichts wußte zu sagen, was die Ursache des Krieges wäre. Nach zwei Tagen ging unser College auf der Compagnie Schaluppe nach Bengalen, und wurde kein Wort mehr vom Kriege gedacht."

Wollte Gott, wir brauchten auch des innern Krieges mit keinem Worte mehr gedenken, aber es geht nicht an; in dem Bilde, das wir bisher gezeichnet haben, ist noch ein wesentlicher Zug nachzutragen, es könnte sonst scheinen, als habe der treue und bedächtige Plütschau auch die nicht zu billigenden Maßregeln gegen Bövingh schweigend durchgehen lassen; denn nur einmal und zwar bei nicht wohl gewählter Gelegenheit hörten wir ihn zu Bövinghs Gunsten reden. Anderntheils sehen wir beide Theile sich beschuldigen, unverantwortlich mit Plütschau umgegangen zu sein; der gute Mann hat über die ihm persönlich bewiesenen Unbilden das tiefste Stillschweigen beobachtet, so daß uns auch alle Nachrichten darüber fehlen, nur so viel können wir sehen, daß seine Stellung eine außerordentlich schwierige gewesen. Er nahm eine gewisse Vertrauensstellung ein, da er der Beichtvater seiner Collegen war; als solcher versuchte er nun unpartheiisch zu bleiben und möglichst Frieden zu stiften, denn wie gewissenhaft er in allen Amtssachen war, haben wir ja schon zur Genüge erfahren; jenes schroffe Auftreten in Bövinghs Krankheit, als er einen andern Beichtvater suchte, erklärt sich ja hieraus; er that es, weil Bövingh im Kummer über seine letzte Beichte zu solchem Mittel gegriffen hatte. Da mußte er nun zu seinem großen Schmerz erleben, daß die Conferenz, in der er Vorsitz und Leitung hatte und zum Frieden reden und wirken konnte, von Ziegenbalg eigenmächtig aufgehoben wurde, daß die Gelder ohne seine Zustimmung ausgegeben und endlich getheilt wurden. Seit Gründler gekommen war, stand Ziegenbalg zu ihm nicht mehr im alten vertrauten Verhältnisse; je enger sich Jene an einander schlossen, desto mehr wurde Plütschau bei Seite geschoben. In einem Briefe Gründlers vom 22. December 1710 finden wir den deutlichsten Beweis dafür: „Ungeachtet ich hier außen zu Poreiar wohne, so pflege ich und Herr

Ziegenbalg nicht so leicht auch das geringste vorzunehmen, es sei in der Einrichtung des Werks, so viel ein Jeder davon unter Händen hat, oder auch in seinen Privat-Verrichtungen, wir habens denn erst mündlich oder meistens schriftlich communicirt, daß einer des andern Einsicht und guten Rath darüber vernehme. Welches, so es unter uns vieren in der Führung des ganzen Werks im rechten Schwange wäre, würde es zu guter und heilsamer Einrichtung und Fortgang des Werks sehr Vieles beitragen. Jetzt aber bleiben dies ja noch fromme Wünsche, bis der HErr eine Aenderung senden und die, so solches zum Nutzen des Werks wünschen, mit dessen Erfüllung zu seiner Zeit erfreuen wird [1])."

Wir wollen es zu Gründlers Ehren glauben, daß er nicht auch bezüglich Plütschau's eine Aenderung herbeiwünscht, denn dessen Verhalten in dem ganzen Streit war allein von den edelsten Motiven getragen, wie er selbst später in seiner schmucklosen Weise einmal sich darüber ausspricht: „Ich meinte, wenn ich Herrn Bövingh hätte gewonnen, so hätte ich eine ganze Gemeinde gewonnen [2]), aber da er sich selbst von der Kirche, Beicht und Abendmahl abriß, so wurde ich genöthigt nach vielfältiger Ermahnung ihn fahren zu lassen und bin nun froh, daß er nicht mehr da." Die letzten Worte lassen uns erkennen, daß allerdings alsbald nach Bövinghs Abgang wieder völliger Friede herrschte. Wir glauben ein Idyll, nicht Missionsberichte aus Trankebar zu lesen, wenn es heißt: „Nunmehr ist unter uns Arbeitern nichts als die schönste Harmonie, Liebe, Friede, Einigkeit und innige Verbindung des Gemüths, wie sie auch vorher unter uns gewesen und das Meiste zum Anfang und Fortgang dieses Werkes beigetragen hat." Freilich es waren auch wie im Anfang nur noch zwei Missionare, so daß die Einigkeit fast auf Einzigkeit und Einsamkeit beruhte, Plütschau war schon am 15. September 1711 von Madras als Abgesandter nach Kopenhagen gereist, um mündlich Vorstellung wegen der unaufhörlichen Feindseligkeiten der Obrigkeit zu thun.

Der erste Gang des Bruderkampfes ist beendigt, wir haben ihn mit blutendem Herzen verfolgt und wagten kaum uns ein Urtheil über die streitenden Personen zu bilden; und doch, schauen wir zurück auf vergangene Tage, viel schmerzlicher wurden die gleichzeitigen Missionsfreunde der Heimath von solchen Nachrichten ergriffen und wagten auch kein Wort dazu zu reden. Der ehrwürdige mit Geschäften überhäufte

---

1) Um den ganzen Jammer in dieser gerühmten Einigkeit zu erkennen, lese man nun Plütschau's Klagebrief, Urkunden Nr. 12.

2) Siehe den vollständigen Brief, Urkunden Nr. 27.

Professor A. H. Francke aber setzte sich hin und schrieb in größter Betrübniß einen Brief von mehreren Bogen, aus dem wir einige Stellen einrücken müssen:

„Herzlich geliebte Freunde und Brüder in Christo Jesu unserm HErrn, Viele trübe Nachrichten haben wir schon von Ihnen erhalten, aber in den letzten Briefen ist leider etwas betrübteres gewesen als in allen vorigen, welchergestalt es der Satan so weit gebracht, daß unter Ihnen selbst allerlei Mißverstand, Zwiespalt, Uneinigkeit und Trennung entstanden, welches denn auch bereits in Dänemark und England so weit bekannt worden, daß sich christliche Freunde in einigen Briefen schmerzlich darüber beklagen und Ihren Zustand bejammert haben. Hierselbst habe ich solches kaum einem und dem andern vertrautesten Freunde eröffnet, weil ichs nicht übers Herz bringen konnte. Es kann ja freilich weder ich noch ein anderer in solcher Entlegenheit, da man unmöglich alle Umstände von allen Seiten erkundigen kann, sich für einen Richter angeben. Dem sei aber, wie ihm wolle, so ist doch offenbar, daß kein Böses von Gott ist und also, wo solches entstehet, zum wenigsten an einem Theile, wo nicht an beiden die Schuld sein muß. Wenn alle in der rechten Demuth bleiben, Keiner seinen Seelen-Zustand höher zu achten begehret, als er in der Wahrheit vor Gott ist, es aber lieber sieht, daß andere zu wenig, als daß sie zu viel von ihm halten, und immer suchet, daß er von andern mehr halte als von ihm selbst, wie solches die heilsame Lehre Christi und seiner Apostel erfordert, so ist es unmöglich, daß Streit entstehe, oder so er ja entstehet, daß er nicht gar bald wieder gehoben werde. Ich verdamme Niemand unter Euch, geliebte Brüder, maße mir auch die Autorität nicht an, in Eurer Sache ein Urtheil zu sprechen; ich ermahne Euch aber sammt und sonders in dem Namen unsers HErrn JEsu Christi, welches Ihr keinem, auch dem geringsten Gliede nicht verübeln könnt, daß Ihr Euch vor dem Angesichte Gottes unter herzlichem anhaltenden Gebet und Flehen prüfet und forschet, ob Ihr nicht in diesem oder jenem eine Schuld bei Euch findet. Ist der HErr so treu, daß er Euch oder einem unter Euch eine Schuld zu erkennen giebt, so bitte ich Euch durch die Wunden Christi, gebet Gott die Ehre, schmeichelt Euch selber nicht, bekennet zuerst im Geheimen vor Gott solche erkannte Schuld, bittet ihn um Vergebung: sodann bekennet sie auch einer dem andern und schämet Euch nicht einander brüderlich zu umarmen und um Vergebung zu bitten. Bedenket um Gottes Willen, was Euer Zwiespalt und Uneinigkeit für ein schrecklich Aergerniß und für ein Frohlocken unter den Feinden der Wahrheit und des Werks

des HErrn anrichtet und wie schrecklich dadurch der Geist Gottes in seinen Knechten betrübt wird. Ich erinnere mich hierbei der ersten Epistel die Clemens Romanus an die Corinthier geschrieben, als welche insonderheit wider ihre Uneinigkeit gerichtet ist. Da werden uns die Exempel der Apostel des HErrn und andrer treuer Knechte Gottes vorgestellt, die gleichfalls von andern, die ihnen in ihrem Werk hätten beistehen sollen, geneidet und bestritten worden. Sonderlich aber ist es gar nachdenklich, daß daselbst dieser Schluß gemacht wird: Wer nun unter euch großmüthig, wer barmherzig, wer mit Liebe erfüllet ist, der sage: So durch mich Aufruhr, Zank und Trennung geschehen ist, so will ich ausgehen und weichen, wohin Ihr wollt und will thun, was von der Gemeinde befohlen wird, nur daß die Heerde Christi in Frieden lebe mit den vorgesetzten Aeltesten. Wer dies thut, der wird sich eine große Ehre im HErrn erwerben und jeder Ort wird ihn aufnehmen; denn die Erde ist des HErrn und ihre Fülle. Das haben gethan und werdens noch thun die, so nach der Regel Gottes, die Niemand gereuet, einhergehen.

Bedenket doch dieses, thut Euch zusammen, ringet darnach mit Gebet und Flehen und trachtet darnach mit allem Fleiß, daß ihr die Wurzel selbst ausrottet von allem Streit oder Mißverständniß, so sich unter Euch erhoben. Was soll ich sagen? Euer Werk liegt zu Boden, so Ihr nicht allen Streit bald abthut. Wer will mehr in Dänemark, England und Deutschland einen Beitrag thun, wenn es laut wird, daß fleischlicher Zank und Streit unter Euch sey. Wenn ein Jeder unter Euch sich vornimmt, daß er sich unter die übrigen Alle demüthigen, und gern willig lieber zu viel, als zu wenig Schuld an sich erkennen will, so kann es nicht fehlen, Ihr werdet zu einer herzlichen Vereinigung bald gelangen. —

Ach ich bitte Euch durch Gott und durch all seine Liebe und Barmherzigkeit, macht alles Streites bald ein Ende und sammelt Euch durch besonderes und vereintes Gebet, durch freundliche Besprechung, durch herzliche Vergebung, durch brüderliche Aufnehmung, durch liebreiche Ermahnung und durch aufrichtige Verbindung vor dem Angesicht Gottes wieder dergestalt zusammen, daß der Satan mit all seiner List und Macht an Euch zu Schanden werde. —

Seid doch allesammt, lieben Brüder, wacker in dem HErrn und ermannet Euch, daß Ihr Euch selbst von Herzens Grund verläugnet und das, was Jesu Christi ist, mit aller Treue suchet; bedenket doch, daß Euch Gott gewürdigt hat, Euch als auserwählten Erstlingen zu dieser letzten Zeit eine Thür des Wortes unter den Heiden zu öffnen,

würde nicht der HErr solches von Euren Händen fordern, so sie durch Eure Schuld wieder zugeschlossen würde. Wie groß aber wird Euer Segen vor dem HErrn, so Ihr vor allen Dingen Euch selbst heiligt, damit durch Euren Dienst die Heiden Gotte geheiligt werden, so Ihr den schönen Kampf des Glaubens treulich auskämpfet, und Euch die Krone der Geduld nicht nehmen laßt, nach welcher Gott seinen treuen Knechten die Krone der Herrlichkeit geben wird. Die Augen unsers HErrn Jesu Christi stehen Tag und Nacht offen über einem Jeden unter Euch, prüfen Eure Nieren und Herzen und durchschauen Euer Inwendigstes. Er weiß Eure Werke, Worte und Gedanken, wie Ihr betet und wachet, wie Ihr einer dem andern begegnet und gegen einander gesinnt seid. Findet er nun Euer Herz treu und rechtschaffen, o wie innig und herzlich liebt er Euch dann! wie ist er mit Euch, ob er sich gleich verbirgt, wie mächtig wird er Euch beschützen und aus aller Noth und Gefahr erretten, wie wird sein Segen mit Euch aus- und eingehen! — Wer nicht müde wird, sondern in den schweren Umständen fein aushält und alle Zufälligkeiten nur dahin gebraucht, daß er dem HErrn desto bequemer und brauchbarer werde zu allem guten Werk, dem wird Gott gewiß beistehen, daß er alles überwinden und einen unaussprechlich großen Segen in Zeit und Ewigkeit davon tragen wird."

Am 23. December 1711 ward dieser Brief geschrieben, konnte also seinen Zweck nicht mehr erreichen; vielleicht läßt der HErr die herzlichen Worte seines treuen Knechtes noch gesegnet sein, daß sie kräftig werden in den Herzen treuer Arbeiter, eine ausgebrochene Zwietracht niederzukämpfen oder entstehenden vorzubeugen. Uns werden sie wenigstens den Dienst leisten, daß wir erfrischt und gestärkt den weiteren Verfolg ansehen können. Ihre Wirkung haben sie übrigens auch ihrer Zeit nicht ganz verfehlt, Gründler war grade in Madras, Ziegenbalg schickte ihm diesen Brief zu, indem er kurz seine Gedanken und Gefühle darüber bemerkte: „Den Brief von unserm lieben Vater Herrn Prof. Francken habe mit vielen Thränen gelesen, aber gleichwohl dabei Gott auf meinen Knieen gelobt und gedankt, daß er schon vor einem Jahr dasjenige aus uns hinweggethan, was solchen unsern lieben Vater und andre Freunde Gottes so sehr betrübt und beängstigt hat. Sollten wir noch alle beisammen gewesen sein, als dies Vermahnungsschreiben angekommen, so würde mich's sehr betrübt haben in Erwägung, daß solches Uebel auf Seiten des Herrn Bövingh hierdurch mehr würde vergrößert, keineswegs aber gehoben sein. Denn wie oft haben wir es mit ihm versucht, daß wir in brüderlicher Liebe und Frieden leben

möchten? Wie oft hat er auch sein Versprechen von sich gegeben, daß wir uns gefreut, einander umhalst und uns ganz gewisse Hoffnung gemacht, er werde hinfort als ein Bruder mit uns umgehen und anfangen mit vereinigtem Sinne an diesem Werke zu arbeiten? Aber gleichwohl ist er allezeit wieder abgesprungen als ein falscher Bogen und hat durch solches Verstellen uns großen Schaden zugefügt. Und da er sich zuletzt gänzlich als ein Miethling von diesem Werk gerissen und sich zu dessen Feinden geschlagen, so wäre nunmehr noch weniger Hoffnung zur Rückkehr und würde noch heftiger über die lieben Männer in Halle zu lästern angefangen haben. Gott aber hat unser und der lieben Väter Seufzen gehört und ihn aus unserer Mitte gethan. Wäre dieser Mensch nicht zu solchem Werke herausgesendet worden, so würde nichts als Einigkeit und Liebe unter uns Arbeitern gewesen sein. Denn mit Herrn Plütschau habe ich allezeit die Einigkeit zu erhalten gesucht (!). Der liebe Bruder ist gleichfalls von seiner ersten Ankunft an eines Herzens und Sinnes mit mir gewesen und ich mit ihm. Daß aber ein Miethling unter uns gekommen und durch seinen Eigensinn und Zanksucht diesem Werke einen so großen Schaden verursachet, müssen wir höchlich bedauern. Unterdessen, wofern er noch hier wäre und man ihn hätte zu gewinnen gewußt, so würden wir lieber alle Schuld auf uns genommen haben, als daß wir zugeben wollen, daß die lieben Väter in Europa sich ferner dadurch betrüben sollten. Auch was wir wider unser Wissen und Wollen oder auch aus Uebereilung zu solcher Mißhelligkeit beigetragen haben sollten, wollen wir Gott herzlich abbitten. — Nun ist er aus Indien nach Europa meist in diesem Sinne gegangen, daß er uns und diesem Werke schaden wolle, welches allezeit seine Drohungen gewesen sind. Aber Gott wird schon seinen Rath zu nichte machen und seine Thorheit offenbaren. Auch werden die lieben Väter schon Wache dafür halten."

Die letzte Nachricht von Bövinghs Rückkehr nach Europa leitet zum Schlußakt über. Anfang September 1711 war er nach Bengalen in die dänische Niederlassung Frederiksnagor gereist, zu sehen, ob dort Boden für eine neue Mission sei, aber er war zu einer sehr ungünstigen Zeit angekommen, in eine große Theurung hinein. Nun hatte er weiter keine Mittel als das voraufgenommene Gehalt des laufenden Jahres, Bittbriefe nach Trankebar brachten ihm auch keine Hülfe, weil die dortigen Missionare selbst beim besten Willen kein Geld hergeben konnten. So schiffte er sich im Februar oder März auf einem englischen Schiffe in die Heimath ein, und nun war es Pflicht der lieben Väter in Halle, auf der Wacht zu stehen, daß nicht der innere Kampf

auf europäischen Boden hinüberspiele. Der Angriff aber kam ihnen doch unvermuthet zeitig und plötzlich. In der Nachschrift eines Briefes, den Prof. Francke an den Geheimrath von Holsten in Kopenhagen wegen der Mission schrieb, heißt es unterm 25. Oktober 1712: „Man hat dieser Orten eine Schrift von dem einen Missionar Bövingh zu sehen bekommen, welche capabel ist, Sr. Königl. Majestät gute Absicht, so dieselbe in dieser Mission führen, gänzlich zu verkehren. Verständige sehen aber wohl, daß dieser Mann Ursache gehabt, sich selber erst zu Gott zu bekehren, ehe er sich zum Missionar gebrauchen lassen. Die Ankunft des Plütschau kann allen Zweifel heben."

Es ist hier die ohne Angabe eines Herausgebers oder Verlegers in Kiel oder Hamburg erschienene Schrift gemeint: „Joh. Georg Bövinghs Beschreibung und Nachricht von den Hottentotten, welche er neulich an einen guten Freund in Holstein überschrieben und von demselben auf Ersuchen zum Druck überlassen worden; also eingerichtet, daß sie zu einer Erläuterung der Briefe von Herrn Ziegenbalg und Herrn Plütschau dienen kann; wobei noch eine ganz neue und accurate Beschreibung von dem jetzigen Religionswesen, sammt angehängtem Bericht von einigen unter den Missionariis daselbst entstandenen Streitigkeiten." 1712. 4.

Den Inhalt dieser dem Verfasser nicht zugänglich gewordenen Schrift bildet Bövinghs Reisetagebuch aus den Jahren 1708 und 1709 und einige vertraute Briefe und Documente, die er mitten aus den persönlichen Kämpfen heraus geschrieben. Keiner wird wohl mehr überrascht und erschrocken gewesen sein denn Bövingh selbst, als er Ende des Jahres eintreffend jene Briefe gedruckt vorfand, während er doch in dem einen ausdrücklich sagt, „seine Nachrichten seien unzulänglich, da Krankheit und Unkunde in der malabarischen Sprache ihn behindert hätten, sich die nöthige Sachkenntniß zu erwerben, so daß es ihm ganz zuwider sein würde, wenn Jemand seine Schrift zum Druck befördern wollte."

Das Geschehene war nicht wieder rückgängig zu machen, die hervorgerufene Aufregung aber gewaltig groß. Man stellte in Halle eiligst aus den erhaltenen Nachrichten eine Widerlegung zusammen, doch die Briefe boten nicht zureichendes Material. Die ganze Facultät fühlte sich angegriffen, da Bövingh geschrieben: „Gewiß ist, daß wo der Herr Dr. Lütkens nicht von den Hallensern bei Sendung der Missionare abläßt, der Herr Doctor bei der evangelischen Kirche endlich wenig Dank verdienen dürfte." An einer andern Stelle, wo er die Befürchtung ausspricht, daß die Hallenser der Uneinigkeit wegen gegen

ihn etwas Nachtheiliges durch den Druck bekannt machen würden, hatte er sogar die dort edirten Nachrichten verdächtig gemacht und seinem Freunde die, welche sich selbst für fromm halten und verachten die andern neben sich, als Quelle der Zwietracht angegeben. Prof. Francke schreibt sehr aufgebracht an v. Holsten: „Zu Herrn Bövingh kann ich bisher mich keines Guten versehen, als den ich aus seiner Schrift genug kennen gelernt. Ew. Excellenz werden nach dero hohem Verstande leicht sehen, wo Recht oder Unrecht, menschliche Fehler oder Bosheit, Eigennutz, Neid, Zanksucht und dergleichen sich finde. Ist Herr Bövingh so keck gewesen, die Universität Halle mit Namen in seiner Schrift zu beschmutzen, die er wohl nie mit Augen gesehen, noch gehöret hat, wie die Leute da angewiesen werden (worüber S. Königl. Majestät in Preußen ihn bei Sr. Königl. Majestät in Dänemark belangen könnte), so wird er auch kein Bedenken tragen, den Missionaren, die ein jeder Unpartheiischer leicht aus ihren Früchten für gute Bäume erkennen wird, allerlei nachzureden."

Nach Trankebar erläßt er die Aufforderung, schleunigst eine Apologie zu verfertigen: „Von Herrn Bövinghs Schrift sende ich ein Exemplar. Es scheint absolut nöthig zu sein, daß Ihr darauf eine ganz bescheidene und recht gründliche, jedoch so kurz als möglich gefaßte Verantwortung mit den nächsten Schiffen heraussendet. Es müßten darin nicht nur die Beschuldigungen gegen Eure Personen abgelehnt, sondern auch das Werk selbst und was durch Euren Dienst ausgerichtet worden und noch wird, so vorgestellt werden, daß Verständige eine völlige Ueberzeugung daraus nehmen können, es sei was rechtes und Gott wandle wahrhaftig mit Euch. Dergleichen wohlgefaßte Schrift müßte an mich hieher gesandt werden, daß ich sie gleich könnte drucken lassen." Dieser Aufforderung entsprach Ziegenbalg sogleich und verfertigte eine Gegenschrift von 63 eng geschriebenen Quartseiten: „Der Königlich Dänischen Missionariorum unter den Ostindischen Heiden abgenöthigte Apologia epistolis Bovingianis opposita, darinnen die ihnen mit Unrecht aufgebürdeten und von dem Bekehrungswerke übel ausgesprengten Beschuldigungen angeführt und beantwortet, hingegen aber die wahren Umstände der entstandenen Streitigkeiten und Beschaffenheit des ganzen Werks kürzlich dargestellet werden. Nebst einem vorangesetzten Schreiben an einen Professorem Theologiae, darinnen die Ursachen solcher Abfassung referirt werden." Die Vorrede datirt vom 8. Sept. 1713. Da wir den Inhalt dieser in gemäßigtem Ton gehaltenen und fein ausgearbeiteten Schrift theils schon vielfach ver-

werthet haben, theils an gehörigem Ort benutzen wollen, so stehe hier nur noch das Inhaltsverzeichniß:

1. Kap. Von Herrn Bövinghs Verhalten in Ostindien und was er als ein Missionarius unter den Heiden ausgerichtet habe.

2. Kap. Von den eigentlichen Ursachen der Streitigkeiten, die Herr Bövingh in Ostindien zum großen Nachtheil des angefangenen Bekehrungs-Werks veranlaßt hat.

3. Kap. Darinnen diejenigen Beschuldigungen, die Herr Bövingh über die Jerusalems-Gemeine ausgebracht, widerlegt werden nebst deutlicher Anzeige, aus was für einem Grunde solche Beschuldigungen geflossen seien.

4. Kap. Worinnen diejenigen Beschuldigungen des Herrn Bövingh, die er über die Arbeiter an der Jerusalems-Gemeine ausgebracht, beantwortet werden.

5. Kap. Darinnen einige derjenigen Beschuldigungen angezeigt und widerlegt werden, die durch Veranlassung des großen Widerstandes, sowohl in Indien als in Europa von übelgesinnten Gemüthern über das Bekehrungs-Werk und dessen Arbeiter ausgebracht worden sind.

6. Kap. Darinnen vermeldet wird, was durch die Hand Gottes von den übel beurtheilten Missionarien annoch bei allem Widerstande in ihrer Mission zur Fortpflanzung der Evangelischen Kirche sei ausgerichtet worden.

Die Schrift ist nie gedruckt worden, denn als sie nach Halle kam, hatten sich die aufgeregten Wogen schon wieder gelegt und Bövinghs Schrift war bei dem großen Publicum vergessen; darum hütete man sich dem unruhigen Bövingh aufs neue Gelegenheit zum Hervortreten zu geben. Wir aber stehen mit unserer Erzählung noch in der ersten aufgeregten Zeit, die in einem Briefe des Professors Michaelis also beschrieben wird: „Das Aergerlichste ist, daß Herr Bövingh in einer Schrift, so in Europa im Druck herauskommen, solche Mißhelligkeiten selbst ausbreitet, daneben dem ganzen Werk durch allerlei Verläumdungen und gehässige Erzählungen einen bösen Namen gemacht, nicht anders als die Kundschafter Num. 13, 32 ff., dadurch manche gute Gemüther stutzig gemacht worden sind; die aber, so längst gern etwas zu lästern gehabt hätten, haben dergleichen mit beiden Händen ergriffen." Nach dieser Mittheilung legt auch Prof. Michaelis Bövingh selbst die Schuld der Veröffentlichung bei, um so mehr sind wir verpflichtet, unsere Behauptung von seiner Schuldlosigkeit wenigstens in dieser Be-

ziehung gründlicher als durch eine Aeußerung eines seiner Briefe zu beweisen. Wir schöpfen dabei rein aus Halleschen Berichten.

Es wird aus dem Vorhergehenden noch erinnerlich sein, was wir über Bövinghs Lebenslauf und über seine Freundschaften berichtet haben. An seinen Freund Hamerich nämlich sind jene Briefe gerichtet; der aber befand sich, als sie ankamen, nicht mehr in Kopenhagen, sondern war schon Pastor in Rendsburg geworden. So eröffnet sie denn nach eingeholter Erlaubniß sein Freund Christian Wendt, weil auf dem Couvert geschrieben stand: „Mons. Wendt grüße tausendmal und bitte demselben eines und anderes zu communiciren; denn ich weiß, er ist ein rechter Israeliter, in welchem kein Falsch ist.“ Als der den Inhalt liest, packt er die Briefe schnell wieder ein und sendet sie an den Adressaten, selbst ohne sie vorher dem alten Dr. Lütkens zu zeigen, um ihn nicht zu betrüben; nur zwei einliegende Memoriale an den König besorgte er alsbald. Der Pastor Hamerich ging gleichfalls aufs vorsichtigste damit um, so daß er zu einem gemeinsamen Freunde persönlich reiste, um die Papiere nur nicht aus den Händen zu lassen. Am Bußtag Abend aber besucht ein ihn naher Freund, ein westphälischer Student Namen Götie, das Gespräch kommt auf Bövingh, seinen Landsmann und guten Bekannten, er hört von den Briefen und läßt nicht nach, bis sie ihm mitgegeben werden, nach sechs Wochen erst erhält sie Hamerich zurück. Kurz darauf bekommt Wendt zu seiner großen Bestürzung den Titel der Bövinghschen Schrift überschickt. Hamerich stellt wiederum Götie zur Rede, der seinerseits versichert, es seien wörtlich dieselben Briefe auch an Bövinghs Braut gekommen. Da dies doch gar zu unwahrscheinlich klang, meinten dann Wendt und Hamerich, der Westphale habe sie vielmehr weiter an einen Kieler Freund gegeben, bis sie endlich in unrechte Hände gekommen waren. Kurz Hamerich ist untröstlich, daß auf ihn böser Verdacht fallen könnte und bittet in seinem Briefe vom 29. Juni 1712 dringend, doch dem alten Vater Lütkens die Sache in rechtem Lichte darzustellen. Ach, er sah sie bald im rechten Lichte, hinaufgenommen in das himmlische Friedensreich, während auf Erden die Gemüther noch länger wider einander waren.

Unsern Plütschau treffen wir nach langen, langen Irrfahrten Anfang Januars 1713 im Posthause zu Lübeck. Er will an den königlichen Hof nach Fridericia: mit einem Male öffnet sich die Thür und herein tritt — Bövingh, er hat das gleiche Reiseziel. Aus Fridericia fahren beide mit sehr ungleichen Gefühlen nach Kopenhagen, Plütschau in einem königlichen Wagen von Station zu Station; Bövingh, auf

den gar keine weitere Rücksicht genommen war, hat auf freundliche Einladung Platz an seiner Seite genommen, Worte werden freilich nicht viel gewechselt, nur daß Bövingh wiederholt versicherte, wie sehr er die Veröffentlichung des Buches bedauere, und sich erbot, dahin zu sehen, daß dem Werk kein Schade dadurch entstehen sollte. Plütschau in Ungewißheit, wie er ihm seine Worte auslegen würde, ließ sich nicht zu tief in ein Gespräch ein, in Sorgen, wie die Conferenz vor den zweifelhaft gesinnten neuen Missions-Inspectoren, den Professoren Trellund und Lodberg ablaufen würde.

Mit noch größerer Furcht sah in Kopenhagen der für die Mission so treu besorgte Wendt ihrer Ankunft entgegen; er, der im November bei der ersten Kunde von Bövinghs Ankunft in London an Francke besorgt geschrieben, welchen Haufen Lärm Bövingh anrichten würde und wie menschliche Weisheit nicht wüßte, dem Werk aufzuhelfen, berichtet plötzlich aus einem andern Ton: „Indessen haben Herr Pastor Plütschau, Bövingh und ich den 30., 31. Januar und 1. Febr. unterschiedene Unterredungen gehabt; daraus das vornehmste zu berichten dieses ist. Herr Past. Bövingh wünscht sehr, daß das Werk seinen Fortgang gewinne und hat nie gesucht demselben entgegen zu sein. Sein Zweck ist auch nicht den Männern zu schaden, die daran arbeiten, allermaßen er eine große Tüchtigkeit zum Werke an ihnen findet und glaubt, wenn sie herausgefordert und andere wieder hineingesandt würden, das Werk nothwendig übern Haufen fallen müßte. Er will auch nicht von den Dingen reden, so er an ihnen aussetzt, ohne wenn in ihn hart gedrungen und von Amtswegen aufgelegt wird, alsdann er nach der Wahrheit und Liebe reden will. Könnte es sein, daß dies nicht geschehe, so bezeuget er, daß er sich recht vorgesetzt, nichts davon zu sprechen, sondern gern zufrieden zu sein, wenn er seinen Zweck, warum er herausgekommen, das ist nach Bengalen zu reisen, erreichen könnte. Er glaubt aber übrigens, es finden sich an den Männern, die nun noch da sind, solche Fehler und unordentliche Gemüths-Beschaffenheiten, die künftig sie wider einander erregen und das Garaus dem Werke machen werden, wenn sie nicht in Zeiten durch Gottes Geist und christlicher Männer vernünftiges und nachdrückliches Einreden verändert werden. Und dieses meint er, könne von Ew. Hochehrwürden, deren Briefe von 1710 und 1711 an sie geschrieben ihm sehr wohl gefallen, am allerbesten geschehen, als von wannen er sich den besten Eingang bei den Herrn Missionaren vorstellt."

Diesem Versprechen blieb Bövingh denn auch vor der Conferenz treu, die am 6. Februar mit den beiden Inspectoren gehalten wurde;

sie verlief außerordentlich friedlich und günstig. Bövingh behauptete die Wahrheit seiner gedruckten Nachrichten, aber zu der bedenklichsten Frage nach Ziegenbalgs Orthodoxie sagte er nichts weiter oder wußte nichts weiter zu sagen, als es sei eins und das andre vorgefallen, davon er der Worte sich nicht mehr zu entsinnen wüßte. Plütschau's Lehre, daß christliche Sklaven nicht verkauft werden dürften, wurde zu dessen großer Freude anerkannt (später auch von den Direktoren der Compagnie). Als er dann unter andern gefragt wurde, wie denn Ziegenbalg dazu gekommen sei, ihm seinen Schreiber zu excommuniciren, wovon Bövingh in seinen Briefen so viel Wesens gemacht hätte, antwortete er frei und offen, „die Ursache sei wohl die auf der Reise nach Madras empfangene große Ehre, welche Ziegenbalg nicht wohl vertragen könne, dazu wäre er auch etwas hitzig, was sich aber schon mit den Jahren und unter der Prüfung legen würde, alsdann er ein nützliches Werkzeug an dem Werke sein werde." Und diese Antwort that die beste Wirkung, Lodberg lobte, daß man so unpartheiisch herausgehe und ein aufrichtiges Bekenntniß gäbe, worin er einstimmen müsse, er rühmte dann auch Ziegenbalgs Lebenswandel und seine schönen Gaben, die er aus den Briefen erkannt hätte. Wegen der aparten Kasse einigte man sich, an Prof. Francke die Bitte um Aenderung seiner Bestimmung zu stellen. Schließlich wurde Bövinghs Wunsch, nach Bengalen zurückzukehren, verworfen und ausgesprochen, beide sollten wieder nach Trankebar gehen. Da aber Bövingh sich ganz entschieden dessen weigerte, und dies kann ihm nur zum Ruhm gereichen, fiel der Schluß dahin aus, man wolle bei Sr. Majestät um eine Pfarre im Holstein'schen für ihn antragen, und er dagegen solle sich dann verpflichten, nichts Schriftliches wider die Mission zu veröffentlichen; Plütschau aber solle in Kopenhagen bleiben zur Förderung der Missionsangelegenheiten.

Damit wären nun die langwierigen innern Streitigkeiten als beigelegt anzusehen, wenn nicht in Kopenhagen eine schreckliche Nachlässigkeit geherrscht hätte. Ein Jahr später sitzt Bövingh noch beschäftigungslos in Kiel, hat inzwischen auch geheirathet, genießt auch ruhig noch sein Gehalt als Missionar fort. In seiner Mußezeit hat er sich mit Beschreibung seiner letzten Reise beschäftigt und je weiter er schreibt, desto mehr taucht er seine Feder in Galle, denn inzwischen meint er von den Hallensern aufs Neue beleidigt zu sein; in die Vorrede zur dritten Fortsetzung der Halleschen Missionsnachrichten ist ein auf ihn bezüglicher Passus eingerückt: „Weil das Publikum durch widrige Nachricht zu nicht geringer Verunglimpfung sowohl der Mis-

sionarien als des Werks selbsten geärgert worden." Außerdem bekam Bövingh Kunde von einem für ihn ungünstigen Schreiben Prof. Franckens an v. Holsten, worauf er sich zunächst in einem Briefe nach Halle beklagte, daß man ihm hinderlich sei, seiner Absicht gemäß nach Bengalen zurückzukehren, und die Bitte beifügte, der Herr Professor wolle sich überwinden und aus christlicher Liebe, die ja das Beste hoffe, ihn für einen Wiedergebornen halten, wo man aber ferner sich an ihm reiben würde, könnte man ihm nicht verdenken, wenn er seine Unschuld der Welt würde vor Augen legen. Francke war willens, ihm mit allem Glimpf zu antworten und wo möglich in Liebe zu gewinnen, aber überhäufte Geschäfte verhinderten es so lange, bis Kunde kam, Bövinghs Reisebeschreibung sei schon zu Hamburg in Druck. Auch die Inspectoren in Kopenhagen erfuhren davon, meinten aber, es sei ja nur eine Reisebeschreibung und zudem von dem Holstein'schen Generalsuperintendenten Dassov vorher censirt. Damit war allerdings dem Gesetz Genüge geschehen, aber die Hallenser beruhigten sich nicht dabei, denn Dassov war ihr Gegner, sie setzten es vermittelst des Geheimraths von Holsten beim Könige durch, daß die Schrift noch einmal nach Kopenhagen zur Censur mußte und der Erfolg war ein Brief Holstens an Bövingh, wodurch er erstlich als Pastor nach Hemme in Holstein berufen wird, zum zweiten durch einen Revers sich verbinden soll, der Mission nicht zu schaden, und zum dritten den Druck seiner Schrift einzustellen verpflichtet wird. Darnach fiel ihm also zu, die Kosten des halbvollendeten Drucks dem Verleger zu ersetzen, ferner ergab sich, daß in Hemme das Pastorat gar nicht erledigt war, sondern die sehr gering dotirte Diaconatsstelle, und die selbst anzutreten war für Bövingh unmöglich, da ja seine Berufung auf das Pastorat lautete: so setzte er sich denn hin und schrieb statt des verlangten Reverses einen andern Brief an Herrn von Holsten, den dieser schwerlich hinter den Spiegel gesteckt haben wird, wenigstens ist man in Halle und in den gleichgestimmten Kreisen Kopenhagens entsetzt, wie er solchen Brief an einen Königlichen Geheimenrath zu schreiben habe wagen können. Doch man wußte das Unvermeidliche mit Würde zu ertragen, denn wenn Bövingh etwa außer Landes ging, konnten ihm gar keine Fesseln angelegt werden; so wurden befreundete Pastoren in Rendsburg und Umgegend mit den ferneren Unterhandlungen betraut, und endlich nach langen, langen Mühen gelang es, Bövingh folgenden Revers abzudringen:

Ich Unterschriebener gelobe und versichere hiermit, daß ich im geringsten nichts, so der glorwürdigsten Dänischen Mission einiger-

maßen präjudicirlich und hinderlich, weder schriftlich noch mündlich thun und verrichten, sondern vielmehr auf alle christliche und billige Art und Weise solche, so viel an mir ist, werde befördern helfen: wie auch daß ich, sobald als von S. K. M., meinem allergnädigsten souverainen Erbkönig und Herrn von der Vocation zur Mission und der daraus fließenden Pflicht durch eine andere göttliche Vocation allergnädigst befreiet worden, in Sachen, so gedachte höchstpreisliche Mission, derselben Missionare und mit ihnen vorgegangene Streitigkeiten betreffen, im geringsten nichts weder selbst noch durch andere durch den öffentlichen Druck bekannt und gemein machen wolle, es wäre denn, daß mein bisheriges Amt und guter Name von bösen Menschen angegriffen und verläumdet, folglich ich genöthigt würde meinen guten Ruf geziemend und christlich zu retten. Hingegen, wenn von der Mission gänzlich befreiet werde, so bitte in allerunterthänigster Demuth und Wehmuth, daß die zum Behuf und Besten der höchstlöblichen Mission von mir ausgelegten Gelder allergnädigst erstattet werden mögen. Welchem nach ich dieses also vor dem Angesichte Gottes geloben, treulich zu halten mich verpflichten und mit beigedrucktem Petschaft und eigenhändiger Schrift und Unterschrift allerunterthänigst bekräftigen solen. Geschehen Kiel den 11. Mai 1714.

Johann Georg Bövingh, Missionarius.

Man beschloß in Kopenhagen sich vorerst mit diesem Revers zu begnügen, obwohl man den ersten Theil für mangelhaft, den zweiten wegen der Restriction für hinterhaltig erkannte. Ob man nun mit der Annahme zu lange gezaudert oder in Erfüllung der Bedingungen sich läßig erwies, oder ob Bövingh dadurch den Revers nicht zu übertreten glaubte, genug im selben Sommer erschien zu Hamburg doch noch eine kleinere Schrift Bövinghs: „Kurze Nachricht von den Hottentotten," welche in Halle durchaus nicht als eine Zurücknahme der ersten Schrift angesehen wurde [1]).

Dies ist das Ende der Bövinghischen Streitigkeiten, oder wahrscheinlicher noch, nur unserer Nachrichten darüber; späterhin wird er als Pastor im Bremenschen genannt [2]). Es müßte interessant sein, Näheres über seine spätere Amtsverwaltung zu erfahren, denn es hält recht schwer, nach den vorliegenden einseitigen Berichten, noch dazu

---

1) Siehe Urkunden, Nr. 36 den Brief von Joh. Heinr. Michaelis an Wendt.

2) Nach Fenger: in ducatu Bremensi Verbi Divini Minister Timpkensis.

ohne Lesung seiner beiden höchst selten gewordenen Schriften sich ein abschließendes Urtheil zu bilden. Der Berichterstatter möchte wenigstens nicht in die unheilvolle aburtheilende Weise der Hallenser verfallen. Bövingh hatte Liebe zur Mission, das durch Lesen der ersten Missionsberichte angezündete Feuer ist bis zuletzt in ihm nicht erloschen, immer zieht es ihn nach Bengalen. Ist es wahr, wie Gründler behauptet, daß er schon mit der Absicht nach Indien gegangen ist, ein eigenes Werk zu gründen, so hat er daran gesündigt, daß er ernten wollte, wo er nicht gesäet hatte, aber es läßt sich entschuldigen, da er bei der damaligen geringen Gelegenheit vorerst keinen andern Ort zur Ausübung seines Missionstriebes finden konnte als Trankebar. Jedenfalls lehrt der ganze traurige Zwist, daß es nicht gut, Leute disparater theologischer Richtungen, geschweige denn verschiedener Confessionen in der Mission zusammen arbeiten zu lassen. Entnommen den geordneten Verhältnissen der Heimath und entrissen dem erhebenden und erfrischenden, geistigen und geistlichen Verkehr der Christenheit mit ihren mannichfachen Interessen kommen die Missionare gar zu leicht in den Wahn, alles in Beziehung zu ihrer kleinen Station zu setzen. Zudem nahmen, wenn der Sitz in einer so kleinen Stadt wie Trankebar war, die persönlichen Streitigkeiten eine gewaltige Wichtigkeit an, persönliche Verbitterung hielt einen jeden Schritt für einen neuen Schlachtplan, kurz eine wahre Krähwinkelei! Die Orthodoxie hatte überdies in Bövingh keinen Ziegenbalg gewachsenen Gegner gestellt, abgesehen davon, daß sie Ziegenbalg gegenüber keiner Vertretung bedurfte, da der Regulator der Orthodoxie tief genug in ihm selbst saß. Dazu kam, daß die vermittelnde Richtung in Plütschau nicht Selbständigkeit und Energie genug besaß; beichtväterliche Treue und peinliche Gewissenhaftigkeit genügten nicht zur Ausfüllung seiner Stellung. Endlich was die Hauptsache, Ziegenbalg war zu groß für so kleinliche Verhältnisse, seine Collegen aber, da er in ihrer Mitte seine großen Fähigkeiten zu entfalten begann, konnten dies nicht erkennen, und hatten für ihn keinen andern Maßstab als den des Alters, daß er der jüngste war. Läugnen zu wollen, daß von ihm und Gründler Fehler, ja große Fehler begangen sind, wäre, um mit Wendt zu reden, Heuchelei und Sünde, aber ein Verzeichniß der Fehler Ziegenbalgs wie in einer Predigtdisposition aufzuführen, ist geradezu Lächerlichkeit. Man lese nur, was Wendt an Professor Francke als Resultat der Kopenhagener privaten Conferenzen schreibt, damit Francke darnach ein Ermahnungsschreiben an Ziegenbalg abgehen lasse; es sieht einem Beichtspiegel nicht sehr unähnlich:

„Es betrifft die Sache onderlich Herrn Ziegenbalg, obwohl vieles sich an Herrn Gründlern auch mit hervorthut, darin er Herrn Ziegenbalg gleichen soll. Aus allem, was referirt ist, ist der kurze Extrakt Nachfolgendes:

Der Grund zu aller Untugend ist sonderlich an Herrn Ziegenbalg **die große Eigenliebe,** da man ihm selbst gar zu sehr gefällt und gar zu hohe Gedanken von sich selbsten heget, sonderlich nachdem man es zu ziemlicher Vollkommenheit in der malabarischen Sprache gebracht und bei der Reise nach Madras bei allen und jeden sehr hoch angesehen war.

Aus dieser unseligen Quelle soll nun herfließen

1) **der Ehrgeiz,** da man nicht allein Gottes Ehre zu befördern trachtet, sondern auch darum sonderlich arbeitet, daß man sich vor der Welt groß mache.

Diese unselige Mutter hat wieder unartige Töchter:

a) daß man seinen eigenen Kräften zu viel vertraut und ohne vorhergehendes Gebet auch wider Anderer Einrathen neue Sachen vornimmt,

b) daß man in Briefen vieles weit größer macht, als es an sich selber ist, z. B. Modaliapa, Friedrich Christian, der blinde Catechet.

c) Daß man ohne genugsame Prüfung bei einer armseligen, sklavischen, betrügerischen Nation, die in Hoffnung leiblichen Unterhalts alle Formen anzunehmen kapabel sein soll, Leute annimmt oder zu zeitig tauft, deren Sinn noch nicht geändert ist, um nur die Anzahl der Bekehrten groß zu machen.

d) Daß man seine überwiesenen Fehler nicht will erkennen, z. B. mit der präcipitanten und nach allen Umständen unrichtigen Exkommunikation, die ohne der Collegen Vorbewußt soll geschehen sein.

2) **Der Eigensinn** ist das andere Strömchen aus dem unreinen Brunnen der Eigenliebe, dadurch man alles suchet nach seinem Kopf zu richten, Anderer Einreden kein Gehör giebt und, da man doch oft schlecht gegründet ist, weil die grundlegenden Kenntnisse sehr geringe, dennoch durchdringen will, daraus sonderlich entstehet

a) die Begierde zu herrschen, daß man mehrere Autorität durchzudringen habe.

b) Erregung zum Zorn, im Zorn Heftigkeit und Bitterkeit, das giebt

c) den Zunder zur Uneinigkeit, Zank, Streit, Trennung, die endlich klar am Tage liegt, der HErr weiß, durch wessen Schuld."

Wo wäre die Trankebarsche Mission ohne Ziegenbalg, wer von seinen Collegen hätte dem vereinten Anstürmen so vieler feindlicher Mächte Stand halten können? Was bedeutete es einem solchen Mann, dem die ganze Welt offen stand, der sich überall her Mittel verschaffen konnte, in Trankebar der erste zu sein? Er hielt dort nur aus im Pflichtbewußtsein, während sein Blick weithin die Heidenländer überschaute und mit ahnendem Blick schon längst in Pegu an den Westküsten Hinterindiens ein passendes Missionsgebiet erkannt hat. Er konnte seine persönlichen Interessen gar nicht mehr von der Mission abtrennen, der er sich mit allen Kräften Leibes und der Seele gewidmet hatte, sachliches und persönliches fielen bei ihm zusammen: das vermögen seine Collegen nicht zu begreifen und darin liegen die Gründe ihrer falschen Urtheile. Es ist eine Pflicht, dies schon am Schlusse dieses Kapitels auszusprechen, damit der Leser, dessen Blick doch vor allem auf diese Eine hohe Persönlichkeit gerichtet ist, nicht enttäuscht und betrübt die weiteren Geschicke der Mission zu betrachten sich anschickt.

Aus vielen Beweisstellen heben wir nur eine hervor, sie findet sich in einem Brief an Francke vom 23. December 1710: „Mein Vorsatz beständig hier zu leben und zu sterben, ist immer noch fest, und glaube schwerlich, daß ich Europa noch wiedersehen werde. Sollte ich aber abberufen oder aus gewissen Ursachen genöthigt werden, nach Europa zu kommen, so weiß ich gewiß, daß es zum Besten dieses Werkes gereichen werde, sintemal ich nicht lange daselbst verbleiben, sondern gleich wieder nach Indien unter die Heiden gehen würde, wo es anders Gottes Rath und Wille wäre. Und wollte auch Sr. Königl. Majestät nicht belieben, daß ich beständig an diesem Werke arbeiten sollte, so würde es mir doch nicht an Gelegenheit fehlen, an der Bekehrung der Heiden in Ostindien zu arbeiten. Jedoch so lange als mich Seine Königl. Maj. würdigt diesem Werke vorzustehen, so lange werde ich niemals mich davon los zu machen suchen. Je größere Liebe aber ich habe, beständig an diesem Werke zu arbeiten, je mehr liegt mir an, daß in selbigem alles so möchte angeordnet und eingerichtet werden, als wie es nach meiner wenigen Erkenntniß am besten seine Beförderung haben könnte. Ob sich aber nun gleich viele Anfechtungen, harte Prüfungen und große Verfolgungen darbei ereignen, so bin ich doch getrost und lasse mich dadurch keineswegs niederschlagen, als

der ich weiß, daß mir solches jeder Zeit hat zu meinem Besten dienen müssen. Wenn es erst in diesem Werk so weit kommen wird, daß aus unsern Schulen tüchtige Subjekte können zu Schulmeistern, Catecheten oder auch wohl gar zu Lehrern gebraucht werden, so wird das Werk erst sich recht ausbreiten."

Hierzu nehme man nun noch das Gebet, womit Ziegenbalg die Apologie gegen Bövingh schließt, welches wir hier einfügen, damit wenigstens zum Schluß die Friedensglocken läuten; und selbst die Zunge des schärfsten Kritikers wird milde Worte suchen, wenn Ziegenbalgs Fehler besprochen werden müssen. Dies gesalbte Gebet wäre wohl geeignet, fast ohne Aenderungen eine Missions-Agende [1]) zu zieren:

„O du glorwürdigster Heiland, Herr Jesu Christe! du Sohn des lebendigen Gottes! du Erlöser des ganzen Menschen-Geschlechtes, der du durch dein eigen Blut dir eine Gemeinde zu deinem Eigenthum auf dem Erdboden erworben und allenthalben deine Knechte in die Welt ausgesendet, um deine Gemeinde zu weiden und sie in der ganzen Welt auszubreiten, wozu du jederzeit deinen Segen gegeben, daß dir viele Seelen aus allen Geschlechtern, Zungen und Sprachen durch dein Wort sind zugeführet und unter dein königlich Scepter gebracht worden. Und obgleich der Fürst der Finsterniß in seinen Gliedern sich gewaltig dawidergesetzet, und zu allen Zeiten den Lauf deines Evangelii durch allerlei Zurüstung und Widerstand zu hindern gesuchet, so hast du dennoch als ein Siegesfürst deinen Rath herrlich hinausgeführt und diejenigen zu Schanden gemacht, die sich dawider gesetzt haben. Nachdem du denn nun immer noch dein Reich auf der Welt unter den Menschen zu erweitern suchest, so bist du endlich mit solcher deiner Gnade und Barmherzigkeit auch anjetzt den Ostindischen Heiden nahe gekommen und lässest unter ihnen dein seligmachendes Wort zu ihrer Bekehrung erschallen. Ach was für Dank sollen wir dir bringen, o Heiland aller Welt, daß du zu einem solchen Werke uns unwürdige Knechte erwählet und unter diese Heiden ausgesendet hast! ja wie sollen wir dich genugsam preisen, daß du zu unserm Vornehmen Kraft und

---

1) Die Engländer sind uns auch hierin zuvorgekommen, indem sie von unsern alten Missionaren stammende Gebete aufgesucht und in ihre Sammlungen aufgenommen haben. So enthält das in Canterbury erschienene praktische Büchlein Faith, Duty and Prayers of a Christian Missionary manche Gebete vom alten Vater Schwartz.

Segen gegeben und durch unsern Dienst bei so großen Schwierigkeiten einen feinen Anfang machen lassen, auch uns unter allen Verfolgungen und mächtigem Widerstande beschützet und nicht zugegeben, daß nach Vieler Wunsch und Willen solches dein Werk gänzlich wiederum wäre vernichtet worden.

Nun Herr Jesu, wir sind versichert, daß du als unser Herr uns hinführo allezeit werdest beistehen und deine Herrlichkeit unter den Heiden zu ihrer Bekehrung kund werden lassen, obgleich noch Viele sind und zwar selbst unter deinem Christenvolke, die mit ihrem Lästern, Verläumden, Schelten, Schmähen und üblem Beginnen auf feine und grobe Weise solches Werk zu dämpfen und zu unterdrücken suchen. Es ist allezeit deine Weise gewesen, daß du das, was du hast wollen erheben, erst erniedrigt und durch Verachtung in den Staub gelegt hast, damit nachmals dir der Ruhm alleine bleiben und alle Welt sagen muß: das hat Gott gethan, daher beschweren wir uns im Geringsten nicht über die wenigen Leiden, derer du uns bei Führung dieses Werkes gewürdiget hast, vielmehr aber klagen wir uns selbst an, daß da wir von dir so vieler Gaben gewürdigt worden und in der Welt die schönste Gelegenheit haben, sowohl an Christen als auch an Heiden, beides mündlich wie schriftlich, in der Nähe und in der Ferne zu arbeiten, und mit unsern Gaben zu wuchern, wir dennoch in vielen Stücken uns nicht so emsig und fleißig erwiesen, als wir wohl sollten und als wir uns verbunden erkennen. Ach du findest noch vieles an uns, das zu verbessern ist, und wir selbst sehen so viele Gebrechen und Schwachheiten an uns, die uns vor dir beugen und demüthigen. Aber gleichwohl weißt du Herr, daß wir gern im Guten wachsen und zunehmen wollten, auch von Herzen begehren, daß wir in deiner christlichen Kirche solche Knechte sein möchten, als wie du selbst uns gern haben und gebrauchen willst. So vergieb denn alles, was wir bisher an uns und andern nicht recht gemacht haben, und mache aus uns recht weise, verständige, treue, aufrichtige, hurtige, geduldige, mitleidige und rechtschaffene Knechte, durch welche du unter diesen Heiden mit der Verkündigung deines Evangelii etwas Rechtschaffenes ausrichten könntest.

Aber räume doch auch aus dem Wege die vielen Hindernisse, die sich allenthalben in Fortpflanzung deiner Kirche so häufig ereignen: gieb Kraft und Segen zu deinem Worte, das da als ein lebendiger Same allhier unter den Heiden mündlich und schriftlich reichlich ausgestreuet wird und laß viel tausend Seelen dadurch gewonnen werden. Laß hier und in der Heimath die entstandene Regung der Gemüther

immer größer und heiliger werden, und erwecke viele Herzen unter Hohen und unter Niedrigen, die mit Rath und That fernerhin diesem deinem Werke die Hand bieten. Vergilt auch alle Wohlthaten mit zeitlichem und ewigem Segen und lasse es wohl gehen allen denen, die Jerusalem Glück wünschen. Und weil diese Heidenschaft groß ist, so laß doch auch an andern Orten allenthalben allhier in dieser heidnischen Welt durch Aussendung treuer Knechte dein Wort in vielen Sprachen annoch verkündiget werden, daß sie dich der Welt Heiland erkennen, an dich glauben und durch dich ewig selig werden. Gieb auch Segen zu allen deinen Werken, die du durch deine Knechte allenthalben in der ganzen Christenheit führest und laß den ganzen Erdboden mit dem Lichte deines Evangelii erfüllt werden. Dieses bitten deine unwürdigen Knechte, welche du wollest erhören, o Jesu, um deines Namens Ehre willen. Amen."

Fünftes Kapitel.

Aus der Heimath.

Aller guten Dinge sollen drei sein, es kommt aber auch wohl vor, daß von übeln Dingen, nämlich solchen, die uns nicht gefallen, drei sich folgen, und werden wohl auch aus Gottes Hand und in Gottes Hand gut sein müssen. Eine dreifache Schnur hält gut; so fügen wir denn zu dem zwiefachen Uebel, zu dem Doppeljoch, unter dem die lutherische Mission im Anfange zu seufzen hatte, den äußern Feinden und der innern Uneinigkeit, noch zum dritten eine Schilderung der Verwirrung und Rathlosigkeit in der Heimath. Denn an einem solchen dreifachen Liebesseil hat der HErr unsere ersten Missionare zu sich gezogen und an sich geknüpft. Es ist ihnen in der That nach Luthers Wort gegangen: „Gott nimmt durch's Kreuz seine lieben Kinder in die Arme und herzet sie oft so hart, daß ihnen das Herzbändlein darüber springen möchte, muß aber ihnen doch zum Besten gereichen."

Die letzten Scenen des Bövinghischen Streites spielten schon in der Heimath, und einen Vorschmack der spätern Leiden hatten Ziegenbalg und Plütschau schon gleich zu Anfang während ihres Kopenhagener Aufenthalts bekommen.

Es ist zwar jetzt auch nicht selten, daß die Mittheilungen aus der Heimath einen bedeutenden Platz der Missionsblätter ausfüllen, aber gewöhnlich ist es dann auch ein Zeichen, daß irgend eine Krisis ausgebrochen, oder daß die ganze Organisation mangelhaft sei. Wenn bei irgend einer Mission, so müßten nun eigentlich bei dieser Trankebarschen Mission die Nachrichten aus der Heimath auf das geringste Maß sich beschränken. Sie war ja eigentlich reine Privatsache, wenn auch der höchsten Personen, der königlichen Familie in Dänemark; selbst Dr. Lütkens war nur Mittelsperson. Vom Könige empfingen die Missionare ihr Gehalt, an ihn sollten sie ferner ihre Vorschläge

und Rathschläge bezüglich der Mission einsenden. Auf den ersten Blick hat diese Sachlage etwas überaus Bestechendes; denn was ist wohl wünschenswerther für ein wichtiges Werk, als daß die ersten mangelhaften Versuche können im Verborgnen gemacht werden, daß das Hinaustreten in die Oeffentlichkeit nicht zu geschehen braucht, bevor wirklich reelle Erfolge erzielt sind, und daß der Fortgang nicht von der Gunst und dem Interesse einer größeren Menge abhängig ist? Ganz im Verborgnen konnte nun freilich das Werk wegen der hohen Stellung der Unternehmer nicht bleiben. Ganz Europa redete alsbald davon; und dann brachte eben diese hohe Stellung mit sich, daß die Herrschaften sich nicht um die einzelnen Bedürfnisse bekümmerten, sondern es Personen ihrer Umgebung übertrugen; diese wiederum bedurften Berichte und zwar ermunternde, um das hohe Interesse wach zu erhalten. Also die Vorzüge waren vielfältig nur scheinbar, anderntheils gaben die Missionare und deren geistliche Väter bald den noch übrigen Vortheil aus der Hand, daß sie wenigstens keine Berichte zu veröffentlichen brauchten; der Pietismus, wie er kein Verständniß hatte für das verborgene Wirken des heiligen Geistes in den Herzen, liebte es auch selbst nicht, im Verborgnen zu wirken, sondern ließ vielmehr sein Licht leuchten, um dadurch auch Andere herbeizuziehen und aus der Finsterniß zu erretten.

Unsere Aufgabe ist es nun zu zeigen, wie die Missionssache sich aus ihren privaten Anfängen zu einer gemeinsamen Angelegenheit der pietistischen Kreise entfaltete und eine genügende Organisation errang. Unsere Aufmerksamkeit wird demnach zunächst allein von der königlichen Familie und dem Hofprediger Dr. Lütkens in Anspruch genommen. Da treten uns nun außer dem hochsinnigen König und seiner frommen Gemahlin, welche den Kronprinzen Christian zu gleicher Gesinnung erzogen, noch entgegen die beiden Geschwister des Königs, Prinz Karl und die Prinzessin Sophia Hedwig; auch war noch die würdige Mutter der drei hohen Geschwister am Leben; die ihr von den Kindern gezollte Liebe und Verehrung macht es wahrscheinlich, daß eben sie den Keim der Gottesfurcht in ihre Herzen gepflanzt hat, und doppelt anerkennenswerth ist es, daß die Kinder einer reformirten Mutter, um derentwillen die reformirte Gemeinde in Kopenhagen gegründet ist, zu so bewußten Lutheranern erzogen wurden. Prinz Karl war ein lieber, frommer Herr, dessen Namen man häufig in jener Zeit begegnet, wenn in Dänemark oder Deutschland ein neues, wichtiges Werk begonnen werden sollte. Wir wollen hier nur daran erinnern, daß er dem Baron von Canstein die erste bedeutende Gabe, 1270 Ducaten, zur Be-

gründung der gesegneten Bibelanstalt zuschickte. Zumeist aber liebte es der edle Fürst verborgen zu bleiben. Die Perle des ganzen Hofes jedoch war seine Schwester Sophia Hedwig. Der deutsche Kaiser hatte einst um ihre Hand geworben, und fast alle Personen ihrer Umgebung hatten sie überreden wollen, solch hohes Glück nicht auszuschlagen, täglich kam ein katholischer Priester zu ihr, sie zum Confessionswechsel zu bestimmen, aber sie war nicht im Geringsten zu bewegen, noch war sie je in ihrem Gemüth schwankend. Sie ist auch unverheirathet geblieben, allein eine Braut ihres HErrn.

Alle diese hohen Personen nahmen lebhaften Antheil an der Mission. Da könnte es nun auffallen, daß die Ausstattung der Missionare so wenig königlich ausfiel. Außer einer Anweisung, vierteljährlich ihr Gehalt vom Commandanten sich zahlen zu lassen, scheinen sie keine Mittel mitbekommen zu haben. Dies hatte aber seinen Grund darin, daß man das Ganze nur als Probe ansah und beschlossen hatte, erst weitere Nachrichten abzuwarten; auch scheint man noch gar keine Vorstellungen sich gebildet zu haben, wie eigentlich die Mission anzufangen sei. Ueberdies mochte man darauf vertrauen, daß ja eine christliche Regierung und eine christliche Gemeinde an Ort und Stelle sei, welche zunächst schon aushelfen würden. Diese einfache Erwägung brachte nun die schlimme Folge mit sich, daß die Missionare in den ersten beiden Jahren keine Hülfsmittel hatten, und im Herbst 1707 nur einen einzigen Brief von Dr. Lütkens empfingen. Die binnenländischen Freunde in Deutschland wußten wahrscheinlich noch gar nicht recht, wie sie Briefe nach Ostindien befördern könnten.

In eben dem Jahre (1707) kamen nun die ersten hoffnungsvollen Berichte an den königlichen Hof und erregten die größte Freude. Alle Glieder der königlichen Familie legten zusammen, um nun auch ihr Werk weiter zu fördern, und Dr. Lütkens konnte 2000 Thaler übersenden. Nun haben wir schon früher gehört, wie dies Geld in der Brandung von Trankebar verloren ging; hier ist nur zur Berichtigung beizufügen, was die Missionare auch anfänglich nicht wußten, daß damals nur die Hälfte verloren ging, während die andere Hälfte mit den Briefen aus Deutschland auf dem zweiten Schiff, dem goldnen Löwen, nachkommen sollte. Der goldne Löwe aber scheiterte schon im Cattegat, die Briefe gingen verloren. Doch wurde wenigstens der Geldkasten gerettet und kam zurück nach Kopenhagen. Die Pietisten liebten es, sorgsam zu registriren, wie oft Gott ihnen aus augenscheinlicher Noth geholfen; ich meine, es sei oft eine nicht mindere Gnade Gottes, wenn er in große Noth hineinführt. So erfahren wir doch, daß nicht

allein die Feinde sich auflehnen und allerlei Schwächen das Werk hindern, sondern daß der HErr die Seinen heimsucht. Daß unter der dreifachen Noth auch seine Hand verborgen ist, und welcher Trost unter dieser Erkenntniß für fromme Seelen sich birgt, sehen wir an Davids Antwort, als der Prophet Nathan ihm zur Strafe für seine stolze Zählung die Wahl ließ zwischen drei Plagen: „Es ist besser in die Hand des HErrn, denn in der Menschen Hände fallen.“ Ziegenbalg hatte sich auch in seinen ersten Berichten nicht ganz frei von jener Sünde Davids erhalten. Vielleicht darum mit jene dreifache Noth; aber die Hand des HErrn war fühlbar in aller Noth.

Meldeten jene ersten Berichte nur die Hoffnung eines Anfangs, so war im zweiten Jahr der Anfang wirklich geschehen, die Erstlinge getauft, ein Kirchlein erbaut, und die Aussicht der Schnitter auf eine reiche Ernte so fest und gegründet, daß sie um Gehülfen baten. „Die allergnädigsten hohen Herrschaften stritten nun gleichsam mit einander, in ansehnlichen Gnaden-Bezeugungen es eine der andern zuvor zu thun und ihr sonderbares Vergnügen hiebei an den Tag zu legen,“ heißt es in Wendt's Sendschreiben von den Gnadenbezeugungen, welches der siebenten Fortsetzung der Missionsberichte vorgesetzt ist und nun öfter von uns benutzt werden muß.

Es ist schon erwähnt, daß Dr. Lütkens nur um Einen der drei neuen Missionare nach Berlin geschrieben hatte [1]). Nun liegt noch der Brief vor, den Dr. Lange damals an Prof. Francke schrieb; er bestätigt einfach den Hergang, den wir schon ohne seine Kenntniß als den einzig möglichen beschrieben haben:

Berlin, den 4. Sept. 1708.

Im HErrn theuerster Bruder!

„Aus einliegendem Brief ersieht derselbe, welcher Gestalt gleichsam aus besonderer Gnade nur ein Deutscher von den Unsrigen zum Missionar soll genommen und die andern beiden aus Dänemark sollen bestellt werden. Was ist zu thun? der Weg des HErrn ist verborgen. Vielleicht fürchten die andern beiden auch Gott, wie denn auch will versichert werden, und sind so, daß sie den andern drei folgen zum Guten. Drum wird der Dritte oder einer von den Unsrigen ihnen wohl nicht können versagt werden. Und weil denn weder Herr Mag. Stolte aus Jena noch Herr Michelmann geantwortet, wird es

---

1) Unter den Indischen Acten hat sich nachträglich noch eine Abschrift jenes Briefes gefunden. S. Urkunden Nr. 13.

wohl bei Herrn Gründler bleiben müssen. Wie ich höre, soll dieser nicht allein Magister sein, sondern auch gar zu Leipzig und Wittenberg vordem studirt haben, wodurch er am dänischen Hof ohne allen Widerspruch sein und Eingang finden wird. — Um den Herrn Doctor zu binden, daß er nicht auch den dritten in Dänemark suche und sich mit Verweilung unserer Antwort entschuldige, habe ich bereits nach Kopenhagen geschrieben und versichert, daß Herr Mag. Gründler noch in diesem Monat überkommen werde."

Schon vom 21. September liegt ein Brief Gründlers aus Rostock nach Halle vor, in dem eine nicht unwichtige Nachricht enthalten ist: „Herr Jordan gehet nun auf Disposition der Männer Gottes in Berlin bis nach Kopenhagen. Ob er nun von da weiter bis nach Indien mitgehen wird, werden Ew. Hochehrwürden aus den Kopenhagenschen Briefen lesen. Sein Gemüth und Munterkeit ist freilich nicht so, wie man sich wohl ein andres in Halle ausgelesen haben würde, wenn man sich dorten die Berlinische Freiheit dazu hätte nehmen mögen. O wie fürchtet er sich, wenn er zu Leuten gehen soll. Die Lection von gemäßigter christlicher Freimüthigkeit ist wohl in den paränetischen Collegien nicht zu vergessen, und sonderlich auch ein liebreicher und freundlicher Umgang. Die Gnade Gottes wird auch in solchen Wegen mehr klarer in dem Gemüthe." Man suchte demnach in Berlin wieder gut zu machen, was man von Dr. Lütkens in unzeitiger Gnade verfehlt erachtete und machte sich Jordans Missionseifer zu Nutze, ihn zu überreden, zunächst auf eigne Hand mit nach Kopenhagen zu gehen. Der Brief erzählt uns noch einen erfreulichen Zug: „Unterwegs habe an keinem Ort wegen der Accise und Zoll dürfen etwas zahlen, als in Güstrow. Hier machten sich die Raths-Verwandten wie die Accise-Einnehmer eine herzliche Freude daraus und baten, daß ich ihnen in künftigen Jahren auch möchte ein paar Zeilen zufließen lassen von dem Fortgang des Evangelii unter den Heiden, daß sie sich auch darüber freuen und Gott preisen könnten. Dieses waren gute Politici." Mecklenburg zeigte demnach, daß es hinter Sachsenland nicht zurückstehen wollte, und wie es Ziegenbalg seinen Plütschau beigesellt und nun wiederum Jordan als einen Gefährten Gründlers hinzufügte, so beweisen sich seine Beamten wie auch die Privatleute als wahre Missionsfreunde.

Es gefiel den beiden Fremden gar bald recht wohl in der alten Stadt Rostock, die zwar Halle an Größe nicht gleich komme, aber doch wohl gebaute Häuser besitze, die auf alte Art gleich den Mönchs-

kirchen vorne in die Höhe gebaut, übrigens stattlich anzuschauen seien. Der Pastor Becker, ein lieber und thätiger Mann, freute sich außerordentlich, solch seltene Reisende kennen zu lernen und ruhte nicht, bis sie zu ihm ins Haus zogen, damit er länger mit ihnen sprechen könnte und auch die andern Freunde in Rostock sie zu finden wüßten. Es waren Tage der Erquickung; es wurde nicht leer in ihrem Zimmer, von hohen Staatsbeamten bis zu armen Handwerkern herab. Da lebte unter andern ein frommer Minister v. d. Lühe, besonders aber fiel ihnen auf ein altes Fräulein v. Husahn. „Sie war schon über 60 Jahr alt, lebte in einem Hause ganz allein ohne Magd und lediglich von der Hand. Sie sagte, daß sie mit Gewißheit bezeugen könnte, sie wäre niemals aus dem Stand der Gnade gefallen nach ihrer Taufe, denn Gott habe sie von Jugend auf zu sich gezogen. Ihre Kleidung war noch nach der alten Welt eingerichtet."

Hauptsächlich aber wird unsere Aufmerksamkeit auf Nachrichten von den Professoren gerichtet sein müssen. Rostock wurde ja bei dem allmählichem Erlahmen Wittenbergs immer mehr Vorort im Kampfe gegen die Pietisten, und erhob sich zu immer größerer Blüthe. Es zählte damals drei- bis viertehalbhundert Studenten. Gründlers Urtheile lauten unerwartet günstig und milde; man wird in Anschlag bringen müssen, daß erst drei Jahre später der scharfe Angriff auf die Gießener Fakultät gelegentlich des Waldeckischen Streites erfolgte, den diese mit ihrer so großes Aufsehen erregenden „abgenöthigten Lehr- und Ehrenrettung" erwiderte. Zunächst erwähnt Gründler rühmend einen Professor der Moral Dr. Siebrandt und einen Mediciner Dr. Detherling: „bei diesen beiden mußte ich oft sein oder sie waren bei mir, redeten und beteten mit einander." Ihres Wirthes Bruder, ein Professor der Mathematik, suchte ihnen noch in der Eile Manches von seiner Kunst beizubringen und versah sie mit mathematischen Instrumenten, Brennglas u. s. w. Von den Theologen werden Dr. Fecht und v. Krackewitz genannt: „Herr Dr. Fecht soll in Gegenwart ein gar gelinder und freundlicher Mann sein, nicht so wie in seinen Schriften. — Weil mir auch von dem Herrn Dr. Krackewitz gesagt wurde, als würde er durch's Kreuz ziemlich zu Gott geführt, so ging ich auch zu ihm, mich dünkt aber, daß ich wenig fand. Er kam auf die Frage, ob in der Bekehrung die Erkenntniß oder der Wille vorangehe. Von dieser Frage habe ich bei manchen Anfechtung gehabt, die noch so wenig von der innern Erfahrung wissen und meinen, daß die Besserung des Willens der Einsicht folge." Der Eindruck war übrigens gegenseitig nicht der beste; denn kaum war Gründler in Kopenhagen, so

erhielt Lütkens einen Brief von Krackewitz [1]), „wie man sich in Rostock sehr verwundere, daß er einen aus Halle verschrieben hätte, maßen ja bekannt, daß die Theologen mit den Hallensern nicht allerdings zufrieden wären."

Diese kleine Mißstimmung wurde bei Gründler bald vertrieben durch die Aufmerksamkeiten seiner Umgebung, die ihn noch mit allem Möglichen versorgte. Es war ein schöner Abschied von der Heimath und konnte ihnen nur liebliche Erinnerungen hinterlassen, als sie am 26. September Nachmittags die Warnow in einem Boote hinunter fuhren, geleitet „von den Freunden Gottes in Rostock." Gleich leicht wurde ihnen der Eintritt in Kopenhagen gemacht. Dr. Lütkens hatte schon die Stube in seinem Hause eingerichtet und behielt sie an seinem Tische, und wenn er nur ein Stündchen erübrigen konnte, so kam er hinauf und setzte sich zu ihnen, die gegenwärtige Lage des Reiches Gottes zu besprechen. „Noch gestern Abend nach der Ankunft ließ Dr. Lütkens dem Könige sagen, daß ich (Gründler) ankommen wäre, und ob etwa Seine Majestät allergnädigst verstatten wollte, daß ich morgen Nachmittag an seiner Statt predigen sollte. So ließ S. Maj. der König rescribiren, daß ich predigen sollte. Werde also über die Epistel Eph. 4, 1—6 durch Gottes Gnade und Beistand mit Freudigkeit meines Herzens auf dem Lustschloß Rosenburg eine Hällische Predigt thun." Die Predigt gefiel sehr trotz oder wegen der Halleschen Form: „Den 30. September predigte ich auf der Rosenburg in einem fürstlichen Gemach. Gleich gegen mir über in einem besondern Gemach war S. Maj. der König, die Königin, Prinz Karl, der Kronprinz und beide Princessinnen. Zu meiner Rechten saßen in drei Reihen die Minister und zur Linken die Hofdamen. Nach gehaltener Predigt,

---

1) Dieser um die kirchlichen Zustände von Schwedisch-Pommern so hoch verdiente und durch seinen Katechismus bis auf unsere Tage segensreich fortwirkende Theologe schrieb auch eine Abhandlung über die Bekehrung der Heiden (de conversione gentium). In Halle war man ihm durchaus nicht günstig; grade vor Ausbruch des nordischen Krieges mit Dänemark war er zum Generalsuperintendenten in Schwedisch-Pommern ernannt, hatte aber sein Amt noch nicht angetreten. Statt seiner berief nun Dänemark den Dr. Gebhardi. A. H. Francke schrieb dann später sogar einen expressen Brief nach Dänemark zu bitten, daß doch auch in Stralsund ein solcher Superintendent ernannt würde, der Dr. Gebhardi und seinen gleichgesinnten Greifswalder Freunden die Hände stärke, mußte aber seine Absichten durch den Friedensschluß vereitelt sehen. Statt daß ein Hallenser nach Stralsund gekommen wäre, hielt nun Krackewitz seinen Einzug in Greifswald.

als meistens die Zuhörer hinaus waren, kam der König in das Gemach, wo ich gepredigt hatte. Herr Dr. Lütkens ging gleich zu ihm und redete mit ihm ziemlich lange von der Trankebarschen Sache. Als ich nun mit Herrn Dr. Lütkens wieder nach Hause fuhr, sagte er zu mir: Der König war jetzt sehr gnädig, von seiner Predigt sagte er: Nun, das ist eine recht christliche und erbauliche Predigt gewesen. Es kamen meine beiden Collegen (Bövingh und Wendt) zu mir, davon noch einer predigen muß, und sind solche Gemüther, die nicht ferne sein vom Reiche Gottes. Herr Ocksen, ein frommer Schloßprediger allhier, meinte, daß der eine Gott fürchtete. Sie besuchen mich dann und wann. Auf die künftige Woche dürfte das Examen mit uns allen dreien vom Bischof gehalten werden, davon Herr Dr. Lütkens sagt: Es ist mir sicherlich ein wenig bange, ehe wir damit durchkommen, weil es den Bischof verdrösse, daß keine Dänen mit dabei wären. Doch sagte er: Ich will selbst mit zum Examen gehen, sonst möchte er mir Sprünge machen wie bei den vorigen. Sonst ist Keiner unter den Predigern in größerer Gnade bei dem Könige als Dr. Lütkens. Von den Ostindischen Schiffen vernahm ich, daß sie vor Martini nicht abgesehen werden, habe also hier noch ziemlich Zeit."

Diese ziemliche Zeit füllen wir wohl am Besten mit einem Bericht über das Examen aus, da wir so am leichtesten Einblick in die Verhälnisse bekommen. Dabei erinnere man sich aus dem Früheren, daß inzwischen der König sich endgültig entschied, es sollten nur zwei hinausgesandt werden: „Unser Examen ist am verwichenen Mittwoch den 24. Oktober beim Bischof vor sich gegangen. Wider mein und des Herrn Dr. Lütkens Vermuthen hat man sowohl von Seiten meiner als von Seiten des Herrn Bischofs Bornemann göttliche Regierung und Gemüthslenkung gar offenbar gespürt. Meinerseits, daß ich nach der Wahrheit geantwortet und mein Gewissen nicht befleckt habe; von Seiten des Bischofs, daß er das für orthodox erklärte, welches ihm sonst Ketzerei gewesen. Das ganze Examen währte viertehalb Stunden. Dr. Lütkens wollte gern dabei sein, weil er befürchtete, der Bischof möchte insonderheit mich für heterodox erklären. Er war aber krank und der Bischof wollte nicht in Dr. Lütkens Hause examiniren, damit es nicht zur Consequenz gereiche, jedoch um ihn desto mehr zu befriedigen, nahm er als Zeugen noch zwei dänische Pröpste und einen Prediger hinzu, die aber nicht examinirten. Wir wurden nach der Ordnung gefragt, sechsmal herum. Bei der ersten Frage sagte ich: Es ist ein großer Unterschied unter den Sündern, einige leben noch unbekehrt und sich selbst überlassen, andre sind zerschlagnen Herzens,

leben in täglicher Buße, im Stande der Erneuerung und Heiligung. Diese letzteren sind geeignet, andere Sünder zu bekehren." Ob es nicht ein Schmähen des göttlichen Thuns ist, von getauften Christen, denn um die handelt es sich hier, zu behaupten, sie lebten sich selbst überlassen, und ob überhaupt innerhalb des christlichen Gebiets solche scharfe Scheidung zulässig ist, daß man Gott vorzuschreiben wagt, welcher Werkzeuge allein er sich zu seinem Bekehrungswerke bedienen dürfe, das Alles müssen wir hier dahingestellt sein lassen, denn der Herr Bischof erklärte sich über die Antwort sehr befriedigt: „Da ich nun meinte, er würde auf das erste Glied der Frage zurückkommen, worum es ihm wohl am meisten möchte zu thun gewesen sein, so wurde ich gar merklich göttliche Fügung und Lenkung seines Gemüths gewahr, daß er das erste Glied gleichsam vergessen mußte, und auf solche Art fügte es der liebe Gott, daß ich bei den übrigen Fragen mit freudigem Gemüth durchkam, dafür ich Gott danke. Mein College sagt, daß alle Fragen in Schelwigs Synopse stünden. Als der Bischof nun aufhörte, wollten die Lobeserhebungen gegen uns kein Ende nehmen, er sagte: die beiden vorigen vor drei Jahren hätten nicht so bestanden, daß er mit ihnen hätte zufrieden sein können (NB! Dr. Lütkens aber sagte, sie könnten mehr als der Bischof), da es aber doch nun so geschehen wäre, daß sie Segen hätten unter den Heiden, was würde nicht von uns für ein Segen zu hoffen sein, die wir so wohl geantwortet hätten. Ach lieber Gott, es bestehet nicht in der Wissenschaft, deren ich ja auch wenig habe, sondern in der Gnade Gottes und in der Kraft des heiligen Geistes. Wo dieses ist, da mag sich dessen Gott als seines Gefäßes in Segen gebrauchen können. Er ließ auch bald nach dem Examen dem Herrn Dr. Lütkens seine völlige Zufriedenheit über uns beide bezeugen. Ehe wir examinirt wurden, ließ er uns beide einzeln zu sich kommen und fragte nach den Zeugnissen, und wo wir studirt hätten. Als ich antwortete, Leipzig, Wittenberg und Halle, sagte er, auf der letzten sind sie nicht sehr orthodox. Ich entgegnete: Man sagt vieles, was sich nicht so verhält. Meinen Collegen hatte er nach seinen Lehrern gefragt, darauf sagte der: Dr. Francke. „Der ist sehr verdächtig." Nein, Dr. Francke in Kiel. „Ja, das ist ein Orthodoxer." Künftigen Mittwoch wird er uns hier in der Hauptkirche ordiniren."

Die feierliche Ordination [1]), bei der vierzehn Geistliche assistirten,

---

1) Da die meisten Gebete und Lectionen nach dem Kirchenritual lateinisch

fand am 31. Oktober [1]) Statt. Der Bischof hielt eine Predigt von anderthalb Stunden über die Worte der Apostelgesch. 26, 17 u. 18: „Ich will dich erretten von dem Volk und von den Heiden, unter welche ich dich jetzt sende, aufzuthun ihre Augen, daß sie sich bekehren von der Finsterniß zu dem Licht und von der Gewalt des Satans zu Gott; zu empfangen Vergebung der Sünden und das Erbe sammt denen, die geheiligt werden, durch den Glauben an mich." Zum Schluß empfingen die Ordinanden das Abendmahl. Dann mußte Gründler zuerst allein zum Bischof ins Haus kommen, wo er „mit sonderbarer Freundlichkeit ihm die Predigt auf lateinisch kurz wiederholte", weil er doch wenig davon verstanden haben könne und sie insonderheit von Missionaren handelte.

In dieser veränderten Stimmung des Bischofs spiegelte sich nur die freudige Theilnahme der ganzen Stadt wieder. „Geistliche und Weltliche, auch bürgerlichen Standes ließen sich erregen, ein Jeder nach seiner Art etwas zur Beförderung dieses so beliebten Werkes beizutragen. Diejenigen, so zu solcher Zeit passirende Dinge mit zu erfahren Gelegenheit hatten, können sich ohne inniges Vergnügen nicht erinnern, was für eine angenehme Bewegung überall, und sonderlich am Hofe sich damalen antreffen ließ." So schildert uns Wendt mit wehmüthiger Erinnerung jene Zeit der ersten Liebe. In der Stadt Kopenhagen wurde eine Collekte gesammelt, deren Ertrag ein für jene Zeit ganz bedeutender war, nämlich 1027 Thaler baar, dazu noch ein silberner Kelch und Patene nebst manchen nützlichen Büchern. Damit hatte nun die Mission aufgehört, eine reine Privatsache der königlichen Personen zu sein, aber damit nicht ein Gegenstand ihrer Liebe und Fürsorge, wie dies Gründler genugsam erfahren konnte. Der König selbst zwar verreiste alsbald nach Hamburg [2]), zur Königin aber mußte

---

sind, konnten die beiden Deutschen wenigstens dem Gange der Handlung folgen. Wenn Ziegenbalg von drei in Kopenhagen bei der Ordination geleisteten Eiden spricht, so meint er wahrscheinlich das unter währender Ordinationshandlung dem Bischof auf Vorhalt der Amtspflichten gegebene Ja, welches zudem mit einem Handschlag allen anwesenden Geistlichen bekräftigt wurde, die nachher im Bischofshause zu unterschreibende specielle Verpflichtung, welche, weil von allen Missionaren geleistet, unten den Urkunden Nr. 60 folgt, und endlich drittens die Missionsinstruktion, deren wichtigste Bestandtheile hin und wieder mitgetheilt sind.

1) Der Tag wird vom Bischofe der historischen Bedeutung halber gewählt sein; das Gedächtniß der Reformation wurde in Dänemark erst auf Allerheiligen gefeiert.

2) Diese königliche Reise wurde außerordentlich heimlich betrieben, sie er-

nun Dr. Lütkens um so öfter kommen, und bevor Gründler abreisen wollte, ließ sie ihm noch einen Brief zustellen an die beiden Knechte Gottes in Trankebar. Prinz Karl spendete an seinem zwischenfallenden Geburtstag noch einmal 200 Thaler. Die Frau von Schmitberg, Hofmeisterin der Prinzeß, ließ ihm ein Flaschenfutter mit Franzbranntwein im königlichen Keller füllen. Am Tage vor seiner Abreise aber wurde Gründler noch persönlich aufs Schloß beschieden wegen einer Mohrin, welche die Prinzessin aus Trankebar erhalten hatte: „Als ich mit der Frau Hofmeisterin davon sprach, kam Ihre Hoheit die Princessin selbst zu uns, fragte mich, ob die Reise bald fortgehen würde. Sie sagte, daß ihr viel daran gelegen wäre, an der Nachricht, ob die Mohrin in Trankebar getauft wäre oder nicht? Gute Fundamente des Christenthums hätte sie und sagte auch, daß sie getauft wäre, ein andermal aber spräche sie, sie wüßte es nicht genau. Daher ich mich dessen recht erkundigen sollte, daß sie in dieser wichtigen Sache gewiß werden könnte. Ferner wurde Gelegenheit genommen, mit Ihrer Hoheit zu reden von dem Unterschiede des buchstäblichen und lebendigen Erkenntnisses Jesu Christi, wie auch von der Gewißheit, daß man Gottes Kind wäre, und wie ein rechter Beter beschaffen sein müßte. Nach Verfließung einer halben Stunde befahl sie mich dem lieben Gott und ging wieder in ihr Gemach. Als ich vom Schloße war, schickte mir die Frau Hofmeisterin noch ein Anker Franzbranntwein nach, welcher vermuthlich von Ihrer Hoheit kam, ferner die Princessin einen Brief mit hundert Thalern an Herrn Ziegenbalg für seine Dedication der wahren Weisheit.“ Die Prinzessin hatte ein außerordentliches Wohlgefallen an dieser von Ziegenbalg schon auf der Hinreise begonnenen und 1707 ihre zugesandten Schrift; sie hatte sie wiederholt durchgelesen und der schließliche Druck ist allein ihr zu danken.

---

streckte sich bis nach Italien und hatte ungünstige Folgen für das Familienleben des Königs. Das Volk gerieth auch in große Aufregung, der König wolle katholisch werden. Die Botschaft davon erreichte den König in Florenz und bestimmte ihn, die Einladung des Papstes Clemens XI., Rom zu besuchen, abzulehnen (vgl. Wiegmann „Kurzgefaßte Geschichte des Kirchenwesens in Schleswig und Holstein S. 97. 98). Ein eigenthümliches Licht auf den Aufenthalt in Florenz wirft der unter den Urkunden Nr. 61 mitgetheilte lateinische Brief Beschi's, wohl das älteste von diesem berühmten Missionar erhaltene Dokument, welches zugleich die Vermuthung aufkommen läßt, daß Beschi durch die Errichtung einer lutherischen Mission angetrieben sei, als Missionar nach Indien zu gehen. Beschi ist dann bekanntlich der heftigste Gegner der Trankebarschen Mission in Schriften und Thaten geworden.

Es fehlte also der Mission und den Missionaren durchaus nicht an Gönnern und Beförderern in Kopenhagen, ja indem zuletzt doch noch Jordan gewisser Maßen an Stelle des zweiten dänischen Missionars mitkam, waren auch die weitgehenden Wünsche der deutschen Missionsfreunde befriedigt. Nur einige wenige Personen bleiben der allgemeinen Theilnahme fremd und zwar grade die, welche den meisten Einfluß auf die Trankebarer Verhältnisse hatten — die Direktoren der Ostindischen Compagnie. An einen möglichen Widerstand von dieser Seite schien man bisher gar nicht gedacht zu haben, und als nun Gründler und Dr. Lütkens die ersten bösen Erfahrungen in dieser Beziehung machten, fiel es ihnen noch nicht im Geringsten ein, daß in Trankebar diese Folgen sich noch schlimmer zeigen möchten. Der geschichtlichen Genauigkeit halber stellen wir die bezüglichen Stellen aus Gründlers Briefen zusammen.

„Gestern, am 26. Oktober, ließen wir uns durch ein Boot ans Schiff fahren und wollten unsere Kammer besehen. Da sahen wir aus des Schiffscapitains Gebehrden, daß sie uns wohl nicht gern mitnehmen, denn der Oberdirektor der Ostindischen Compagnie (Geheimrath v. Moth) mag diesem Werk Gottes sehr zuwider sein. Er wies uns ein Loch an, welches wie ein Carcer aussah, wir sagten wenig und gingen wieder fort und referirten es Dr. Lütkens, welcher sagte: Nein, das müssen wir nicht eingehen, es ist keine Reise auf acht Tage, wir wollen schon eine andere Kammer kriegen. Künftige Woche werden wir es nun erfahren.“ Die nächste Woche brachte allerdings Erfahrungen genug, aber nur schlimmer Art: „Jetzt ist der König, wie man sagt, nach Hamburg gegangen, welches uns in unsern Trankebarschen Affairen auch viel Schwierigkeiten macht. Denn was der König nicht auf Herrn Dr. Lütkens Ansuchen befiehlt, das thut auch der Oberdirektor der Compagnie nicht, und macht es uns jetzt viel Mühe, daß wir all unsere Kasten und Koffer mitbringen können. Heute, den 3. November, habe die zwei Kasten Medicin und einen Kasten Bücher aufs Schiff gebracht. Und so geht es auch mit unserer Kammer, weil Se. Majestät nicht da sind, haben wir die vorige behalten müssen.“ Acht Tage später haben sich die Klagepunkte noch gemehrt: „Es hat recht mühsame Arbeit gekostet, ehe wir haben erhalten können, daß unsere Medicinkasten sollen mitgenommeu werden. Gestern fuhr Herr Dr. Lütkens zum Oberdirektor, in dieser Sache ein mehreres zu erhalten, und hatte die Antwort bekommen, für eine Cubikelle sollten 32 Thaler gezahlt werden. Wollten wir dieses nicht zahlen, so sollten die beiden Kasten wieder herunter geschmissen werden.

Heute fuhr der Doktor wieder hin zu Herrn Geheimrath Krabben, welcher ihm gesagt, daß ihnen der König schon so viel Ordre hinterlassen, daß sie dem Geheimrath Moth befehlen könnten, die Kasten mitgehen zu lassen. Heute Vormittag läßt Geheimrath Moth aufs Schiff sagen, daß unsere beiden Kasten vom Schiff gebracht werden sollten, so bringen sie dieselben auch aus unserer Kammer, worinnen Herr Jordan schon zwei Nächte logirt hatte, wieder hervor, solches zu bewerkstelligen; unterdeß erging auf Dr. Lütkens eingegebenes Memorial alsobald aus dem Geheimrath ein Rescript an den Oberdirektor, kraft welches er wieder hinausschicken und den Befehl zurücknehmen mußte, so daß nun unsere Sachen wieder in unsere Kajüte gebracht werden. Ich denke nun, daß sie auch werden unvisitirt bleiben. Und ob sich der Herr Dr. Lütkens gestern erbot, in Trankebar sollte einer von der Compagnie mit beim Auspacken sein, würden sie das Geringste finden außer der Arznei, sollte alles verfallen sein, so hatte er es dennoch nicht wollen geschehen lassen. Des Königs Abwesenheit schadet uns viel. Der Herr Doktor sagte: Mein Lebetage ist mir keine Sache bekannt worden, darinnen so offenbar hervorgeleuchtet, daß Gott so mächtig und der Satan so geschäftig gewesen als in diesen Trankebarschen Sachen. Endlich wird dieses noch aufs allergewisseste herauskommen, daß Gott hochgelobet werden muß, daß er so wunderbar hindurchgeholfen. Für Herrn Jordan sollen wir jede Woche einen Ducaten zahlen, und solches auf acht Monat pränumeriren." In Gründlers letztem Brief vom 17. November, schon auf dem Schiff geschrieben, finden wir noch einige Ergänzungen: „Für die Medicinkasten hat Dr. Lütkens versprechen müssen, 173 Thaler zu zahlen. Er sagt aber, wenn der König kömmt, wollte ers schon frei erhalten. Er hat sichs sehr angelegen sein lassen, daß die Kasten mitgekommen sind, und da man vorhatte, sie wieder vom Schiff zu bringen, ließ er sagen: So wollte er die Missionare auch hier bleiben lassen, sofern nicht ihre Sachen mitgenommen werden sollten. Sie möchten es hernach beim Könige verantworten. Darauf erdachten sie diesen Grund, daß mans bezahlen sollte."

Solche Sachen konnten in der königlichen Residenz trotz genauester Kenntniß der königlichen Gesinnungen vorkommen. Da wird einiger Maßen die Verwunderung über das Auftreten des Commandanten gemindert, denn es ist ziemlich wahrscheinlich, daß ihn Winke seiner direkten Obern dazu aufstachelten. Fast möchte man an einen geistigen Rapport glauben, da das größte Wüthen des Commandanten in die gleiche Zeit mit dem feindlichen Gebahren seines Oberdirektors fällt.

Die Kenntniß der gleichzeitigen Ereignisse in Trankebar wird es nun auch erklärlich machen, warum wir trotz unsers längeren, weil angenehmeren Verweilens bei den Missionsfreunden doch den schlimmen Eindruck überwiegen lassen; denn was kann ein Privatmann wie Dr. Lütkens, der stets auf Befehle des Königs warten muß, gegen den nahezu souverainen Oberdirektor der Ostindischen Compagnie ausrichten?

Dazu war Dr. Lütkens ein sehr kränklicher, schwacher Mann; die folgenden Jahre zeigen uns ein fast ununterbrochenes Krankenlager. Es mag kleinlich erscheinen, wenn wir im Folgenden so genau auf Privatverhältnisse eingehen; aber einmal geziemt doch dem ehrwürdigen Vater unserer Mission einige Berücksichtigung, und dann ist eben sein schweres Krankenlager ein wesentliches Moment unter den Schwierigkeiten, mit denen die Mission in ihrem Anfange zu kämpfen hatte; denn Dr. Lütkens war ja der erste Direktor und Cassirer, er war alles in Allem bei der Mission; darüber möge man sich durch voreingetragene Thatsachen nicht täuschen. Sieben Jahre hindurch, vom Herbst 1705 bis dahin 1712 ist die Mission aufs Engste mit Dr. Lütkens persönlichen Verhältnissen verknüpft; es sind die wichtigsten, weit gefährlichsten Jahre. Darum ist es eher zu bedauern, daß unsere Quellen über ihn bisher noch so gar spärlich fließen [1]); der Verfasser wird es am wenigsten bedauern, wenn seine vielfach kleinlichen Notizen in diesen, wie in andern Parthieen, einmal wichtigeren und lehrreicheren Auskünften weichen müssen.

Schon Gründlers Nachrichten über Lütkens Gesundheitszustand lauten theilweise ganz bedenklich: „Der Herr Doktor kann wegen Unpäßlichkeit nicht ausfahren. Er hat am Stein große Beschwerung, und wäre jetzt fast erstickt, wenn ihm nicht eine Ader wäre geöffnet worden. Nachmittags fünf Uhr hat er ordinair einen heftigen Durst." Er

---

1) Lütkens Leben, von Georg Gottfried Küster, Conrektor zu Cöln, 1727 in Quart herausgegeben, ist mir leider bis jetzt nicht zu Händen gekommen. So mögen wenigstens einige Notizen aus Jöchers Gelehrten-Lexicon hier Platz finden. Lütkens studirte in Wittenberg, hielt sich hernach einige Zeit in Lüneburg bei Sandhagen auf, wurde 1676 Rektor zu Alt-Brandenburg, 1679 Diaconus zu St. Catharina in Magdeburg, 1684 Pastor primarius und Propst zu Stargard in Pommern, 1688 Propst und Kirchenrath zu Cöln an der Spree. Von seinen zahlreichen Schriften werden wohl „christliche ohnmaßgebliche Gedancken über die Vereinigung der beyden protestirenden Kirchen" und „von der Nutzbarkeit der Privat-Beichte" seinen theologischen Standpunkt am besten erkennen lassen.

selbst erzählt uns, daß seit einer Krankheit, die ihn im Januar 1706 befallen, er einen großen Abgang aller Kräfte verspüre [1]).

Mit Anfang des Jahres 1709 befiel ihn von Neuem ganz unvermuthet eine Krankheit, und da er sich eben genesen wähnte, kehrte das Uebel mit größerer Kraft zurück. Am 9. März meldet er: „Es hat Gott abermal gefallen, mich etwa zehn Tage mit einer Unpäßlichkeit, die vermuthlich von der jetzigen grimmigen Kälte, wie ich sie seit 26 Jahren nicht erlebt, herrühret, wieder heimzusuchen. Ich habe zwar vor ein paar Tagen mich wieder in die Kleider zu machen angefangen, bin aber noch sehr matt und schreibe daher dies mit schwacher Hand." Ein Brief vom 20. April beginnt mit den Worten: „Ich hatte vor zehn bis zwölf Tagen wohl nicht vermuthet, daß ich an meinen werthen Freund und Bruder noch einmal in dieser Welt zu schreiben, das Vermögen wieder bekommen würde. Allein Gott hat nach seiner Weisheit und Güte noch diesmal selig für mich geachtet, mich herauszureißen aus den Klauen des Todes und in so weit zu helfen, daß das Asthma und die andern Krankheitserscheinungen sich ziemlich gelegt haben. Und muß ich nun erwarten, was Er ferner über mich verhängen werde, in dem Vertrauen, Er werde nicht allein, sondern Er könne es auch nicht böse meinen." Gott verhängte ein schweres Leid nach dem andern über ihn: er war genesen, aber seine Frau mußte er nach langwierigem Krankenlager zu Grabe tragen, seine Kinder bekamen die Blattern; mancher Brief lautet wie aus einem Lazareth geschrieben. Mit ihm eilte der HErr nicht aus dem Leben; aber es war zu fürchten, daß die Missionssache auf andre Weise den treuen Beförderer verlieren würde. In Holstein war der alte 77jährige Generalsuperintendent Dr. Josua Schwartze mit Tode abgegangen und Lütkens sollte nun seine Stelle einnehmen, wie er am 8. Oktober 1709 an Francke berichtet:

„Seine Königl. Majestät in Dänemark haben heute vor acht Tagen die Holsteinische Superintendentur mir antragen lassen. Ich habe, da ich nicht finden könnte, was ich zur festen Resolution erwählen sollte, es heute dem Königlichen Willen heimgegeben, indem ich vorgeschlagen habe, 1) auf den Fall der Veränderung meine hiesige Stelle mit einem rechtschaffenen Mann wieder zu besetzen und sonder-

---

1) Siehe den ganzen Brief, durch welchen ein interessanter $2^1/_2$ jähriger Briefwechsel mit Prof. Francke eingeleitet wird, Urkunden Nr. 15, und weiter 16—19.

lich Herrn Johann Ockſen, bisherigen Schloßprediger allhier, einen gelahrten und gottesfürchtigen Mann zu berufen. 2) Eben demſelben meine bisherige Expedition bei der Trankebariſchen Miſſion aufzutragen. 3) Das katechetiſche Examen, ſo auf königlichen Befehl in der Schloßkirche allhier angefangen und bis dato fortgeſetzt iſt, beizubehalten. Wegen der Superintendentur aber habe ich inſonderheit zwei Punkte erinnert, ohne deren Bewilligung ich kaum etwas Fruchtbarliches auszurichten mir getrauete. Endlich und zuletzt habe ich gebeten, da das jährliche fixe Einkommen hier 1380, in Holſtein aber nur 600 Thaler austrüge, daß Seine Königliche Majeſtät wegen des künftigen Gehalts eine ſolche Verfaſſung machen möchten, daß ich könnte zu recht kommen. Sollte aber Sr. Maj. gefallen, der Superintendentur mich gnädigſt zu erlaſſen und in meinen Funktionen mich ferner allhier zu behalten, ſo wollte ich mit fernerer Treue kontinuiren. Man meinet, ich werde wohl gen Holſtein gehen müſſen. Des HErrn Wille geſchehe."

Der ganze Ton der Mittheilung und die vielen Bedingungen beweiſen wohl genügend, daß Lütkens die Berufung nicht als Beförderung anſah und nach Beſchaffenheit der Stelle nicht wohl anſehen konnte. Statt ſeiner kam ein Gegner der Pietiſten Daſſov nach Holſtein. Man müßte blind ſein, um nicht zu erkennen, daß in der ganzen Sache noch andere geheime Beweggründe vorhanden waren. Man ſcheint den ernſten Sittenprediger vom Hofe weg in die Provinz haben ſchaffen wollen; aber wenn Ockſen an ſeine Stelle kam, wäre das Uebel eher vermehrt als vermindert worden. So bleibt Lütkens, aber er iſt unſchädlich gemacht, er iſt in Ungnade gefallen. Lütkens ſelbſt ſpricht es nie deutlich aus, aber manche klagenden Stellen ſind für den, welcher die Thatſachen kennt, wohl verſtändlich. Am 1. Feb. 1710: „Die ſündlichen Ergötzlichkeiten der Welt haben, Gott erbarme ſich's, ſeit 3 bis 4 Wochen ſich allhier wieder gefunden. Die Königin ſammt der frommen Princeſſin und dem Prinzen Karl, dem chriſtlichen Herrn, haben ſich der Maskeraden enthalten und ihre habenden Urſachen vorgeſtellt. Ich habe aus 1. Joh. 2, 15—17: Habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt iſt. So Jemand die Welt lieb hat, in dem iſt nicht die Liebe des Vaters. Denn Alles, was in der Welt iſt (nämlich des Fleiſches Luſt und der Augen Luſt und hoffärtiges Leben), iſt nicht vom Vater, ſondern von der Welt. Und die Welt vergehet mit ihrer Luſt; wer aber den Willen Gottes thut, der bleibt in Ewigkeit — ſchon 2 Predigten gethan und in der erſten von der Liebe der Welt insgemein, in der andern von der polygynie in-

sonderheit gehandelt, am künftigen Mittwoch werde ich mit Gott von den Maskeraden vornehmlich Gottes Willen vorstellen. Gott helfe mir. Von dem schlimmsten, so ich besorge, mag ich noch nicht schreiben. Ach! der HErr stehe mir bei, getrost mein Amt zu thun. Amen."

Seitdem scheint er alle seine Predigten nur mit schwerem Seufzen gethan zu haben. So schreibt er von einer zu haltenden Pfingstpredigt: „Morgen, so der HErr will, reise ich gen Friedrichsburg, um vor der königlichen Herrschaft allda zu predigen. Gott gebe mir seinen heiligen Geist, Ev. Joh. 3, 19 nicht ohne Nachdruck und Erbauung vorzutragen. Ach Gott, gieb mirs um des Herrn Jesu allerheiligsten Blutes willen. Amen."

Ein Brief vom 9. August schließt: „Ich hätte nun noch sehr viel zu schreiben, welches insgesammt aber nichts anders als ihn betrüben würde. Ach! Gott erbarme du dich unser und ergreife doch den, der noch zu ergreifen steht. Weise, daß du noch lebest und laß einen Freudenblick aufgehen denen, die im Staube liegen, und täglich zu dir seufzen. Amen. Man bete doch, ach ja man bete für mich."

Zu den Hindernissen der persönlichen Lage des alten, kränklichen und in Ungnade gefallenen Mannes gesellten sich noch große Staats- und Naturereignisse. Im Herbst 1709 entbrannte der elfjährige Nordische Krieg, der längste, den Dänemark seit Erichs des Pommern Tagen geführt, und zwar anfangs durchaus nicht glücklich: Magnus Stenbock, Schonens tapferer Gouverneur, stampfte ein Heer von 20000 Bauern gleichsam aus dem Boden und schlug im März 1710, während in Kopenhagen die Lustbarkeiten noch fortdauern mochten, die dänischen und deutschen Söldlinge bei Helsingborg. Zu den Kriegsgefahren kam dann eine große Ueberschwemmung in Jütland und schließlich die Pest, gewiß höchst ungünstige Zeiten für solch ein Friedenswerk wie die Mission. Dr. Lütkens selbst litt nicht am wenigsten darunter; eine persönliche Auslage von dreißig Thalern für die Mission muß er sich im Sommer 1710 von Halle ersetzen lassen: „Bitte doch, so es sein kann, die dreißig Thaler mit zu übersenden. Ich wollte davon so viel Werks nicht machen, wenn ich nicht vorjetzt in einem solchen Zustande stünde, da ich sonst keinen Rath zu schaffen weiß. Die Krankheiten und Begräbnisse (außer seiner Frau, auch der ältesten, unverheiratheten Tochter), die nach des lieben Vaters Willen im vorigen Jahre mir begegnet, haben mir über 1000 Thlr. gekostet, ohne was ich noch gen Berlin habe senden müssen. Meine auf Johannis fällig gewesene Besoldung ist nun im August noch nicht bezahlt. Ein-

hundert Rthlr. habe ich vor sechs Wochen zur Kriegssteuer zahlen müssen. Innerhalb 14 Tagen soll auch die Grundsteuer wegen der Wohnung gezahlt werden, ohne was an Kopfgeld und sonst noch wird gegeben werden müssen. Die Besoldung von der Akademie, 250 Thaler, cessirt. — Zur malabarischen Buchdruckerei etwas aufzubringen, will ich allen Fleiß anwenden; aber ich sehe kaum, wo ich Haken anschlagen soll. Gott mag Rath und Hülfe schaffen." Gott wußte Rath und Hülfe; Prinz Karl mußte wiederum seine Hand aufthun. „11. Okt. 1710: Da ich neulich nicht wenig bekümmert war, woher doch wohl bei jetzigen Drangsalszeiten ein und ander Zuschub zum Unterhalt der Herrn Missionarien zu hoffen und zu haben sein würde, ist Gott nach seiner Barmherzigkeit über alles Vermuthen ins Mittel getreten. Ich war eben in der Kirche, da denn noch vor dem angefangenen öffentlichen Gottesdienste Jemand (die Frau Hofmeisterin von Schmiedeberg) zu mir an meinen Stuhl sandte und mir sagen ließ, daß weil sie mich nothwendig zu sprechen hätte, ich nach geendigtem Gottesdienst an der Kirchthür ihr Gelegenheit dazu geben möchte. Ich thats und war ihr Anbringen, es hätte Jemand fünfhundert Reichsthaler zur Fortsetzung des Werks des Evangelii unter den Heiden in Malabarien verehret, die abgefolget werden sollten, wenn es nur verlangt würde. Gewiß ich bin durch solches handgreifliche Exempel der göttlichen Fürsorge gar empfindlich gerühret und nicht wenig gestärkt worden. Der liebe christliche Herr, von dessen Hand solche Gabe kömmt, will (mindestens an diesem Orte) nicht genannt sein. Gott wolle und wird es ihm tausendfach in dieser und jener Welt wieder vergelten. Nun weiß ich noch nicht, was unser lieber König und Herr thun werde. Ich habe ein allerunterthänigst Memorial an denselben eingegeben und ihn seines allergnädigsten Versprechens, mindestens 800 Thaler zum Unterhalt von vier Missionaren jährlich zu übersenden, erinnert, anbei auch vorgestellt, wie das Geld für diesmal zu überschicken sein möchte, nämlich auf Wechsel über Holland oder England, weil allem Ansehen nach in diesem Jahr kein Schiff von hier gen Trankebar abgehen dürfte. Ich habe hierauf noch nicht allergnädigste Resolution, doch von einigen verstanden, daß sie nicht zweifelten, Sr. Maj. würden am Gelde es nicht mangeln lassen. Zu diesen 800 wollte ich vom obigen Gelde 400 hinzuthun und an den Gouverneur nach Madras zur Beförderung senden. Das letzte Hundert wollte ich gen Halle als Beitrag zur angerichteten malabarischen Druckerei senden, wofern es sonst nöthig ist. Wüßten Ew. HochEhrwürden sonst einen guten Vorschlag, das Geld zu übersenden, so bitte ich denselben schnell zu

melden. Ich muß die Feder niederlegen, dieweil die zitternde und schwache Hand ganz müde worden und zum Schreiben nicht mehr fähig ist, sonst ich noch etwas von dem, was dieser Tage zwischen der dänischen und schwedischen Flotte irgend vier Meilen von hier, in der Kiöger Bucht passirt ist [1]), berichten könnte."

Einige Monate früher hatte Ziegenbalg durch Uebersendung eines aus dem Tamulischen übersetzten und der Königin gewidmeten Spruchbüchleins Nidi Wunpa den König von Neuem an die Mission erinnert, so daß derselbe, als Gerüchte kamen, der Commandant habe Ziegenbalg mit Gewalt wieder aufs Schiff gebracht, Dr. Lütkens ernstliche Untersuchung versprach. Ob die Kriegsereignisse schuld waren? Dr. Lütkens bekam trotz dieses Versprechens und trotz der fortdauernden Liebe des Königs zur Mission keine Antwort auf seine Eingabe wegen des Gehalts, bis endlich neue Briefe von Trankebar wieder daran erinnerten. Demnach sandte er den Missionaren, wie beabsichtigt, 1200 Thaler über England zu. Die hundert Thaler, welche er noch in Händen hatte, brauchte man in Halle nicht zur Druckerei, dennoch eilte Lütkens sie für die nächste indische Sendung dahin zu übermachen: „O! nur immer zum Dienste des Werkes Gottes so viel überschickt, als man in diesem Jahre kann: wer weiß, was für Hindernisse im künftigen Jahre sich finden werden; doch Gott wird sein Werk wohl zu erhalten und zu fördern wissen." Der edle Mann wirkte, so lange es Tag war; wie gern hätte er mehr für die Mission gethan! Gegen Gründler hat er sich über seine ferneren Absichten ausgesprochen: „Einer von den beiden Herren, die draußen sind, oder Er muß wieder hereinkommen, und ich will bei dem Könige anhalten und sollte es auch durch einen Fußfall geschehen, daß er hier in Kopenhagen an einer deutschen Kirche Prediger werde. Derselbe soll denn hernach Subjekte unter die Heiden zubereiten, sowohl was die Sprache als das Christenthum betrifft." Der Schloßprediger Ocksen sollte das Condirektorium bekommen, wurde aber schon vor Lütkens Tode zum Bischof von Aarhus ernannt, und für die Ausführung des andern Planes müssen die Hindernisse immer unüberwindlicher geworden sein. Die Uebersendung jenes Geldes war wirklich das letzte, was Lütkens thun konnte; denn im Pestjahre 1711 gingen keine Schiffe ab; Alles

---

1) Vermuthlich würde er von der Heldenthat des Norwegers Iver Hvitfeldt erzählt haben, der sich mit seinem brennenden Schiffe Danebrog in die Luft sprengte, damit nicht die übrige Flotte in Gefahr käme, sondern vielmehr während der entstehenden Verwirrung entkommen könnte.

war in Verwirrung und Dr. Lütkens ein täglich sterbender Mann. Doch sah er noch, daß Gott seine Hoffnung auf Erweckung anderer Werkzeuge zu erfüllen begann. Deutschland hatte die ersten Sendboten gestellt und wollte nun auch ihr Werk nicht sinken lassen. In Halle hatten die ersten Missionare studirt, in Berlin waren sie auf Schulen gewesen und zum Missionsdienst erlesen, was machte sich natürlicher, als daß sie auch an ihre Lehrer und Freunde Briefe schrieben? Diese Briefe vom Herbst 1706 und 1707 beförderte man in Berlin zum Druck, ganz der Absicht Ziegenbalgs gemäß, der von dem Gedanken erfüllt, daß die Mission Pflicht aller Gläubigen sei, von ihnen Beiträge zur Erweiterung des Werks forderte. Diese einfachen Briefe, neun an der Zahl, mit einem Inhalt, den die Hallenser später zum Theil desavouirten, die sie selbst gern in Vergessenheit bringen möchten, weil längst durch Besseres ersetzt [1]), thaten eine außerordentliche Wirkung und erlebten wiederholte Auflagen. Nun war dasjenige ausgesprochen und That geworden, dessen Versäumniß Vieler Herzen niedergedrückt hatte; so fehlte es nun auch nicht an Beiträgen; auf dem nordischen Löwen, der im Herbst 1707 im Kattegat scheiterte, waren nach Lütkens Zeugniß schon deutsche Gelder verloren gegangen. Bevor Dänemarks Hauptstadt in Bewegung gerieth, hatte man in Deutschland schon die Hände geregt, und während dort die bedeutende Collekte ein vereinzelter Beitrag blieb, ergriff in Deutschland die Bewegung immer weitere Kreise und die Beiträge gewannen den Charakter einer ständigen Steuer, wie ja Gründler schon eine bedeutende Summe mitbekam. Dadurch kam ein ganz neues Element in die Mission hinein, das Princip der Privatthätigkeit und Freiwilligkeit; und wenn beide Seiten, das feste, amtliche, weil von der Obrigkeit hervorgerufene und geschützte, und dies bewegliche, von der freien Liebe getragene Element sich zu einander in die rechte Stellung setzten, so war gleich im Anfang das Ideal einer kirchlichen Mission erreicht; denn kirchlichen Charakter gewinnt ja eine Mission

---

1) In der Vorrede zum ersten Band der Halleschen Berichte heißt es: „Nun sind zwar jetzt erwähnte zu Berlin edirte Stücke bei dieser gegenwärtigen Collektion der Ostindischen Nachrichten nicht befindlich; dagegen ist aber dasjenige, was darinnen das merkwürdigste war, nachher von den Missionaren in der Historischen Nachricht (VI. Cont.) theils zusammengezogen, theils verbessert, oder auch mit Fleiß ausgelassen worden, nachdem sie nach erlernten Sprachen und gepflogenem mehrern Umgang mit den Heiden dieses und jenes besser als im Anfang geschehen war, eingenommen haben. Daher, wo nur die hier gedruckten Berichte zur Hand sind, man jener nunmehr wohl entrathen kann."

dadurch, daß die Leitung in den Händen der kirchlichen Behörden ruht, oder noch richtiger, wenn sie als ein selbständiges Glied in den kirchlichen Organismus aufgenommen wird. Wir werden die Verhältnisse in Dänemark, so wenig es vorläufig noch den Anschein hat, sich zu diesem Ziel entwickeln sehen. Andrerseits hat die Kirche nicht blos als ein Ganzes Mission zu treiben, sondern jedes einzelne Glied nach seiner Lage, wie dies besonders bei der persönlichen Berührung mit der außerchristlichen Welt hervortritt; zudem bewegt sich ja die Mission in ihrem ersten und eigentlichen Stadium noch außerhalb des geordneten kirchlichen Gebiets, und betritt erst mit der Gemeindebildung diesen Boden, daher muß auch dem freien, nichtamtlichen Handeln ein Platz in der Organisation offen bleiben. Die Gesundheit einer Mission bemißt sich nun darnach, wie weit es gelungen ist, beiderlei Anforderungen gerecht zu werden. Die Mission des vorigen Jahrhunderts ist mit daran zu Grunde gegangen, daß das freie Element zu viel Einfluß erlangte und doch zuletzt ein bedauerliches Ende nahm, während Dank jenem festen Kern wenigstens die Trümmer hinübergerettet sind. Unsere Zeit nun hat ungewarnt die Privatthätigkeit fast zur Alleinherrschaft erhoben, trotzdem die darin verborgene große Gefahr wiederum durch den Zusammensturz und die Zerbröckelung der Holländischen Mission an den Tag getreten ist.

Nicht aber Fragen dieser Art, die sich mit Recht bei Beginn der neuen Missionsthätigkeit aufwerfen ließen, bewegten die Zeit, sondern man versuchte, der Mission alle Berechtigung abzusprechen, weil sie als ein Glied in der großen Reihe der pietistischen Unternehmungen auftrat. Wenn man den geringen Anfang in Trankebar ansieht, und hört, daß bis 1713 Alles in Allem, die königlichen Gelder mit eingerechnet, etwa 7500 Thaler Beiträge gezahlt und etwa 200 Glieder getauft waren, so muß man sagen, die große Aufregung darüber ist unbegreiflich. Unläugbar haben die Pietisten zu viel Wesens davon gemacht, und, wie sie stets nach einer Reformation der Kirche schrieen, auf die Mission als ihr apostolisches Zeugniß zu den reformatorischen Unternehmungen hingewiesen, obgleich ihnen doch die Ehre des Anfangs nicht einmal allein zustand. Der beste Beweis, daß nur diese Ueberhebung zum Angriff herausforderte, ist eine 1706 in Jena gehaltene Disputation, wo das Beginnen des dänischen Königs durchaus gelobt wird. Gegen dies falsche Apostelthum nun, nicht blos auf dem Gebiet der Mission, hielt in Wittenberg ein junger Magister unter Vorsitz des Dr. Neumann eine Disputation. An und für sich von geringer Bedeutung, da ja bei derlei akademischen Gelegenheiten immer

Streitfragen hervorgesucht werden, erhielt sie größeres Gewicht durch das außerordentlich feine Gefühl der Pietisten. Stellen, die beim Druck der Berliner Briefe sorgsam ausgemerzt waren, hatten sich auch in andern Privatbriefen Ziegenbalgs an seinen Vetter, den Rektor Weitzmann in Pulsnitz [1]), befunden, der seine Briefe ebenfalls, und zwar vollständig, hatte abdrucken lassen, darin standen namentlich Andeutungen des schlechten Verhältnisses zu den dänischen Predigern. Dr. Lütkens schrieb auf Lange's Betrieb eine Widerlegung, die ihm in einigen Stellen, z. B. der angezweifelten Berufung leicht wurde, in anderen aber für Jeden, der die damaligen Vorgänge in Trankebar und früher bei der Aussendung in Kopenhagen kennt, schwach erscheinen muß. Um deshalb seiner Widerlegung mehr Nachdruck zu geben, beabsichtigte er, sie an seinen König, der damals in die Nähe Dresden's kommen sollte, zu schicken, damit Dr. Neumann vom sächsischen Hof einen starken Verweis erhielte [2]). Der aber war inzwischen schon durch den Tod vor einen höhern Richterstuhl gefordert. Dem 1710 in Halle erschienenen ausführlichen Bericht ward eine Nacherinnerung an den Leser angehängt, sich nicht durch Urtheile zu versündigen, und darin den Missionaren übertriebenes Lob gespendet: „Da man solche Gnade des HErrn an ihnen nicht ohne Versündigung leugnen kann, so bedenke doch ein Jeder, was man wohl von ihnen an Redlichkeit, Treue, Arbeitsamkeit, Weisheit (?), Liebe und christlicher Tugend, wodurch sie sich als treue Knechte Gottes unter den Heiden wohl beweisen sollten, verlangen wollte, darinnen sie nicht bisher nach dem Maß der empfangenen Gnade wären erfunden worden?" Das klingt fast wie eine Einleitung zur Ertheilung des Apostelnamens, den auch später La Croze in seiner Geschichte des Christenthums in Indien Ziegenbalg wirklich zuerkannte. Einige Wahrheit war also doch in jener Disputation gegen die falschen Apostel; wer könnte dies namentlich jetzt läugnen, wo wir mit einer Menge von Aposteln der verschiedensten Völker und Völkertheilchen, zum Theil mit unaussprechbaren Namen, wodurch die Bewunderung des gemeinen Mannes sich noch stei-

---

1) Einen Brief Ziegenbalgs an diesen Vetter, so wie an seine Schwester s. Urkunden Nr. 37. 38.

2) Lütkens an Francke d. 20. April 1709: „Ich will, wo ich nur kann, D. Neumanns Disputation, was sothanen passum betrifft, copialiter mit meinem allerunterthänigsten Bedenken an S. K. Maj. von Dennemarck schicken; vielleicht wird S. Churf. Durchlaucht von Sachsen dem unbilligen Manne gehörige Weisung thun."

gert, in Wahrheit überfluthet sind. Der Papst hat nie so reichlich und ungeprüft den Heiligentitel verliehen, als in neuern Zeiten, wo oft noch bei Lebzeiten der Männer der Apostelname gespendet worden ist.

Vergaßen die Pietisten demnach in der ersten Freude das Maßhalten, so mußte wiederum den starren Orthodoxen alles ganz schlecht sein, was von den Pietisten kam oder worin sie nur eine Hand hatten. Die Mission erschien ihnen ganz unberechtigt [1]), zu drei verschiedenen Malen, zu Adams, Noä und der Apostel Zeiten sei das Evangelium allen gepredigt; die Völker, welche es von sich gewiesen, müßten es nun zur Strafe entbehren. Andere wiederum behaupteten, wie das Gesetz nur einmal vom Sinai verkündigt worden, so auch das Evangelium nur einmal vom Zion [2]). Mit der letzten Behauptung war allerdings eine neu anhebende apostolische Mission verurtheilt, aber doch nicht eine Mission, die einfach nur das vom Zion verkündigte Evangelium weiter fortpflanzte, daß es seinen Lauf bis an die Enden der Erde erfülle. Darum traten nun einsichtigere Männer auf,

---

1) Sie hielten eine Bekehrung der Heiden nicht für möglich und stützten sich auf Schriftstellen wie Jer. 13, 23: „Kann auch ein Mohr seine Haut wandeln, oder ein Parder seine Flecken“ und vergaßen des Kämmeres aus dem Mohrenlande; auf Mtth. 7, 6: „man solle die Perlen nicht vor die Säue werfen,“ und vergaßen das Glaubenswort des kananäischen Weibes; auf die Thatsache, daß Paulus vom Geist gehindert ward, nach Asien zu ziehen, während er doch später die dort entstandenen Galatischen Gemeinden besuchte; auf das Wort Christi an die Pharisäer Mtth. 23, 15, daß sie Land und Wasser umziehen, einen Judengenossen zu machen, der dann ein Kind der Hölle werde, zwiefältig mehr denn sie. Es ist gut, wenn gegenüber solchen Ausartungen auch die beistimmenden Aeußerungen anderer wieder hervorgesucht werden, und sollten die Missionsbibliotheken sich deshalb solche Bücher anschaffen, die ein Einzelner kaum zusammenbringen kann. Neben den zahlreichen katholischen Werken sind zu nennen lutherischer Seits: Johannes Micrelius (ein Stettiner), Ethnophronius; Justinianus Baro, Ernsthafte Vermahnung an alle Evangelische Obrigkeiten und Prediger, die Bekehrung ungläubiger Völker vorzunehmen. Von Reformirten Heurnius, Hombek, Le Maire.

2) Als Beispiel, mit welcher Schärfe noch 1722 Männer wie der bekannte Liederdichter Erdmann Neumeister, Pastor zu St. Jacob in Hamburg, sich äußerten, siehe Urkunden Nr. 52 einen Extrakt aus seinem „Geistlichen Abel, in welchem 1) Nicodemus eine Catechismusfrage 2) Stephanus eine Streitfrage 3) Petrus eine Gewissensfrage 4) Esra eine curiöse Frage bei allen Sonn- und Festtags-Evangelien vorgetragen werden.“ Hamburg 1722. S. 1033 ff. Die kurzen Entgegnungen sind von Michaelis.

welche die Mission selbst für sehr löblich erklärten, aber auf Abstellung der Fehler drangen, an ihrer Spitze Löscher. Wenn sie nur vom Kritisiren zum Handeln vorgeschritten wären! Doch war dazu freilich in Deutschland kaum Gelegenheit, und in Dänemark waren ja allerdings die Orthodoxen, wie wir an Bövingh sahen, und später noch mehr bei Trellund und Lodberg, den Missionsinspektoren, finden werden, zum thätigen Mithandeln bereit.

Den Orthodoxen mußte das Mithandeln fürwahr schwer werden, denn sie scheinen von Anfang an gefühlt zu haben, daß dann selbst in der Dogmatik einige Aenderungen oder Abweichungen zu Gunsten der Mission müßten versucht werden. Ziegenbalgs und Plütschaus Examen drehte sich nach des letzteren Zeugniß hauptsächlich um die Frage, mit welchen Mitteln sie die Heiden zu bekehren gedächten [1]), und bei seiner Rückkehr wird Ziegenbalg wiederum vor der Conferenz deshalb zur Rechenschaft gezogen. Seine einfache Antwort, er gebrauche das gnadenreiche Mittel das Wort Gottes, genügt nicht; er wird weiter über die Methode befragt: „Man hätte nicht gleich können von dem gekreuzigten Jesu anfangen, sondern man hätte mit dem Buche der Natur den Anfang gemacht und sie so weiter zum Buche der Schrift geführt und daraus den gekreuzigten Jesum verkündigt, wie es Umstände und Gelegenheit an die Hand gegeben.“ Ziegenbalg liebte es nach seinem eigenen Geständniß in der Apologie, im Gespräch mit den Heiden gern mit den Tugendlehren anzufangen, weil dies dieselben zur Aufmerksamkeit brächte, daß sie ohne Widerspruch dem Worte Gehör geben. „Nach dessen Vortrag suchte man ihnen dann zu zeigen, aus was Grunde und wessen Kraft die Tugenden müßten ausgeübt werden, da man denn anfinge, sie auf Jesum Christum zu weisen und ihnen das Evangelium von der Erlösung und dem Glauben an Christum zu predigen.“ Solche Anknüpfungen waren natürlich nur möglich, wenn man annahm, daß die Gnade Gottes auch in der Hei-

---

1) In Folge dessen wurde sogar ein eigener Paragraph in die Instruktion aufgenommen: „Wie wohl es auch seinen Nutzen hat, wenn man die wenige Erkenntniß Gottes, so wir annoch von Natur übrig haben, mit zur Hülfe nimmt und die Menschen dadurch ferner hinführet zu der rechten Erkenntniß Gottes, welche er uns in seinem Worte geoffenbaret hat: welches doch des bemeldeten Missionarii eigenem judicio überlassen wird, wenn und auf welche Weise solches mit Nutzen hier und dort geschehen möchte: so soll er doch allezeit insonderheit mit dem Worte Gottes anhalten nicht zweifelnd, Gott werde die darin gelegte Kraft auch bei den wilden Menschen nicht ohne Segen sein lassen.“

denwelt schon vorlaufend und vorbereitend thätig sei. Anschauungen, welche durch die in der Mission gemachte Erfahrung, daß die Heiden in verschiedener Nähe oder Ferne zum Gottesreich stehen, fast allgemein geworden sind, auf Grund deren man ja z. B. so sehr viel und nicht ohne Uebertreibung von einer Prädisposition der Germanischen Völker zum Christenthum redet, konnten selbst andeutungsweise in jenen Zeiten nur Anstoß erregen. Solcher Argwohn wurde nun noch dadurch vermehrt, daß Halle schließlich alleiniger Mittelpunkt der Mission in Deutschland wurde, ein Ereigniß, welches sonst dem Werke selbst zum größten Vortheil gereichte.

Nach den schon gegebenen Mittheilungen ist es als einfache Thatsache anzuerkennen, daß anfänglich der eigentliche Sitz der Missionsbewegung in Deutschland Berlin war. Dort wurden die ersten Berichte gedruckt, und von dort nicht nur die ersten Missionare gefordert und auserlesen, sondern auch 1708 ein neuer Missionar verlangt, dem man eigenmächtig noch einen Gehülfen beigesellte, welcher nach einem Briefe Gründlers in Halle passender würde gefunden sein. Bei Auswahl der ersten Missionare hatte A. H. Francke so wenig Einfluß, daß er vielmehr später öfter erklärt hat, er bewundere Gottes Fügung; denn Ziegenbalg würde von ihm nimmermehr als passend erkannt und erwählt sein [1]). In der Jugendgeschichte wurde schon aufmerksam gemacht, daß er nicht zu hoch von Ziegenbalgs Fähigkeiten dachte. In seinen Urtheilen über den Streit mit dem Commandanten mißt er Ziegenbalg viel Schuld bei. Kurz bis zu Ziegenbalgs persönlicher Ueberkunft scheint in Halle das Urtheil, er handle mit zu großer Ueberstürzung und Heftigkeit, maßgebend gewesen zu sein. Andrerseits ist es richtig, daß die Missionare vom ersten Anfang an fleißig nach Halle Berichte schickten, und daß Francke in seinen Kreisen mehr Willigkeit zu Missionsgaben fand, als die Berliner Freunde. Gründlers Reise nach Kopenhagen wurde sodann nicht nur Veranlassung, A. H. Francke und Lütkens einander zu nähern [2]), sondern verschaffte ihm auch eini-

---

1) So schreibt Prof. Michaelis in einem Brief vom 18. Nov. 1718: „Es hat der sel. Herr Dr. Lütkens die zwei ersten Missionarios von Berlin kommen lassen, welche der Herr Prof. Francke, sofern er darum wäre gefragt worden, schwerlich dazu recommendirt haben würde: inzwischen hat dennoch der Ausgang gewiesen, daß wie Herr Plütschau nützlicher bei einer Gemeine in hiesigen Landen, also hingegen Herr Ziegenbalg zur Mission in Indien der rechte Mann gewesen sei."

2) Der Brief, durch den die folgenreiche Mitwirksamkeit der Halleschen Direktoren sich einleitet. findet sich im Auszuge unter den Urkunden Nr. 14.

gen Eingang am königlichen Hof. Der König selbst äußerte über Tafel sein Wohlgefallen und seine Anerkennung: „Es müssen doch die in Halle gute Leute sein, da sie über 1000 Thaler Medicin nach Trankebar gehen lassen.“ Die Prinzessin aber wurde eine förmliche Verehrerin Francke's. Seine Anweisung zum Gebet, insbesondere die Vorrede, gefiel ihr außerordentlich und ward an andere hohe Personen weiter empfohlen und verliehen. Ueber seine Briefe an die Missionare und die Gemeinde in Trankebar urtheilte sie: „Ist's doch eben, als wenn Paulus an seine Gemeinden schriebe. Sie möchte auch lesen, was sie nur bekäme von diesem Manne, so finde sie die apostolische Schreibart (Gründler an Francke).“ Die Frucht dieser Verbindung ist zunächst, daß das Waisenhaus den Druck von Ziegenbalgs Schrift über die wahre Weisheit besorgt, und daß in demselben Jahre auch Ziegenbalgs „ausführlicher Bericht“ an Dr. Lütkens daselbst gedruckt wird. Da nun im Frühling jenes Jahres oder schon den Herbst vorher auch Joachim Lange einen Ruf als Professor nach Halle angenommen hatte, so war damit die Mission vollends von Berlin nach Halle übergesiedelt. In Berlin war ohnehin kein rechter Boden [1]); nur der Prediger Campe machte später noch einmal einen, wie es scheint, vergeblichen Versuch, dort Missionsliebe zu wecken. Die Mission aber

---

1) Das größte Hinderniß scheint in Berlin die Uneinigkeit der Geistlichen gewesen zu sein, die Francke erst bei einem Aufenthalt im Sommer 1720 heben konnte. Neubauer an Böhme: „Das Wichtigste, so bey diesem Dortsein geschehen, ist das unter den Evangelisch-Lutherischen Predigern wiederhergestellte gute Vernehmen, als welcher Vergleich so viel höher zu schätzen, weil das viele Jahre her unter einigen geschwebte Mißverständniß und Unterlassung der sonst gebrauchten brüderlichen Zusammenkünfte und Unterredung auch bis zum öffentlichen Skandal ausgeschlagen. Einer der praepositorum ersuchte den Herrn Professor Francken, dieses negotium vorzunehmen, worauf er es versucht und da die Interessenten allerseits auf seine deßhalb gethane Anrede ihn als Mittelsperson ganz willig annahmen und ihre gute Neigung zum brüderlichen Vernehmen bezeugten, haben sie nachher in seiner und Dr. Herrnschmids Gegenwart sich sofort bey der ersten Unterredung vereinigt. Auch ist man über gewisse conventus eins worden, die zur Unterhaltung des guten Vernehmens unter diesen Lehrern, so alle das Werck des HErrn redlich treiben, dienen können. Dieser Vergleich hat großes Aufsehen und viel Freude bei denen, die des HErrn Werck lieben, verursachet. — Herr Lange, durch welchen H. Dr. Lütkens die ersten 2 Missionarios in Berlin werben lassen, ist auch recht wacker worden, aufs neue die Mission zu einer Beysteuer in Berlin zu recommandiren, als an welcher er billig Theil nähme wegen jetzt bemeldten Umstandes.“

ist dankbar und zahlt mit reichen Zinsen zurück. An der tamulischen Mission hat sich ja in neuerer Zeit das Berliner Missionsleben wieder entzündet [1]).

In Folge von Lange's Uebersiedelung erschienen nun auch die Missionsberichte in Halle; noch 1710 folgten jener ausführlichen Nachricht zwei Fortsetzungen oder Continuationen, welcher Name seitdem stehende Bezeichnung der Berichte geblieben ist. Am 1. Oktober 1710 meldet Francke selbst den Missionaren diese wichtige Veränderung: „Zu ihrer Nachricht dienet auch, daß Herr M. Lange nicht mehr in Berlin ist, sondern nebst Herrn Prof. Michaelis Professor der Theologie ist, so daß wir nun fünf sind in der Facultät. Wie nun vorhin die brieflichen Nachrichten von ihnen zu Berlin edirt worden, so werden sie jetzt hier im Verlag des Waisenhauses edirt, wovon wir ihnen künftig auch Exemplare mitsenden wollen." Zugleich macht er seine Rechte als Redakteur geltend und läßt fühlen, daß nun eine stärkere Hand die Zügel ergriffen hat: „Auch ist von Herrn Ziegenbalg ein starker Brief kommen an den Rektor zu Pulsnitz, auch an Herrn Lic. Saltzmann, der längst gestorben. Der Brief aber ist der nun in Halle wohnenden Wittwe zugestellt. Ich finde insonderheit nöthig, nochmals zu erinnern, daß nicht allerlei Dinge an allerlei Leute geschrieben werden dürfen, weil man hier viel Schaden davon befürchtet, indem die Leute, wenn sie gleich sonst gute Gemüther und eine Furcht Gottes in ihrem Herzen haben, mit der Publication gar unvorsichtig sind, da doch viele Dinge müssen geheim gehalten werden. Da namentlich der Rektor zu Pulsnitz die zuerst heraus und an ihn gekommenen Briefe publiciret und auch das, was man in Berlin mit Fleiß ausgelassen, mitdrucken lassen [2]), haben die Wittenberger eben davon Gelegenheit genommen, in der Disputation von den Pseudapostolis übel von den Missionarien zu reden. Wenn wir nun an

---

1) Ein jüngerer Bruder des bekannten böhmischen Pastors Jänicke in Berlin war tamulischer Missionar, Gehülfe von Schwartz, und starb in demselben Jahr 1800, wo sein Bruder in Berlin seine Missionsschule ganz im Stillen anfing. Wer kann hier den Zusammenhang und die Anregung verkennen? Die in London 1814 (?) erschienenen Memoiren des Miss. Jänicke, worin sich vielleicht bestimmter Anhalt fände, sind mir leider unzugänglich geblieben. Doch sehe man „Johann Jänicke von Ledderhose und Knak 1863. S. 93 ff.

2) Sollten dies die 1708 von Bergen in Pirna edirten Briefe sein, welche in den Unschuldigen Nachrichten citirt werden?

mancherlei Leute hier verschlossene [1]) Briefe kriegen, so sind wir recht übel daran; wir wollen sie gern aufs allerrichtigste bestellen und gleichwohl hat uns schon die Erfahrung gelehrt, daß dem Werk des HErrn mehr Hinderung als Förderung dadurch zuwächset."

Zunächst waren die Halle'schen Bemühungen darauf gerichtet, den Missionaren neue Gehülfen zu schicken. Als Gründler abreiste, war schon ein zweiter, Namens Buchholz in Reserve. Im Herbst 1710 wollte er abreisen, trotz des Widerstrebens der Seinigen; aber sie erhielten Succurs durch den Magistrat seiner Vaterstadt, der ihn schleunigst durch Berufung zu einer Pfarre von solchen landstreicherischen Absichten abbringen wollte und richtig nicht losließ. Aber an seine Stelle treten alsbald zwei andere, die oft genannten zwei Schlesier, deren Namen man niemals erfährt. Die erste Kunde von den beiden Männern giebt uns Lütkens am 20. September 1710: „Ich habe, dieweil ich so leicht nicht eben allemal vor Sr. Königl. Majestät hohe Person selber kommen kann, ein allerunterthänigstes Memorial an dieselbe eingegeben, und um allergnädigste Entschließung auf die mir zugeschriebenen und bittweise von mir specificirten Punkte demüthigst Ansuchen gethan, da denn Ihre Majestät die Königin gestern zu Nachmittage beikommende Entscheidung aus des Königs Munde haben durch ihren Lüders aufschreiben und mir zusenden lassen [2]). Wenn ich denn nur noch erhalten kann, daß ich dem Examen beiwohnen darf. Was wird das nicht an Reisekosten erfordern? Und dazu, so wollen Viele fast zweifeln, ob wegen des Krieges heuer Schiffe nach Trankebar abgesendet werden. So müßten die Männer denn wiederum von hier mit großen Kosten zurück. Doch könnten sie einigen Vortheil haben, so sie von hier über Hamburg gen Holland und so gingen; denn hiermit meine ich, dürfte es keine Schwierigkeit haben. Mit dem Herrn Oberhofmeister Holst und dem Oberkämmerer Pleß ist wohl in dieser Sache nichts zu thun. Gottes Gnade ergeben."

---

1) Die Missionare sandten in Folge dessen nur reine Privatbriefe versiegelt ein. Mit dem Briefgeheimniß wurde seitdem in der Mission großer Unfug getrieben; Gründler wollte alle Briefe der Missionsbedienten, selbst der Candidaten, vorher lesen und als Kistenmacher einmal selbstständig Briefe nach Madras sandte, ließ er sie zurückholen und erbrechen.

2) „Hochgeehrter Herr Doctor! Hiebei folget der Brief von Herrn Francke benebst der Resolution von Sr. Maj. dem Könige, daß wenn sie wollten sich hier examiniren lassen, so wollte Se. Maj. der König sie in seinen Schutz nehmen." Lüders.

Das war freilich eine ganz trostlose Antwort! Nur zur Erlangung des reinen Schutzverhältnisses, denn den Unterhalt wollten die deutschen Missionsfreunde darbieten, die weite Reise machen, und dabei die fast gewisse Aussicht, daß keine Schiffe nach Trankebar gehn! Man scheint es in Halle kaum anders erwartet zu haben; denn Francke schreibt in dem oben citirten Brief: „Wir wollen gern von dem Segen, den uns Gott für sie zufließen läßt, Missionare ihnen zuschicken; die Conjuncturen sind aber jetzt in Dänemark so, daß wir noch nicht wissen, was uns zu thun erlaubt sein wird. Wir haben uns deswegen beim Herrn Dr. Lütkens befragt, aber noch keine Antwort empfangen."

In Lütkens Briefe vom 6. Nov. begegnen die Schlesier von Neuem: „Mir fällt jetzt ein, daß zwei schon ordinirte Herrn Missionare im Vorschlag sind. Schon examinirte und ordinirte Männer werden sonst in diesen Landen nicht von neuem examinirt, wie es denn bei meiner Zeit drei Exempel, unter denen ich selber mit bin, allhier abgegeben hat. Ich will versuchen, ob Se. Königl. Maj. zufrieden sein wollen, daß wo sie sonst beide ordinirt sind, sie zu keinem Colloquium sich allhier stellen brauchen. Stehet solches zu erhalten, woran ich fast zweifle, und können Ihre Majestät die liebe Königin mir die Antwort schleunig verschaffen, so schreibe ich am nächsten Posttage."

Eine Antwort muß nicht erfolgt sein, oder die Sache um nichts gefördert haben, denn nach Lütkens nächstem Schreiben ist alles noch beim Alten:

Copenhagen 1711 den 28. April.

Jesum und dessen Heil.

HochEhrwürdiger und Hochgelahrter Herr Professor,
hochgeehrter Herr und in Christo herzlich geliebter Bruder!

Es ist andem, daß ich innerhalb acht bis zehn Wochen an Ew. HochEhrwürden kein Schreiben von hier habe abgehen lassen, aber theils dieweil ich nicht gewußt habe, auch noch nicht weiß, was ich von einer und andern Sache schreiben und berichten soll, theils auch weil ich nach Gottes Willen seit Neujahr fast immerzu mich nicht wohl auf befunden habe und seit vierzehn Tagen vor dem Osterfeste gefährlich darnieder gelegen habe, so daß vor Menschen-Augen sehr wenig Hoffnung übrig gewesen ist zu meiner Genesung. Aber Gott sei gelobt, der mich in meiner Schwachheit erhalten und gestärkt hat, daß ich noch lebe, wie ich denn auch hoffe, am künftigen Freitage als am jährlichen Buß- und Bettage, welcher heuer am 1. Mai einfallen wird,

nach meiner Krankheit wiederum zu predigen aus dem verordneten Text Psalm 67. Gott helfe dazu in Gnaden. Amen.

Ich muß von der Hauptsache, wie ich erachte, nur anfangen. Es ist nicht allein zu vermuthen, daß dieses Jahr im künftigen Herbste keine Schiffe von hier gen Trankebar gehen werden, sondern nach allem Ansehen wird es wohl nicht anders sein, wie denn die Direktoren der Ostindischen Compagnie es ausdrücklich sagen. Und also ist nicht zu hoffen, daß die beiden Herrn Schlesier könnten von hier nach Trankebar abgehen. Jedoch muß ich wohl, sobald es sich will thun lassen, einmal allerunterthänigst anfragen, theils ob S. K. Maj. die beiden Schlesischen Herrn Missionare in ihren Schutz nehmen und unter der Bedingung, daß dieselben ihren Unterhalt von Zeit zu Zeit nachgeschickt bekommen sollen, hinsenden wollen, theils auch ob S. K. Maj. allergnädigst verlangen, daß selbige hieselbst sich gestellen, oder ob sie als schon sonst examinirte, wie andern bisweilen wiederfährt, von weiterem Tentamen befreit sein sollen.

Das Exemplar des Tractats wider die Polygamie ist von mir mit allem möglichen Fleiß in meiner ganzen Bibliothek gesucht, aber ich habe es nicht finden können. Derhalben ich die kurzen Bedenken innerhalb acht Tagen wieder zurückschicken will mit hinzugefügter kurzer Bemerkung, so ich über ein und andern Punkt haben möchte.

Mehr kann ich für diesmal nicht zusetzen; die Hand will ihre Pflicht nach der großen Krankheit wegen anklebender Mattigkeit mir nicht leisten. Er lebe wohl in Gott.

Ew. HochEhrwürden

redlicher Freund und Diener

Lütkens.

Diese letzte Nachricht über die beiden Schlesier, ist zugleich der letzte Brief von Lütkens Hand, sie hat ihm ferner den Dienst versagt, und darum glaubten wir den Brief ganz hersetzen zu müssen. Niemand hat uns einen Bericht über seine letzte Lebenszeit hinterlassen. So wollen wir wenigstens noch Einiges über den erwähnten Traktat gegen die Polygamie beifügen.

In einem Briefe vom 7. Juni 1710 finden sich einige bezügliche Notizen: „Der Traktat ist nun endlich von mir nochmals durchgelesen, so viel meine jetzige ausgemergelte und baufällige Constitution hat zulassen wollen. Am künftigen Sonnabend hoffe ich die Schrift zu übersenden, und wiederhole ich meine Bitte, daß der Herr Abt Breithaupt und Professor Lange neben Ew. HochEhrwürden die

Schrift durchlesen, und so ich etwa aus menschlicher Schwachheit gefehlt haben möchte, solches ändern oder durch ein Schreiben dessen mich erinnern wollen. Deucht es auch meinem Herrn Bruder rathsam, daß der Traktat gleichfalls die Revüe beim Herrn Dr. Anton und Prof. Michaelis passire, so lasse ich mir solches nicht entgegen sein, ja ich will auf solchen Fall freundlich gebeten haben, gedachte Männer darum freundlich zu ersuchen. Zum zweiten bitte ich sehr dienstlich, so viel als immer sein kann, den Drucker anzuhalten, daß das Werkchen bald zum Vorschein komme. Ich sehe solches gerne aus christlicher Absicht, welche auch leicht zu errathen ist. Dann meine ich, daß es wohl in Quart zu drucken sei, sonderlich wegen der Randbemerkungen. Bei des Anonymi Censur wider Henrici Alethaei (D. Hector Gottfried Masius) Antwortschreiben zeigen die Marginalien die Frage und den Paragraphen, woselbst in meiner Schrift die Widerlegung zu suchen ist." Der treue Seelsorger ließ es sich also nicht genug sein, gegen die Fleischeslust, die von Frankreich aus verpestend auf die übrigen Höfe wirkte, zu predigen, sondern in seiner Schwachheit schrieb er selbst eine Schrift; und wie nothwendig dies war, zeigt sich daran, daß schon eine förmliche Fehde entbrannt war, in die auch der erste Hofprediger Masius verwickelt ist. Daher erklärt sich auch, weshalb die Schrift anonym erscheinen sollte. Ursprünglich hatte er sich auf dem Titelblatt Friedrich Kleinow genannt, dann will er aber auch dies gestrichen und nur gesetzt wissen, von einem Diener göttlichen Worts. Daß die Schrift in Halle gedruckt ist, unterliegt wohl nach Lütkens letztem Schreiben, wonach die Hallenser wirklich die Censur vollzogen haben, keinem Zweifel, obgleich Wendt noch im Herbst 1712 schreibt, daß die Hinterlassenen von Dr. Lütkens mit Verlangen nun der Schrift [1]) entgegen sähen. Wie leuchtet doch in dieser Angelegenheit

---

1) Die Fragen über Polygamie und Concubinat gelangten in jener Zeit überhaupt zu einer ganz ungewöhnlichen Bedeutung. Der berühmte Professor Thomasius in Halle hielt im Frühjahr 1713 eine Disputation über den Concubinat und vertheidigte es, wenn zwei ledige Personen sich zusammen halten und beide sonst Niemanden zulassen. Wir berichten über die Disputation und die dadurch hervorgerufene Aufregung weiter nach einem Briefe Neubauers an Böhme: „Thomasius determinirte aber nicht, ob sie auf Lebenslang sich zusammenhalten sollten oder auf eine Zeitlang und nach dem tenore disputationis konnte jeder Studiosus subsumiren: Ergo nehme ich mir ein Mädchen, so lang ich in academia lebe, es ist ja nicht unrecht und noch gut, daß ich dadurch von vaga libidine abgehalten werde, ich will mich sonst zu keiner halten und mit ihr abre-

nicht nur die Treue, sondern auch die Demuth des trefflichen Mannes hervor [1]). Es muß ja auch früher schon aufgefallen sein, mit welcher

---

den, daß sie sich auch zu keinem andern halte. Thomasius setzte nur dieses hinzu, daß er nicht für gut halte, daß dieses durch ein öffentliches Statutum eingeführet würde; daß es aber zulässig, ja gut sei, daran war in der Disputation kein Zweifel. Hierüber ward eine große Bewegung in Berlin. Verständige Clerici und Politici improbirten es, die Weiber verstunden es überdas unrecht und meinten, ihre Männer dürften Concubinen halten neben ihnen, darüber wurden sie sehr allarmiret. Die Königin hat bitterlich geweint sagend, daß sie noch bisher darin glücklich gewesen vor vielen ihres Standes, daß der König sich zu ihr allein halte, und nun stehe ein solcher Mann auf, der solch Unwesen öffentlich defendire. Der König hat es selbst sehr detestirt, es so angesehen, daß der Mann die Hurerei, die er für abscheulich hält, vertheidige und hat ihm einen derben Verweis schreiben lassen." Wie oft heimische Verhältnisse auf die Entscheidung wichtiger Missionsfragen einwirken, zeigt sich recht deutlich, als eben in jener Zeit die theologische Fakultät zu Halle den Missionaren ein amtliches Responsum über mehrere zweifelhafte Fragen, worunter auch die Polygamie, zusandte: „Nach göttlicher Ordnung soll der Mann nur Ein Weib haben. Unter mehrern aber ist billig die erste als legitim zu halten, welche demnach von dem Manne behalten werden muß, wo sie sich selbst nicht scheidet. Die übrigen hätte der Mann solenniter zu entlassen, die Kinder aber zu versorgen, auch wo ihm möglich und es nöthig, die Mutter, so lange sie ohne neue Heimath bleibet. Und weil die Polygamie unter den Gräueln derselben Nation ist und das Laster der Unkeuschheit ohne Zweifel dadurch nicht wenig geheget und vermehret wird; an den Principien aber oder der ersten Pflanzung in allen Dingen sehr viel gelegen ist und, wenn einmal Dinge eingeführt sind, nachmals denselben nicht leicht wiederum abgeholfen wird, so haben auch in solchen Fällen die Missionare mit Gebet und Flehen vor Gott anzuhalten und nicht zu zweifeln, derselbe werde sie leiten, daß sie nichts zum Präjudiz der heilsamen Lehre Christi aus irgend einer guten Meinung geschehen lassen, und denselben um Erkenntniß seines Willens zu bitten, indessen sich vor aller Präcipitanz zu hüten, für solche Leute keine Dispensation zu suchen, als welches hier außen in Europa nicht ohne großes Aergerniß ist, auch nicht ohne Gefahr der Nachahmung (nec sine periculo imitationis) geschehen könnte, und ist allerdings zu fürchten, daß solchem Unwesen schwerlich würde hinkünftig bei selbiger Nation zu steuern sein, wenn man anfänglich auch nur einem und andern hierunter conniviren wollte. So aber die hohe Obrigkeit für sich und ohne der Missionare Ansuchen dispensirte, daß solche Leute bei einander bleiben und geduldet werden möchten: müßte doch von den Missionaren der Gemeinde bezeuget werden, daß solches nur als ein Uebersehen wegen Unart und Härtigkeit des Herzens derer, so es begehren, anzusehen sei, die Sache selbst aber den heilsamen Worten Christi und der ersten Einsetzung des Ehestandes, nach welcher zwei ein Fleisch sein sollen, Mtth. 19, 4. 5, nicht gemäß zu sein erkannt würde."

1) Der Anlaß zu jener Schrift von Lütkens war die Verbindung Friedrichs IV.

Hochachtung er stets die Namen der Herren Missionarien nennt, er erscheint stets nur als ihr väterlicher Freund. Andrerseits ist die Verzögerung des Drucks der kleinen Schrift uns ein schlimmes Anzeichen, daß es zuletzt auch so mit den Missionssachen gegangen sein wird, ja daß den Missionaren auch nicht einmal von Deutschland Hülfe kommen konnte, wenn wie bisher der einzige Verkehrsweg über Dänemark und durch Dr. Lütkens Hand ging. Doch der HErr hatte vorher schon andere Wege geöffnet, damit sein Missionswerk nicht gänzlich untergehe.

Königin Anna von England war mit dem dänischen Prinzen Georg vermählt; und da dieser dem Glauben seiner Väter getreu geblieben war, hatte er auch seine lutherischen Hofprediger, deren zweiter Anton Wilh. Böhme in England ganz dieselbe Stellung zur Mission einnahm, wie Dr. Lütkens in Dänemark. Seiner theologischen Stellung nach aber war er viel entschiedener als Lütkens ein Hallenser und eben als solcher, nicht als Hofprediger eines dänischen Prinzen nahm er sich alsbald der Missionssache an. Weil er als Erzieher am Waldeckschen Hofe seines Pietismus wegen viel hatte ausstehen, ja zuletzt nach einem langwierigen Prozesse ganz das Land hatte räumen müssen, so war er ein eifriger Parteigänger und zugleich als Beispiel, wessen man sich vom Pietismus zu gewärtigen habe, wenn nur die äußern Schranken, nach denen sich ja häufig unbewußt auch die Ueberzeugung gestaltet, erst fortfielen, ein Unionist. Diese seine weite theologische Stellung verschaffte ihm denn auch Vertrauen in den englisch kirchlichen Kreisen, so daß er grade der rechte Mann war, um der Mission aus diesem Lande Unterstützungen zu verschaffen.

Schon im Oktober 1709 wurden die Missionare mit einem Briefe aus England erfreut. Er kam von dem Geheimrath Ludolf, einem sehr frommen und für die Ausbreitung des Reiches Gottes nach allen Seiten hin thätigen Manne, dem Patrone Böhme's, und meldete eine Kiste mit Büchern und eine Summe von 20 Pfund Sterling an. Im selben Jahre erschien auch schon eine englische Uebersetzung

---

mit der Gräfin Anna Sophie Reventlow, mit welcher er sich 9 Jahre vor dem Tode seiner Gemahlin, der Königin Louise, heimlich trauen ließ. Die Trauung wurde am Tage nach dem Begräbniß der Königin Louise erneut und Anna Sophie zur rechten Königin erhoben. Von Christian VI. wurde sie im Jahre 1730, alsbald nach dessen Regierungsantritt, vom Hofe weggewiesen. Vgl. Norges Historie ved Siegwart Petersen. Fjerde Udgave. Kristiania 1863. S. 153 und 154.

der beiden in Berlin gedruckten Folgen von Missionsbriefen, der Uebersetzer aber, eben der Hofprediger Böhme, hatte mit größerem Muthe als die Berliner Geistlichen auch den Brief mit abgedruckt, der ausdrücklich um Geldunterstützung ansprach. Sein Vertrauen auf die Opferwilligkeit der Engländer wurde nicht getäuscht, es wurden namentlich von den Personen höhern Standes bedeutende Beiträge gezeichnet. Voran ging der Erzbischof von Canterbury und die Universität Cambridge. Die Ostindische Compagnie gewährte aufs Bereitwilligste die an sie gerichteten Bitten, versprach freie Uebersendung von Büchern und andern Geschenken, und ordnete sogar zum Besten der Mission die Briefbeförderung; wir sahen schon bei Besprechung der Verhältnisse in Kopenhagen, daß Dr. Lütkens Ende 1710 sich dieses neu geöffneten Weges bediente, und Gleiches thaten die Hallenser. Böhme's Absicht bei Uebersetzung jener Briefe war aber noch weiter gegangen: er widmete sie der Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums in fremden Ländern, (Gospel-Society) ob nicht selbige sich als solche der Sache annehmen möchte. Viele Mitglieder waren geneigt; aber die Arbeit der Gesellschaft war durch das Gründungspatent auf West-Indien beschränkt. Bald fand sich jedoch ein echt englischer Ausweg. Die Schwester-Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Erkenntniß, welche bisher hin und her im Lande Armenschulen errichtet und gute Bücher verbreitet hatte, war nicht so gebunden. Nun war zwar bei Gründung der Gesellschaft sicher nicht an Mission gedacht; aber die Mission diente doch unzweifelhaft der Ausbreitung christlicher Erkenntniß; auf die Armenschulen legten die Missionare auch großes Gewicht, und sie wünschten nichts sehnlicher, als recht bald in den Stand gesetzt zu sein, christliche Bücher zu verbreiten. Diese Gesellschaft bildete alsbald einen malabarischen Ausschuß, dessen Mitglieder so eifrig waren, daß sie eine Zeitlang täglich Sitzung hielten. Im folgenden Jahre 1710 war nicht nur ein Wiederabdruck der Briefe nöthig, sondern es erschien nun auch die zweite Sammlung, worin außer Uebersetzungen deutscher Nachrichten mehrere Originalbriefe der Missionare nach London, wie auch ein großer Brief von Dr. Lütkens über die Arbeiten der Missionare sich befindet [1]). Diesen Druckschriften war angefügt eine Auffor-

---

1) Der Herr Bibliothekar des Missions-College in Canterbnry ist so freundlich gewesen, mir sämmtliche in England erschienenen Berichte über die Trankebarsche Mission mitzutheilen. Sie bilden ein ziemlich starkes Buch unter dem Titel Danish Missionaries. Es besteht aus drei nach einander erschienenen Theilen, benannt »Propagation of the Gospel in the East,« die beiden ersten Lie-

derung der Societät, beizusteuern, damit das Neue Testament auf Portugiesisch in England zum Besten der Mission gedruckt werden könnte. Da standen nun freilich Manche auf, die auf den schweren Krieg mit Frankreich hinwiesen, unter dem Europa schon so lange Zeit seufzte; es sei nicht an der Zeit, so kostspielige Projekte anzufangen; doch fanden sich auch Viele, welche das Wort der Schrift beherzigten (Pred. 11, 1): „Laß dein Brot über das Wasser fahren, so wirst du es finden auf lange Zeit;“ bis zum August 1713 waren 1200 Pfund Sterling eingekommen. Als man nun bemerkte, daß das Geld so unerwartet zu fließen begann, erweiterte sich die ursprüngliche Absicht. Der Druck des Neuen Testaments war begonnen und sollte auch zu Ende geführt werden; aber das wäre nur eine einmalige Hülfe gewesen. So beschloß man eine ganze lateinische Druckerei zu übersenden nebst Papier und allem nöthigen Material. Ein Drucker war in der kurzen Zeit nicht zu finden, aber ein frommer Lehrer an einer deutschen Schule Londons, Jonas Finck, bot sich dar und ließ sich noch schnell in einer Druckerei unterweisen. Als er im April England verließ, nahm er außer dem großen Druckapparat und einer Parthie Exemplare des noch nicht ganz vollendeten portugiesischen Neuen Testaments und sonstigen Gütern, noch an Gelde etwa 80 Pfund mit. Mit den nächsten Schiffen im Herbste konnte man vollständige portugiesische Neue Testamente mitschicken, an Geld 100 Pfund beilegen, vor Allem aber eine Menge kostbarer mathematischer Instrumente, da ja auch die Jesuiten sich deren zum großem Vortheil bedient hatten. Die Missionare wurden auch zu correspondirenden Mitgliedern der Societät ernannt, kurz es wurde der Grund zu einem Verhältniß von weitaussehenden Folgen gelegt; daher es denn auch Plütschau nöthig fand bei seiner Heimreise zuerst in England vorzusprechen. Im November

---

ferungen in dritter Auflage, die letzte Lieferung von 1718 in erster Auflage; sie schließt mit Ziegenbalgs Ansprache an die Societät. Angehängt ist „An Account of the Religion and Government, Learning and Oeconomy of the Malabarians« von 1717, eine Uebersetzung der 3. Halleschen Continuation. Vorausgeschickt ist ein von Unionsideen durchzogener und sonst nicht eben bedeutender Tractat über den »Character of a Missionary“, in den eine Betrachtung des Zustands der Kirche nach den apokalyptischen Briefen verflochten ist. Die 2. und 3. Lieferung lösen das Geheimniß, wie in englischen Missionsgeschichten bisher genauere Angaben sich finden konnten, als in den alten deutschen Berichten. Es sind zum großen Theil Originalbriefe und enthalten Nachrichten, die man in Deutschland nicht zu drucken wagte; am meisten Aufschluß findet man natürlich über die Beziehungen zu England.

1712 stand er vor der Societät und wurde mit einer lateinischen Rede begrüßt, auf die er ebenfalls lateinisch antwortete: „Reif sei das Feld zur Ernte, an manchen Orten bedecke Moos die goldnen Götzenbilder, aber die unersättliche Gier der Christen nach Gold stoße die Heiden zurück; denn jene suchten in Indien wohl Perlen, aber nicht die eine wahre Perle, darum müßte um so mehr das Leben der Missionare ein Blitz, ihre Worte Donnerschläge sein (vita fulgur, verba tonitrua). Durch Ehre und durch Schmach sei die Losung des rechten Missionars unter den mannichfachen Hindernissen. Wohl denen, die nicht hindern, sondern fördern.“ Der Missionseifer der Engländer war so groß, daß sie nicht abließen, bis Plütschau schnell ein kleines Lehrbuch für die portugiesischen Schulen verfertigte, welches alsbald abgedruckt und noch mit den ersten Schiffen des nächsten Jahres hinaus gesandt wurde. Professor Francke fand sich bewogen, ein Dankschreiben nach England abgehen zu lassen: „Die Nachwelt wird aus diesem Beispiel lernen, wie eine Nation der andern bei der gemeinsamen Sache der Ausbreitung der christlichen Religion helfen kann, wenn sie findet, daß die Deutschen den Dänen und die Engländer beiden beigestanden haben.“ Dann bekennt er im Anfang Bedenken gehabt zu haben, ob er sich auf dies fremde Werk einlassen solle, und ob nicht das seinige dadurch Schaden leiden möchte, aber er habe solche Skrupel im Hinblick auf die gnädigen Fußtapfen Gottes überwunden, und müsse nun bekennen, daß der Segen des Himmels nachdem nur reichlicher über seine Anstalten sich ergossen habe. Dieselbe Erfahrung werde auch die Societät bei der Beförderung dieses wahrhaft katholischen Werks machen.

Als Francke dies schrieb, hatte schon der nach Indien gesandte Segen, so bezeichnen die Missionare mit Vorliebe die übersandten Unterstützungen, nach England zurückzufließen begonnen. Man wurde dort aufmerksam auf den religiösen Zustand der eignen Ostindischen Colonieen, zog nähere Kunde über Lande und Leute ein, und fand, daß die Compagnie etwa eine halbe Million heidnischer Unterthanen habe. Vorläufig suchte man nun die drei englischen Prediger an den drei Hauptorten ins Interesse zu ziehen, indem man sie mit Büchern versah und zu correspondirenden Mitgliedern ernannte, an Gouverneur und Rath in Madras wurden Bittschreiben um Beförderung solcher heiligen Sache abgelassen: „Wer weiß, ob nicht der so sehr erweiterte Handel, der bis in die äußersten Ecken der Erde durchgedrungen ist, ein Mittel sei, dessen sich die weise Vorsehung des HErrn vielleicht bedienen möchte, dem herrlichen Durchbruch der christ-

lichen Kirche in diesen Ländern Raum zu machen. Sollten wir auch eine solche gesegnete Zeit selbst nicht erleben, so würden wir doch vor Gott nicht ohne Verantwortung bleiben, so wir es nicht beförderten, sonderlich da ein solches in unserm Vermögen wäre. Wir würden uns auch eine solche herrliche Zeit zu sehen, selbst unwürdig machen." Unterzeichnet hatten drei Bischöfe, sieben Parlamentsherren, etliche Königliche Hofprediger und viel andere hohe Personen. In England fand die Missionssonne einen wolkenlosen heitern Himmel; denn daß die Engländer die Mission in ihrer Weise unterstützten mit einer Presse, mit Büchern, mit mathematischen Instrumenten, ließ sich durch die ergänzende Thätigkeit der andern Nationen gut machen, obgleich die Missionare als gute deutsche Theologen, die sich nicht zu tief mit der Mathematik einzulassen pflegen, beim Anblick der mancherlei Instrumente schwer aufseufzten und dachten: Ach hätten wir doch lieber in unserer Noth das schöne baare Geld.

Doch eine andre kleine Wolke sahen wir gleich Anfangs in Böhme's Unionsliebe am Himmel aufsteigen, sie war der Vorbote eines größeren Gewitters. Wie ereifert er sich gegen die Kirchengemeinschaften, welche nur ihre Partei, nicht das Reich Christi auf Erden fortpflanzen wollen und nur auf ihren Vortheil aus sind. Von den katholischen Missionaren sagt er: Es ist gewiß, viele durchfahren See und Land, einen Proselyten zu machen, und wenn es geschieht, machen sie ihn zwiefach mehr zu einem Kind der Hölle, als sie selbst es sind. Und solcher Parteigeist durchzieht alle Theile der Christenheit, aber der Geist katholischer Liebe wird den Sinn erfüllen mit höheren Gedanken, wird ihn befreien von so unheilvollen Nebenzwecken, von Gewinnsucht, Parteigeist und Parteiehre. Für das Werk der Mission bestimmte Personen sollten eine mehr freie und weite Erziehung genießen, die Religion in ihrer ersten Weite kennen lernen, ehe sie noch zertheilt und mit Menschensatzungen überschüttet war." — Auf diese Weise suchte Böhme in ganz anderem Sinn als Francke die Mission als ein katholisches, universales Werk zu empfehlen und den praktischen Engländern gefiel dieses sehr wohl; denn das konnte ihnen ja nicht entgehen, daß die einer Mission nach Böhmes Grundsätzen gewährte Unterstützung sich reichlich dadurch belohnen würde, daß die feste Kirche von England einmal die ganze Ernte in ihre Scheuern bringen könnte. Welch ein großer Sturm entstand daher, als man gewahr wurde, daß die Missionare nicht den hohen Geist besaßen, sich von den Ueberlieferungen und Lehren ihrer heimischen Kirche frei zu erhalten. Als eine Probe der auf der übersandten Presse gedruckten Bücher, hatten die

Miſſionare ein portugieſiſches Lehrbüchlein überſandt. Dies kam dem Erzbiſchof in die Hände, er durchblättert es und findet unter den Geboten nicht das zweite reformirte, welches den Bilderdienſt verwirft. Hören wir über das Ganze einen Bericht Böhme's an die Miſſionare vom Januar 1714:

„Es fehlt hier nicht an manchen Schwierigkeiten, ich glaube auch zum voraus, daß derſelben immer mehrere dürften in den Weg geworfen werden. Dasjenige, woran der Erzbiſchof von Canterbury D. Thomas Teniſon ſich ſonderlich geſtoßen hat, iſt das Gebot wider den Bilderdienſt, welches Ihr in Eurem kleinen zu Tranquebar gedruckten Schulbüchlein ganz und gar ausgelaſſen habt. Man muthmaßte hieraus, daß Ihr den groben und ſektireriſchen Lutheranismum unter den Heiden einzuführen gedächtet. Etliche ſagten: Das Gebot wider den Bilderdienſt iſt ja eins der allernothwendigſten in dem ab- und vielgöttiſchen Heidenthum, als welches den Polytheismus am gewaltigſten darnieder ſchlägt und mit einer beſondern Bedrohung desfalls verknüpft iſt. Etliche ſagten: Man muß doch die Schrift nicht alſo verſtümmeln oder hier und dar etwas auslaſſen. Bei etlichen hieß es: Wir wollen weder Lutheranismum noch Calvinismum in Indien einführen helfen und können daher keine fernere Hand in der Sache bieten. Einige meinten, daß die in ihren Studien der Herrn Profeſſoren in Halle Anweiſung genoſſen hätten, ſollten den Lutheranismum in ſeiner Strenge nicht fortpflanzen, ſondern ſelbſt ſehen, was ſich für eines jeden Ortes Gelegenheit, Beſchaffenheit und Umſtände am beſten ſchicke und dem folgen. Ihr könnt leicht erachten, was durch dieſen unvermutheten Einwurf (zumal da ſelbiger von dem vornehmſten Theologen im ganzen Lande gemacht wurde) viele Zerrüttung und Widerſpruch entſtund, ob ich zwar an meiner Seite keinen Fleiß ſparte, die Gemüther zu beſänftigen und fernern ſchädlichen Folgen vorzukommen. Der Erzbiſchof ging ſo weit, daß er der Societät entbieten ließ, er wolle der Cleriſei mit Macht widerrathen, ſich ſolcher Miſſion, welche auf Fortpflanzung des ſectireriſchen Lutheranismi abziele, ferner im geringſten anzunehmen oder ſelbiger einigen Vorſchub zu thun. Ich hätte nie gedacht, daß eine ſolche Unruhe über eine Kleinigkeit entſtehen würde. Erwähnter Erzbiſchof iſt ſonſt ein ſehr wohlmeinender und ehrlicher Mann, auch Euer Freund und Wohlthäter. Er hat Eure von mir ins Engliſche überſetzten Briefe mit Vergnügen geleſen, und ehe er wegen dieſer Sache aufgebracht worden, von der Oſtindiſchen Miſſion ſehr löblich geſprochen. Ihr könnt denn, geliebte Brüder, aus dieſem ganzen Handel (welcher, wo nicht bei

Zeiten vorgebeuget wird, gefährliche Folgen nach sich ziehen dürfte) erkennen, wie große Vorsichtigkeit in Führung Eures Amts Euch nöthig sei, so Ihr anders von andern Nationen darin wünschet unterstützt zu werden."

Die Missionssache hat sich in England von diesem Stoß nicht wieder erholt, das auf Sand gebaute Gebäude stürzte zusammen; die späteren Unterstützungen, noch dazu zum großen Theil in den deutschlutherischen Gemeinden gesammelt, flossen sparsam nach Trankebar und wurden anfänglich zur Begründung von Schulen auf englischem Gebiet, später zur Unterstützung der dort begründeten Missionen gebraucht, welche man mehr in der Hand zu haben glaubte. Es ist ja nur die gleiche Erfahrung, welche in neuerer Zeit die unirten Missionen gemacht haben; sobald sie nur Anläufe zur Bildung festerer und eigenthümlicherer Formen nahmen, stockte Beihülfe und Theilnahme der englischen Missionsfreunde. Also auch auf England gesehen, konnten wir nicht allzu Erfreuliches aus der Heimath melden. Es wird nun Zeit, wieder nach Halle uns zu wenden und zu sehen, wie es komme, daß wir so wenig von über England gesandten Unterstützungen in dieser Zeit vernommen haben.

Da müssen wir uns nun erinnern, daß Halle nicht nur eine pietistische, sondern zugleich eine Königlich Preußische Universität ist, und daher auch in einiger Abhängigkeit von den Ereignissen am Berliner Hof sich befindet. Einen wie großen Halt der Pietismus in Preußen gefunden, haben wir schon gesehen; man sollte nun erwarten, daß die Gunst des Hofes sich auch der Mission zugewandt haben würde. Es ist auch noch eine interessante Urkunde vorhanden, welche beweist, wie große Hoffnungen die deutschen Missionsfreunde noch vor Begründung der dänischen Mission auf den König Friedrich I. von Preußen setzten. Wir entnehmen die folgenden Nachrichten einer wohl nur handschriftlich vorhandenen anonymen Schrift »Pharus missionis Evangelicae,« welche als Vorläufer eines größern Werks der Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften einen an Friedrich I. zu thuenden Vorschlag unterbreitet, wie die Heiden und namentlich die Chinesen zum Christenthum möchten bekehrt werden. Einer Aufzählung überreichlicher Beweisstellen des Alten und Neuen Testaments für eine allgemeine Heidenbekehrung und besonders der östlichen Völker und vor andern der Chinesen, gefolgt von dem Schriftbeweise, daß auch wir daran zu arbeiten hätten, der durch das Beispiel der Apostel und ihrer Schüler, der Katholiken und Reformirten (Genfer und Engländer in Amerika, Holländer in Indien) noch verschärft werde, schließt

sich der Nachweis an, daß Se. Preußische Majestät vor Andern zur Begründung einer chinesischen Mission beitragen könne und werde: 1) wegen der Frömmigkeit und des besondern Eifers Sr. geheiligten Majestät, Gottes Ehre und das Wachsthum der Kirche zu befördern, 2) wegen der Frömmigkeit der königlichen Räthe und Minister, 3) von wegen der neugegründeten Akademie, in deren Gründungsdiplom die goldnen Worte sich fänden: „Bey welcher Gelegenheit (der Ausbreitung der Wissenschaften) auch dahin zu trachten, wie denen Barbarischen Völkern in solchen Quartiren biß an China das Licht des Christenthums und reinen Evangelii anzuzünden und in China selbst von der Land- und Nord-Seiten denen Seewärts einkommenden Evangelischen hierunter die Hand geboten werden könnte.“ 4) Wegen der intimen Freundschaft des Moscovitischen Kaisers und Sr. Königl. Majestät, die bei des Czaren Anwesenheit 1698 begründet und seitdem durch Gesandtschaften befestigt sei, in Folge deren den Brandenburgischen Unterthanen schon viele Privilegien eingeräumt wären, und weiter zu hoffen stehe, daß ein Anschluß an die jährlichen Caravanen nach China leicht gestattet werde. 5) Endlich wegen Preußens Lage und des guten Landes, welches seinen Bewohnern vor allen andern Anwohnern der Ostsee eine Menge Bernstein liefere, welches Produkt als von den Chinesen besonders begehrt, wohl geeignet sei einen gegenseitigen Handel zu begründen. „Da also so viele herrliche Mittel und Wege zusammentreffen, wer will verneinen, daß unser erhabener König und Churfürst vom Himmel berufen ist, solch heiliges Unternehmen ins Werk zu setzen. Wohlan mögen die Engländer die Ausbreitung des Evangeliums in Westindien versuchen, die Holländer für die Bekehrung der Ostindischen Heiden sorgen, unsere Aufgabe ist es nach der Bekehrung der Chinesen zu trachten.“ Unter den Endzwecken der Mission tritt in zweiter Reihe auch die Union auf: „Ja noch etwas Größeres wage ich von unsern evangelischen Missionen zu hoffen, nämlich eine Union der Religionen; denn die Protestanten werden an den Orten, wo ohne Reiz zum Disputiren es sich allein um das mit vereinigten Kräften zu befördernde Heil der Seelen handelt, die Geringfügigkeit der weniger grundlegenden Fragen erkennen, ja Gott wird geben, daß die Papisten zu gesunderem Verständniß zurückkehren nach dem Beispiel ihrer Missionare, welche nicht die quisquilias der Römischen Curie verkauften, sondern einfach nur auf die Gewinnung der Seelen nach Norm der heiligen Schrift ihre frommen Absichten richteten.“

Doch wir müssen hier die Inhaltsangabe des mit großer Wärme

geschriebenen Traktats abbrechen, indem eine vollständige Uebersetzung passender zur Ausfüllung der Spalten des Evangelischen Reichsboten, als Organs der chinesischen Mission, dienen könnte. Nur die Bemerkung können wir nicht unterdrücken, daß wenn nun im Folgenden von den Vorbereitungen der Mission [1]), einer anzustellenden großen Gesandtschaft, den Hindernissen und Arten der Bekehrung gehandelt wird, es bisweilen etwas phantastisch klingt, und man möchte wohl glauben, daß Ziegenbalg auch diesen Traktat mit einbefaßt, wenn er einmal sagt, die Gelehrten in Europa hätten Manches über die Bekehrung der Heiden geschrieben, es sei nur draußen nicht zu brauchen. Alle phantastischen Pläne, zu einer evangelischen Mission zu gelangen, waren durch Gründung der dänischen Mission überflüssig gemacht, und nun konnte sich zeigen, ob am Berliner Hof wirklich Sinn für Unterstützung der Mission vorhanden war. Ziegenbalg rechnete darauf, und um die hohen Personen aufmerksam zu machen, widmete er seine Gespräche mit den Heiden dem Könige von Preußen, aber man druckte in Halle die Dedikation nicht und Francke warnte ihn vielmehr vor Wiederholungen; das möchte in Dänemark übel aufgenommen werden. Wir sahen auch schon vorher, daß es mit dem Missionseifer in Berlin, obgleich dort die beste Veranlassung gegeben war, nicht eben weit her sei, und dieses ließ sich auch nicht wohl anders erwarten, da die ehemalige Zuneigung zu den Pietisten sehr, sehr in Abnahme gekommen, ja zu offener Gegnerschaft umgeschlagen war. Kein einziger von den Hofleuten stand schließlich noch auf dieser Seite und so erklärt sich die

---

1) Von den armen Missionskandidaten wird rein Unmögliches gefordert. Gute Kenntnisse im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen werden vorausgesetzt, zu denen denn Moscovitisch, Chinesisch und Arabisch hinzugefügt werden sollen, in der Theologie sollen sie vor andern in den didaktischen und polemischen Fächern beschlagen sein, die Philosophie ist nicht zu vernachlässigen, besonders kommt es an auf Physik und Ethik, in noch höherem Grade auf Mathematik. Juristische Professoren sollten Unterricht über das Naturrecht und Völkerrecht geben, Mediciner Lectionen über die Krankheiten in jenen fremden Ländern halten. Wenn nicht dazu nach neueren Vorgängen die Haupthandwerke angefügt werden, so erklärt sich dies daraus, daß durch die Zusammensetzung der Missionsgesandtschaft dafür gesorgt ist. Selbige soll bestehen aus einem königlichen Gesandten, aus Rechtsgelehrten, Secretairen und Schreibern, aus einer Anzahl Geistlicher, deren erster das geistliche Haupt der Gesandtschaft ist, aus Aerzten nnd nicht zuletzt aus Mechanikern und Handwerkern, Damit auch der Staat Nutzen von den großen Ausgaben habe, ist Kaufleuten der Anschluß erlaubt. Den Schluß macht eine Schaar Soldaten, nicht nur zum Schutze der Reisenden, sondern auch folgends der Neubekehrten.

Thatsache, daß in Friedrichs letztem Lebensjahr Edikte gegen Schwärmer und Phantasten erschienen, veranlaßt durch Unordnungen in Halle.

Aus einem eigenhändigen Briefe Francke's an Böhme vom 1. Mai 1712 ergiebt sich sogar, daß nicht ganz ungegründete Gerüchte von seiner Absetzung im Umlauf waren: „Wenn etwa ein Gerücht nach England kommen sollte, daß ich und Herr D. Breithaupt removirt wären und sonst andere Umwälzungen in unsern Angelegenheiten sich zugetragen hätten, so kehren Sie sich nicht daran und widersprechen dem. Der Teufel hatte allerdings solches im Sinne und böse Menschen arbeiteten darauf hin, aber die Versuche sind gescheitert, alles ist heiter, nichts mehr zu fürchten (talia utique Diabolus in animo habuit et mali quidem etiam machinati sunt; sed nunc molimina illa sunt subversa et serena sunt omnia, ut nihil metuendum sit)."

Diese seltsame Nachricht läßt sich einiger Maßen aus dem Briefwechsel des wohlunterrichteten Neubauer, der Francke's rechte Hand in Verwaltung der Anstalten war, mit seinem Freund Böhme erläutern und zugleich darthun, daß mit Ueberwindung jener Gefahr die Schwierigkeiten keineswegs aufhörten: „Gegner des Herrn Professors ist das hiesige reformirte Presbyterium, welches ein Gymnasium academicum aufgerichtet, und einen Schweizerischen Doctor der Theologie drein gesetzt hat, welchen sie nun auch in die Reihe der akademischen Professoren mitgesetzt wissen wollen, über das die Kloster-Revenüen des lutherischen Klosters Hillersleben, so bei Gründung der Universität auf ewig für ein Seminar der lutherischen Kirche gestiftet worden, gegen die Reichs-Recesse an reformirte Studenten ziehen wollen und diese beiden Punkte im letzten Monate des Lebens Friederici durch ihre besondere Patrone, Feinde der lutherischen Theologen, schon ausgewirkt haben." Entschiedenere Schritte noch erwarteten die Reformirten von dem neuen Regenten, aber sie täuschten sich, wie Neubauer vertraulich an Böhme unterm 8. März 1713 melden kann: „An unserm Hofe gehen viele Veränderungen vor, aber der Berg Zion stehet unbeweglich, der HErr hat ihn gegründet und seine Augen stehen offen über ihm. Ja man hat groſse Ursache zu glauben, daß der HErr einen Cores erwecket habe, der den Bau des Tempels nicht hindern, sondern fördern werde. Die Welt ist blind und betrügt sich sehr in vergeblicher Hoffnung, daß dem Werke des HErrn ein Nachtheil entstehen werde. In welcher Hoffnung sie denn auch schon Lügen ausfliegen läßt, die schon bis nach Holland gekommen sind und vielleicht auch über die See fliegen werden, daß der Königin Beichtvater (Breit-

haupt?), auch Herr Prof. Francke, Ursach sei von der Königin Verwirrung, und daß Jener allbereits im Arrest sei, so beides erlogen ist. Es hat das ganze lutherische Ministerium, an ihrer Spitze an Speners Stelle, dessen Nachfolger gestorben, der gedachte Beichtvater, am 4. März sich an den König adressirt und eine gar gnädige Antwort erhalten, daß nämlich Se. Majestät sie lieben und schätzen werde, wie sein Herr Vater gethan. Uns aber hat die gütige Providenz des Königs Herz schon vor Jahr und Tag auf eine der Welt unbewußte Weise also zugekehrt und kund werden lassen, daß die bittersten Feinde, so damals den verstorbenen König mit gräulichen Lügen wider das Werk des HErrn aufzubringen sich äußerst bemühten, verstummen mußten, als Gott dem damaligen Kronprinzen den Mund öffnete für Gottes Werk zu reden. Es war damals kein Einziger unter der Regierung mehr für die Sache Gottes, sondern alle recht grimmig gegen das Werk, und der Kronprinz ist seit der Zeit in der gnädigen Zuneigung geblieben, als welche er auch auf gewisse untrügliche Beweise gegründet hatte, vermöge welcher er auch unzweifelhaft dabei bleiben wird. Er hat einen scharfen Verstand, daher er nach dem Grunde forschet und dann auch, was er gegründet findet, fest hält. Gott stehe ihm bei! Dieses melde dem geliebten Bruder zur geheimen [1]) Nachricht, daß er versichert sei, die Stadt Gottes sei gar stille mitten unter den Stürmen des Lügenschäumenden Weltmeers. Aber viele vom Gouvernement und Staat werden allem Ansehen nach die schwere Hand fühlen und die vergeltende Strafe erfahren. Gegenwärtig könnte ich manche verborgene Dinge melden, welche der Feder nicht vertrauen mag. Wir haben große Hoffnung, es werde noch viel besser werden, wenn auch gleich Krieg und Unruhe mitten im Lande entstehen möchte."

Daß man in Halle wohl unterrichtet gewesen, beweisen die Ereignisse des Maimonats, wo Francke nach Berlin reiste, dem König Vorstellung wegen der Eingriffe der Reformirten zu thun: „Beide Punkte sind vom jetzigen König wieder verworfen worden auf Remonstration des Herrn Prof. Francke, der insonderheit den Ruin der Universität daher voraussieht, wenn sie erst gemischt sein wird, indem die Eltern ihre Kinder sodann nicht anher senden werden, welche Sache

1) Nachschrift: Was de intimo affectu Regis gemeldet, bitte noch zu menagiren; effectus ejus affectus mögen andre wohl wissen, daß er nämlich das Werk schützen und mehr fördern als hindern werde. Populus videat opera et facta; Mosi soli (amicis Dei) notificantur viae Domini mirabiles.

aber zugleich die Hinderung des jetzigen gesegneten Laufs des Werks des HErrn mit sich führt, wenn nämlich die Universität nicht mehr so viel junge Leute bekömmt. Die Beraubung aber des Seminars wird öffentliche Unruhen nach sich ziehen, welche beide Argumente dem König wohl eingeleuchtet haben, der im übrigen gar nicht sektirisch ist, und die Lutheraner, besonders die Pietisten (Lutheranos, praesertim pietatis amantes) liebet. Der Herr von Printz aber, so ein eifriger Reformirter, agirt so heftig in der Sache, Gott aber wird wissen sein Werk zu erhalten, worum es uns allein zu thun ist und welches zu hemmen den Widerwärtigen sonderlich am Herzen ist."

Diese Widersacher beruhigten sich nun nicht bei dem einmaligen Entscheide des Königs, sondern kamen mit einer Schrift dagegen ein. Und sie glaubten es so klug eingerichtet zu haben, daß der König flugs ja sagen müsse; aber sie erhielten die unvermuthete Antwort, die Schrift müsse erst an Professor Francke geschickt werden, worauf der ganze Stil und Beweisführung gar nicht eingerichtet war. Nun vereinigte sich auch der Professor Thomasius in Folge einer Absolutions-Verweigerung Francke's mit den Gegnern und erhob so schlimme Beschuldigungen, daß Neubauer im September 1713 schreibt, komme die Sache zur Untersuchung, so müsse sie mit der Absetzung eines von beiden enden. Thomasius ließ es sich sehr angelegen sein; er nahm eigens einen zweimonatlichen Aufenthalt in Berlin und bot all seinen Einfluß auf, erlangte auch die Niedersetzung einer Commission.

Dazu kam ein anderer in diesem Zeitpunkt sehr bedenklicher Umstand. Es tauchten plötzlich die schwarmgeistischen Inspirirten aus den Sevennen in Halle auf und gewannen Anhänger, die Tochter eines Wärters am Pädagogium gerieth in Verzückungen und weissagte. Francke's feste Haltung beseitigte die Gefahr. Als er nach genauer Prüfung den Lügengeist erkannte, trat er entschieden auf und verwarnte zunächst die Magd und ihren Vater. Dann belehrte er die Studenten öffentlich von dem Ungrunde der Sache, nahm zweien, die dazu gegangen waren, Freitisch und Unterrichtsstunden, entließ jenen Wärter, warnte die Gemeinde in Predigten, indem er aber zugleich erinnerte, die Irrenden nicht übermüthig zu behandeln, sondern vielmehr für sie zu beten. Nun ergoß sich zwar der Wahrsagergeist über ihn und sein Werk in schrecklichen Lästerungen, aber er ließ sich weder beirren noch erbittern, und als eine Königliche Commission niedergesetzt wurde, die ausdrücklich an seinen Rath gewiesen war, übergab er zwar ein gründliches theologisches Votum über die Sündlichkeit des ganzen Treibens, rieth aber andrerseits zur milden Behandlung.

So glücklich als diese Gefahr vorüberging, endigte auch die Berliner Untersuchung, wie Neubauer am 14. Febr. 1714 schreibt: „Nachdem der Theologen Antwort dem König geschickt war, ist Thomasio angesagt worden, er solle sich von Berlin weg machen, worauf er auch seine Rückreise hieher angetreten und nach der Heimkunft sich krank gemacht, damit er nicht zum Concil kommen dürfte, welches schon ein Anzeichen war, daß er nicht mit Ruhm, sondern mit Schande zurückgekommen. Die gemeine Rede war dabei in der Stadt, der König habe ihm folgendes sagen lassen: Er solle sich von Berlin wegmachen, was er gesucht, das solle nicht geschehen, wenn er aber seinen Abschied suche, den könne er bekommen. Es ist sehr probabel, daß das Compliment also gelautet habe, denn das ist gewiß, daß der König, da der Theologen Antwort einlief, gesprochen: Ich will den Kerl wegjagen. Summa: er hat nichts ausgerichtet, hingegen das bischen Credit, so er noch bei einigen Ministern gehabt, vollends verloren und einen übeln Begriff von sich bei Hofe hinterlassen. Und das hat ihm wohl 1000 Thaler gekostet, indem er in Berlin etliche Monate viel verzehret mit seinem Geheimenraths-Aufzuge und daheim unterdessen mit Collegien nichts verdient hat. Es müsse allen Feinden der göttlichen Wahrheit nicht anders als ihm gelingen, so wird des HErrn Werk ferner im Segen von statten gehen.

Die Reformirten aber sind ganz stille worden, lassen ihre Forderungen ganz liegen, und scheint nun dieser, der ihnen geheuchelt hat mit der seiner Anklage inserirten Anschuldigung, daß die Halleschen Theologen die Reformirten anfeinden, ganz zu Schanden, hingegen des Königs Herz, daß er Prof. Francke nämlich zu schützen beständig fortfährt, vor dem ganzen Hofe noch mehr offenbar worden; sie geben es ganz verloren, wie denn dergleichen Reden von reformirten Damen allhier, die aus der Schule geschwatzt, vernommen sind, so lange der kleine Mann (Francke) des Königs Herz in Händen habe, würden sie nichts erhalten.

Herr von Printz hat dem Herrn Prof. Francke auf den ihm geschriebenen Neujahrswunsch sehr gnädig geantwortet, welches uns auch ein Zeugniß ist, daß er der Reformirten Vorhaben zu der Lutheraner Kränkung fortzuführen entweder nicht ferner gewillt sei oder es bei der jetzigen Gestalt des Hofs nicht für möglich halte. Es ist gewiß eine solche Veränderung in diesem Jahr in dieser Sache vorgegangen, daß wir uns nicht genug drüber verwundern können, wir würden es uns heute vorm Jahr, da Friedericus Rex noch regierte, mit keiner Ein-

bildungskraft haben vorstellen noch glauben können, wie es möglich wäre binnen Jahresfrist solche Veränderungen zu sehen."

Die Veränderung war allerdings so gewaltig, daß wir noch heute uns verwundern müssen, daß auf Preußens Thron jemals ein den Lutheranern so geneigter Fürst gesessen hat. Die Wichtigkeit dieser Thatsache bei den jetzigen kirchlichen Zuständen möge unser längeres Verweilen an diesem Punkte entschuldigen. Wir geben zunächst noch eine Stelle aus Neubauers Brief vom 6. Dec. 1713: „In Berlin läßt sich die Krisis sehr schön an. Der König hat unter der Theologischen Facultät Brief, darin sie um Mittheilung dessen baten, was Thomasius wider sie angebracht und den sie unmittelbar an den König gesandt, sofort mit einer Hand geschrieben, daß man ihnen eilig des Thomasius Klagen mittheilen solle und darauf in Gegenwart vieler Hofleute mit großem Ernst herausgesagt, wie er Thomasii und der Reformirten Angriffe ansehe, unter andern waren seine Ausdrücke dabei: Wenn ich den Kerlen nicht den Daumen aufs Auge hielte, so sollten sie wohl eine Verfolgung anrichten wie in Frankreich. In der Mark haben sie schon lutherischen Unterthanen reformirte Prediger an zwei Orten aufgedrungen, ich aber will ihnen zwei lutherische dabei setzen. Jetzo gehe ich noch piano mit ihnen um, aber wo sie mir den Kopf doll machen, so wirds stinken. Es ist ja eine gute Religion und fehlet den Lutheranern nichts, ohne daß sie die Nase nicht so hochtragen als sie. So weit des Königs Worte, die ohne Zweifel auskommen werden, weil er es nicht im Verborgenen gesagt."

In welcher Weise man in Halle diese Gesinnung des Königs zu benutzen verstand, erzählt uns Neubauer im Mai 1714: „Unser König hat an König Augustum nach Dresden geschrieben wegen des Uebernehmens des D. Löscher, da er die Halleschen Theologen bisher so unbillig traktiret, auch so gar die von König Friedrich in der Pietistischen Sache ergangenen Edikte mit seinen unbefugten Kritiken und Glossen seinen Antipietistischen Schriften gegen den Sinn König Friedrichs mit eingereiht und zur Blamirung der Halleschen Theologen verdrehet hat. Nun wird ihm König Augustus ohne Zweifel das Cantate legen. Bisher hat ihn Präses des Ober-Consistorii schon auf Ordre des Königs ein und andermal einen Verweis gegeben. — Auch hat unser König an den Kaiser geschrieben wegen des Professors Voigt von Hermannstadt und zugleich seiner Halleschen Theologen Unschuld in der Pietistischen Sache vorgestellt; wie solches blos aus Bosheit einiger

Theologen, besonders der Wittenberger herrühre, klar dargelegt und den Kaiser gebeten, sich durch solche widrige Leute nicht bewegen zu lassen, daß er die, so zu Halle studirt haben, von Beförderung in seinen Landen zurückhalten lasse [1]), anbei versichert, daß dessen Unterthanen mit solchen friedliebenden Leuten und die den Glauben in guten Werken bewiesen, weit besser versehen sein würden, als mit jenen Friedestörern. Von beiden Briefen ist in der göttlichen Sache viel Gutes zu hoffen. Gott sei dafür gepriesen, und wolle den König reichlich dafür segnen [2])!"

Alle Gefahren waren also aufs Vollständigste beseitigt und die Pietisten wieder oben auf, und dies kam der Mission zu gut, auch wenn der König sich nicht eigens dafür interessirte. Sehr hoch aber ist es den Hallensern anzuschlagen, daß sie auch während jener gefährlichen Jahre der Mission nicht vergessen haben, damit beweisend, daß die Missionare allein auf Halle sich jetzt verlassen konnten, wenn Alles in der Heimath wankte. Dies eigentliche Resultat unserer Berichte aus der Heimath werden die folgenden Ereignisse ins Licht stellen.

Aus Kopenhagen fehlen seit jenem letzten Brief von Dr. Lütkens, also vom April 1711 an, ein und ein halb Jahr hindurch alle Nachrichten; wie schlimm es während deß mit der Mission bestellt war, lehrt die einfache Thatsache, daß 1712 die Missionare von Kopenhagen auch auf indirektem Wege nicht eine Zeile, nicht einen Pfennig Gehalt, geschweige andre Unterstützungen empfingen. Dazu wurden im Sommer 1712 Bövinghs Briefe veröffentlicht, während in Halle die schwere

---

1) Zur Erläuterung dieser Siebenbürgischen Sache diene eine Stelle aus Francke's Brief an Böhme vom 6. Nov. 1712: „Jüngst habe ich auch von einiger Hallensium Beförderung gemeldet; jetzt thue noch davon einiges hinzu. Herr Voigt, der 10 Jahr meiner Kinder Informator gewesen, ist Professor worden im Gymnasium zu Hermannstadt in Siebenbürgen, da er Rectorem et reliquos collegas unter sich hat. Das Königsrichter- und Burgemeister-Amt allda sind die beyden wichtigsten stationes im gantzen Lande. Jenes hat jetzo Herr Teutsch, dieses Herr von Rothenfels, welche bey der causa Dei von Herzen sind und Herrn Voigten dahin befördert. Ohnlängst haben etliche Freunde hieselbst beinahe 400 zusammengezählet, die ihnen bekannt gewesen, daß sie hier studiret und nun anderswo in Aemtern stehen. Utinam omnes recte curarent rem Domini." Die offene Thür wieder zuschließen, war der im Bövinghischen Streit erwähnte Generalsuperintendent Dassov geschäftig: „Herr D. Dassov hat gegen uns leider eine offenbare Feindschaft, davon ich (Francke) ein deutliches Merkmal an einem Handbriefe, den er nach Siebenbürgen geschrieben, in Händen habe."

2) Mehreres über die Gunst des Königs gegen das Waisenhaus und Prof. Francke s. Urkunden Nr. 22.

Krisis noch immer fortdauerte; vor Menschen Augen war das Missionswerk verloren, wie auch Prof. Michaelis später den Missionaren offen schrieb, Jedermann habe damals geglaubt, daß das ganze Werk in Asche liege. Da half Gott wunderbar. Die genauesten Angaben finden sich in dem schon erwähnten Sendschreiben Wendts von den Gnadenbezeugungen: „Das weiß ich und habe es erfahren, da 1711 alles über die traurigen Nachrichten aus Trankebar in Unruhe und Betrübniß gerieth und Gott den täglich sterbenden Lütkens hierdurch noch mehr entkräften ließ, daß nun allererst Se. Königl. Maj. angefangen, mit desto mehrer Macht und Gnade sich den aufkommenden Schwierigkeiten und Hindernissen entgegen zu setzen, und mit solchen Gnaden sich der Sachen anzunehmen, daß es nicht anders geschienen, als glaubten Se. Königl. Maj., es sei nun alle Last wieder auf Sie allein gelegt, nachdem diejenigen nicht mehr zur Seite (Ochsen) und bald darauf abgefordert waren (Lütkens), denen Sie sonst einige Besorgung abzutheilen gewohnt waren.“ Am 12. Juni 1712 unterzeichnete darauf der König in Itzehoe folgendes Edikt: Wir wollen allergnädigst disponiren, daß von den Post-Revenüen jährlich sollen 2000 Reichsthaler in Kronen zu dem in Ostindien angefangenen Werk der Bekehrung der Heiden gewidmet seien, dergestalt, daß von nun an und bis zu ewigen Zeiten vier Missionare jährlich von erwähnten 2000 Thalern jeder 200 genießen und bekommen soll, die übrigen 1200 Rthlr. aber sollen jährlich zu den in Ostindien seienden oder ins künftige allda kommenden Schulbedienten sammt Bekehrung und Erziehung der Heiden angewandt und bestimmt sein, worinnen sonder Gottes Strafe keine Veränderung zu machen, und gehet die Hebung dieser Gelder vom 11. September des 1711. Jahres. — „Ich kanns nicht wohl beschreiben, fährt Wendt fort, mit was für Freuden der sel. D. Lütkens erfüllt worden, als ihm die Zeitung von dieser hohen Königlichen Vorsorge gebracht wurde. Der Geist des fast erstorbenen Mannes ward gleichsam wieder lebendig, als er von Gott angesehen ward, noch vor seinem Ende eine solche Ergötzung nach vielen erlebten traurigen Zufällen wieder zu genießen. Nun will ich gerne sterben, waren die Worte, die dem seligen Manne, wie ehemals Jakob auf der Zunge lagen, nachdem ich diese Freude erlebt habe, Gott segne den König. Hätte die sich mehrende Abnahme und Schwachheit des sel. Mannes es nicht aufgehalten, und der erfolgende Fall nicht gar unterbrochen, so hätte er sein Vorhaben in einer allerunterthänigst-herzlichen Danksagung noch vollführt.“

Nach dieser Nachricht zu schließen, wird Dr. Lütkens etwa An-

fangs Auguſt 1712 [1]) geſtorben ſein. Noch auf ſeinem Sterbebette ſorgte er für die Miſſion; nachdem er das Abendmahl empfangen, trug er ſeinem Beichtvater, dem Propſt und Profeſſor Lodberg auf, dem Könige zu danken, und dies ward die Veranlaſſung, daß ſelbigem die Inſpektion über die Miſſion aufgetragen wurde, und weil Ockſen, deſſen Beirath ſich Lütkens immer bedient hatte, Biſchof in Aarhus geworden und alſo von Kopenhagen fern war, wurde ihm ein zweiter Profeſſor der Theologie Trellund zugeſellt, beiden aber aufgegeben, ihre Eingaben immer durch den Geheimrath von Holſt an den König zu richten. Das war nun doch der Anfang einer guten Ordnung. In Halle aber wußte man von allen dieſen Ereigniſſen nichts und war nach Dr. Lütkens Tode rathlos, durch wen man nun noch in Dänemark etwas für die Miſſion wirken könne.

Die beiden Schleſier waren wohl längſt, des Wartens müde, in Aemter getreten, aber ein anderes Unternehmen, die Einrichtung einer tamuliſchen Druckerei, war ſchon ſo weit vorgeſchritten, daß ein Zurücktreten unmöglich war. Schon am 31. December 1710 hatte Fraucke den Miſſionaren darauf Hoffnung gemacht: „Wir laſſen nun malabariſche Lettern gießen und hoffen dieſen Winter ganz damit fertig zu werden und ſie Ihnen zu ſenden. Wir laſſen hier einen Studioſus, Namens Berlin, den H. M. Gründler wohl kennen wird, zur Druckerei zurichten, und wenn ers recht verſteht, wollen wir ihn, ſo Gott will, ſenden. Es iſt noch ein andrer, Herr Frick, der auch zu Ihnen hinein will, und noch zwei andre, mit welchen hoffentlich was rechts auszurichten ſein wird, ſind bereit dazu. Aber in dieſem Jahr iſts nicht möglich geweſen, Jemanden hineinzuſenden. Sie ſeien nur wacker in dem Werk des HErrn und werden nicht müde und laſſen ſich auch nicht ſtutzig machen oder abſchrecken, wenns nicht nach Wunſch gehet oder Sie auch meinten, es ſelbſt worin verſehen zu haben. Gott iſt mit Ihnen, Sie ſeien nur ſehr freudig und getroſt. Was Sie auch dies Jahr von uns nicht bekommen, das werden Sie mit Gottes Hülfe mit deſto größern Freuden und deſto reichlicher, wenn wieder Schiffe fortgehen, von uns zu erwarten haben. Denn wir ſind nicht müßig für Sie und bitten Gott einmüthiglich, daß er das Werk Ihrer Hände ſegnen wolle, welches er auch thun wird. Sie fürchten ſich nur nicht, ſondern gehen nur friſch im Glauben fort.“ Die Arbeit ſchritt lang-

---

1) Dieſe Vermuthung findet ſich durch den nachträglich gefundenen Brief Plütſchau's (Urkunden 26) beſtätigt, wonach Lütkens am 12. Aug. 1712, nur 2 Tage vor Plütſchau's Landung geſtorben.

samer vor als man Anfangs erwartet haben mochte, denn während wir Ende nächsten Jahres die Absendung der Druckerei erwarten möchten, schreibt Prof. Francke nur eine neue Vertröstung: „Diesmal habe ich Herrn Böhme gebeten, Euch mit diesem Schiff 700 Thaler zu übermachen, als welche hier für Euch parat liegen und dem Herrn Böhme gleich wieder erstattet werden können und sollen. Künftig Jahr soll mit Gottes Hülfe mehr geschickt werden nebst einer Malabarischen Druckerei, welche wir bisher mit großem Fleiß zubereiten lassen, und damit bald zu Stande zu kommen, auch zur Probe etwa einen Catechismus damit zu drucken hoffen und solche Probe Euch zugleich zu übersenden. Es hat auch einer aus Liebe zum Werk Gottes bei Euch die Druckerkunst gelernt, den wir dann zugleich mit hinein zu senden gedenken, daß er Euch im Werke des HErrn beistehe. Wer nicht müde wird, sondern in den schweren Umständen fein aushält und alle Zufälligkeit nur dazu gebraucht, daß er dem HErrn desto bequemer und brauchbarer werde zu allem guten Werk, dem wird Gott gewiß beistehen, daß er alles überwinde und einen unaussprechlichen großen Segen in Zeit und Ewigkeit davon tragen wird."

Der Eifer bei Einrichtung der Druckerei muß in Halle ganz außerordentlich gewesen sein. Der treue Elers, der Gründer der Waisenhaus-Buchhandlung, hielt sich gleichsam durch sein Amt zur ersten Fürsorge verpflichtet und ließ es sich viel Kopfzerbrechens kosten, all die verschiedenen Züge und Punkte zu erkennen, um dem Stempelschneider bedeuten zu können. Ein Herr Dobbeler suchte mit großem Fleiß nach Baldäus Anweisung (in seiner Beschreibung der Küste Coromandel) und einem Schriftstück, das übersetzt war, die Bedeutungen und Declinationen der Wörter heraus und befähigte sich selbst den übersandten tamulischen Catechismus wörtlich ins Lateinische zu übersetzen, wodurch denn Elers die Sprache so weit verstehen lernte, daß er den Catechismus lesen konnte. Weil nun der Stempelschneider Adler wirklich sah, daß die Sache vorwärtsgehen werde, so fand er sich erweckt, die Stempelschneiderei völliger zu erlernen und gleichzeitig sich anzubieten, selbst mit hinauszugehen. Dasselbe that denn auch sein jüngerer Bruder. Die deutschen Missionsfreunde ließen es auch an Beiträgen nicht fehlen, im Oktober 1712 hatte Neubauer als Cassirer schon 2500 Thaler zusammen, wovon freilich die Druckerei und die Transportkosten zu zahlen waren, aber der Zufluß hörte nicht auf, und schließlich, nachdem alles bezahlt war, konnte er noch 300 Pfund nach Trankebar überschicken. Aber eben mit der Uebersendung hatte es seine Schwierigkeit; nicht zwar hinsichtlich des Geldes, aber die vielen

Sachen und die Personen, wie sollten sie hinüberkommen? und wird man in Kopenhagen auch bereitwillig die Einrichtung einer Druckerei gestatten? Den lieben Missionsfreunden war natürlich ein Gedanke an solche Hindernisse nicht in den Sinn gekommeu, einem aber lag es schwer auf dem Herzen, nämlich Professor Francken. Da half eine Dame aus der Noth, die schon genannte Oberhofmeisterin von Schmitberg. Schon während Lütkens Krankheit hatte sie bisweilen Winke über die Missionsangelegenheiten nach Halle gegeben, nun gab sie Francke den Rath sich an den Geheimrath von Holsten zu wenden. Es geschah, und der Erfolg war über alle Erwartung. Bald war ein königlicher Schutzbrief für die drei Drucker und eine entsprechende Ordre für die Ostindische Compagnie ausgefertigt. Im December reisten die drei Leute nach London ab, ihr Paß bezeichnete sie als Studenten (cives Academici), obwohl nur Berlin Theologie studirt hatte, weil man befürchtete, die Holländer möchten sie auf der Reise aufheben, wenn sie die wahre Absicht erfuhren, wodurch sie ihren Handel gefährdet wähnen könnten; das tiefste Stillschweigen war ihnen anbefohlen.

Wir lassen uns von Neubauer die beiden Hauptpersonen schildern: „Gestern, am 13. Dezember sind unsere drei Ostindien-Fahrer mit einer Extrapost von vier Pferden abgegangen. Ich habe ihnen das Geleit auf 2 Meilen gegeben und mit Rath zur Reise schriftlich und mündlich versehen, so gut ich gekonnt. Der Studiosus Berlin hat, wie ich in mehrerer Conversation vor und bei der Abreise angemerkt, ein ziemlich abstoßendes Wesen (austere conduite), die den Engländern nicht angenehm sein wird. Ich empfehle ihn daher des geliebten Bruders Zucht. Es ist sonst ein redlich Herz, auch im Arbeiten als fleißig von Herrn Elers mir angepriesen. Der Adler hat das nicht im innern Grunde, was Berlin hat, aber im äußern wird er den Engländern angenehmer sein.“ Durch die Gefahren in Holland kamen die Reisenden glücklich hindurch; in England [1]) dagegen

---

1) Interessant ist Neubauers Vorsorge wegen der englischen Sprache in demselben Brief: „Man lasse sie doch so viel möglich in London die englische Sprache exerciren, damit sie nicht auf dem Schiff als Butte-Muffen unter der wilden Englischen Nation gleich Stummen herumkriechen dürfen. Wenn darnach nicht Jemand mit zu Schiffe gehet von Ostindienfahrern, der den Unterricht continuiren kann, so wird nöthig sein, daß bei dem Hafen Jemand gedungen werde, der sie als lange sie noch im Hafen liegen, täglich etliche Stunden unterrichte. Herr Berlin streicht eine Violin und der Knabe spielt, wie er mir gesagt, nebst der Violin

traf sie mancherlei Noth. Berlin erkrankte an einem gefährlichen Husten, daß fast bis zuletzt seine Abreise in Zweifel stand, dazu paßte der ältere Adler, schon nach obiger Beschreibnng, zu wenig für ihn. Endlich machte sich noch Alles gut, sie kamen glücklich an Bord, und hatten eine ganz außerordentlich schnelle Reise.

Das war doch einmal ein wirklicher Fortschritt in den Missionsangelegenheiten, und in Halle erwartete man noch viel Gutes aus diesem zum König von Dänemark gefundenen Zugang. Nach einem Briefe, den damals Neubauer in Francke's Namen an Böhme schrieb, war die Hoffnung allerdings gegründet: „Nach Dr. Lütkens Tode ist die oberste Fürsorge dem Königl. Geheimrath v. Holst aufgetragen. Durch diesen Kanal gehet von nun an, was dieser Sachen halben an den König zu bringen ist. Die erste Probe ist gut gegangen, da nämlich denselben ersucht habe, bei Sr. K. M. um Protection der drei zur Druckerei gehörigen Personen anzuhalten; denn er hat es dem Könige wohl vorgetragen und meinen Brief von Wort zu Wort vorgelesen und mir geantwortet, daß der König nicht allein ganz gnädig resolvirt, gedachten drei Personen den gesuchten Protectionsbrief zu ertheilen, sondern sich auch vergnügt bezeugt mit dem Eifer, so bei uns angewandt in Förderung des Werks, und mir im Namen Sr. K. M. deshalb zu danken anbefohlen [1]). An den Bischof Ocksen zu Riepen habe auch geschrieben und Antwort [2]) erhalten. Derselbe ist ein treuer und herzlicher Mann, kann aber kaum anders als indirekt in der Sache agiren, weil die eigentlichen Commissare, so die Sache beobachten sollen, sind Herr Trellund, Professor der Theologie, und Herr Pastor Lodberg, welche beide auf königlichen Befehl auch an mich geschrieben."

Es wird allerdings erst eines königlichen Befehls bedurft haben, um beide Herren zu einem Schreiben an Francke zu bewegen [3]), der

---

die fleute douze. Man lasse sie zwei feine Geigen und zwei fleutes douzes mit zu Schiffe nehmen, welches sie etwa noch angenehm machen kann. Vielleicht lernt auch Jemand von ihnen und wird dadurch obligat, ihnen Gegendienste zu thun. Der Knabe sieht sehr helle aus, fast heller, wie der alte Adler."

1) Wie dieser offene Weg auch zur Förderung der pietistischen Sache benutzt wird, lese man Urkunden Nr. 23.

2) Die Antwort folgt in der Urkunden Nr. 21. Der Bischof scheint doch zu schwarz zu sehen, und indem er an einer Fortführung der Mission unter dänischem Schutz verzweifelt, stellt er sich selbst das Zeugniß aus, daß er zur obersten Leitung nicht befähigt gewesen wäre.

3) Auch diesen einen Brief ließen sie noch durch Wendt verfassen und schreiben, sie gaben nur ihren Namen dazu her.

nicht nur ihr kirchlicher Gegner, sondern auch ein Deutscher war, von dem außerdem zu befürchten stand, daß noch mehr Deutsche durch seinen Einfluß nach Trankebar kommen möchten. Beide Commissare waren in erster Reihe Nationaldänen, und hatten schon deshalb ein geringeres Mitgefühl für die Verfolgung der deutschen Missionare durch die dänische Obrigkeit, die Hallesche Unterstützung vollends verletzte ihr Nationalgefühl. In Halle bekam man dies bald recht stark zu fühlen. Plütschau hatte einen eingebornen Jüngling Namens Timotheus mit herausgebracht, der in Halle seine weitere Ausbildung erhalten sollte. Es ist nun kaum glaublich, welch langwierige Verhandlungen über ihn geführt sind; sie würden ein volles Kapitel ausfüllen. Die höchste Person des Staats wurde mehrmals mit entgegengesetzten Bittschriften deshalb bestürmt, bis schließlich die Commissare siegten, Timotheus von Halle wieder zurückforderten und ihn zu einem Buchbinder in Kopenhagen in die Lehre brachten, nachdem er unterdeß aus Mangel an einer festgeordneten Erziehung sittlich verdorben war. Aehnliche Verwicklungen entstanden, als sie unter Plütschau's Leitung ein dänisches Missionsseminar in Kopenhagen einrichteten. Auf solche Sachen verwandte man alle Kraft, während die Missionare draußen unter dem härtesten Druck standen und seufzten, daß sie an Ausrichtung ihres Amtes gehindert waren.

Einige Aeußerungen A. H. Francke's werden zeigen, wie wenig hoffnungsreich die mit Ernennung der Commissare begonnene neue Epoche sich anläßt, zugleich sind es mahnende Worte an alle die, welche in neuerer Zeit sich vom Zeitgeist haben verblenden lassen und der Nationalität innerhalb der Kirche trennende Bedeutung verleihen, während sie in merkwürdiger Inconsequenz durch eine National-Mission nivellirende kosmopolitische Tendenzen verfechten und uralte, lange zum Segen bestandene Volkssitten nur als Teufelswerk anzusehen vermögen. An Wendt schreibt A. H. Francke am 2. December 1714: „Aus Ihrem jüngsten Schreiben ersehe ich, daß die Herren Inspectoren sehr übel mit mir zufrieden sind, daß ich Herrn Plütschau und Timotheus hier zu behalten suchte, und sie halten mich im Verdacht, als wollte ich das, was ihnen zustehet, an mich ziehen. Nun ist mir zwar, wenn ich nicht das meine, sondern Gottes suche, im Grunde wenig daran gelegen, ob Menschen mit mir zufrieden sind oder nicht; es ist aber doch ein falscher Vorwurf, als suchte ich Herrn Plütschau beständig zu behalten, welches ich nie gesucht, sondern nur auf eine Zeitlang bis Ostern und aus Begierde zu des Werks Besten, welches auch der Absicht seiner Collegen, die ihn herausgesandt haben, ganz gemäß ist. —

Daß ich aber der ganzen Missionssache mich ernstlich annehme und sie gleichsam als mein eigen Werk treibe, kann ja den Herren Inspectoren nicht präjudicirlich, sondern muß ihnen, wo sie des Werks Aufnahme ernstlich suchen, vielmehr angenehm sein, daß man sie in auswärtigen Landen zu unterstützen sucht. Wie denn, da die armen Leute in Ostindien seit dem Absterben des sel. Dr. Lütkens hülflos gelassen sind, sie sich aber hieher zu uns als ihren ehemaligen Lehrern gewendet und ihre Noth vorgestellet mit Bitte, ihnen beizustehen, ich über mein Herz nicht habe bringen können, mich ihnen zu entziehen. Daher ich, so viel an mir gewesen, gesucht habe nicht nur in Kopenhagen durch Schreiben einigen Vortheil für sie auszuwirken, sondern auch in Deutschland und England reiche Beisteuer zu erhalten mir angelegen sein lassen, ungeachtet dies letztere den Anstalten, die ich selber unter Händen habe, hätte präjudicirlich zu sein scheinen können, angesehen nicht allein meine Mitarbeiter am Waisenhause, sondern auch die Wohlthäter dadurch in einige Distraction gesetzt worden. Wie denn nicht selten geschehen, daß die, so sonst Geschenke fürs Waisenhaus gesendet, selbige hernach zum Behuf der dänischen Mission eingesandt. Sollten diese Steuern wegfallen (welches auch endlich geschehen könnte und würde, wo man nur den Ruhm der Nation, nicht aber lauterlich das Werk Gottes zu fördern suchte), würde, wo etwa Sr. Kön. Maj. es einmal vorgestellt würde, selbiges den Herren Inspectoren Verantwortung bringen. Ich bin nicht zuwider, sondern wünschte vielmehr aus verschiedenen Ursachen, daß künftighin rechtschaffene Subjekte von dänischer Nation zur Mission präparirt und ausgesendet werden könnten, aber die Sache präcis an die Nation zu binden und deswegen tüchtigere Subjekte zurückzusetzeu, ist nicht zu verantworten, und dürfte Gott, wo man nur die fleischliche Nationalehre suchte, schwerlich Segen dazu geben: vielmehr dürfte solches, wo man dabei bliebe, zum Ruin der ganzen Sache dienen. Mir ist ein bedenklicher Spruch, welcher Weish. 6, 25 stehet: Ich will mit dem giftigen Neid nicht zu thun haben." An die Missionare schreibt er über den gleichen Gegenstand: „Da ich mich des Werks ernstlich annehme und auf Ihr specielles Verlangen gern Timotheus hier behalten und ihn so zubereiten lassen will, wie Sie es vorgeschrieben, wird solches von den Hrn. Inspectoren angesehen, als wollte ich mein Werk daraus machen. Zu Missionaren wollen sie künftig auch keine Deutschen, sondern Dänen haben ꝛc. Ich aber meine nicht ohne Grund zu besorgen, daß Sie von Dänemark mehr Bövinghe kriegen möchten. Wären aber solche dänische Studiosi da, an denen nichts auszusetzen, so wollte ich selbst viel lieber, daß

sie von derselben Nation welche kriegten [1]) und von den Herren Inspectoren als von mir."

Dies genügt, um die ganze traurige Lage begreiflich zu machen: auf Dänemark wenig Hoffnung, auf England kein Verlaß, in Deutschland die Missionsfreunde vielfach gehemmt durch den pietistischen Streit, und in ihrem unermüdlichen Eifer durch die andern leitenden Kräfte gehindert, die ganze Organisation noch unentwickelt und im Werden begriffen. So lautet unser Bericht aus der Heimath, jeder freudigen Nachricht mußten wir ein bedenkliches Aber nachfolgen lassen. Und daß wir nicht zu schwarz gesehen oder ein Gedankenbild vorgeführt haben, möge uns zum Schluß Prof. Michaelis sagen; er schreibt an die Missionare: „Gleichwie die Missionssache anfänglich vom sel. Dr. Lütkens

---

1) Fenger wirft in seiner Geschichte der Trankebarschen Mission, der ich sonst außerordentlich viel zu verdanken gestehe, den Halleschen Direktoren in einer ungewöhnlich ausgedehnten Passage Parteilichkeit für ihre deutsche Nationalität vor. Obige Stellen beweisen wohl genügend, daß der Grund vielmehr in der begründeten Abneigung zu suchen, Leute verschiedener theologischer Richtung in der Mission zusammenarbeiten zu lassen. Während Fenger für diese eine Untersuchung fast zu viel Raum hat, kann Dr. Kalkar (der in seiner katholischen Missionshistorie seinem Volke eine Arbeit geliefert hat, die uns in dieser Art noch fehlt) in seiner evangelischen Missionsgeschichte für die eigentliche evangelische, d. h. lutherische Mission vor allen Sekten kaum Raum finden, und die Entschuldigung in der Vorrede macht die Thatsache noch schlimmer. Sein Landsmann Fenger hat nämlich durch seine aktenmäßige, wahrheitsgetreue Arbeit die sonstigen Berichte durchkreuzt und den unnahbaren Heiligenschein, den sonst die meisten neuern Missionen um sich zu verbreiten pflegen, aufgelöst. Mit den Jahren nun hat sich auch Dr. Kalkars Interesse gesteigert oder geändert. 1861 in Aarhuus, 1862 in Christiania hatte er sich ausführlicher für eine Vereinigung der drei nordischen Reiche auch im Gebiete der Mission ausgesprochen, 1863 endlich erscheint in der Reihe der übrigen Scandinavischen Verbrüderungsfeste auch die erste nordische Missionsversammlung in Malmö. 1864 erfahren die Leser seines Missionsblattes von Fingerzeigen Gottes in Aufnahme der alten dänischen Mission, und weil es eine noch nationalere Partei giebt, die Grundvigianer, welche spotten, daß man sich zum Beginn einer solchen nationalen Sache wiederum einen deutschen Missionar verschrieben habe, wie man Gewehre und Kanonen aus dem Auslande verschreibe, so werden die Leser durch Erzählung der großen Schwierigkeiten beruhigt, welche die Leipziger Missionsgesellschaft durch Schreiben nach allen Seiten hin dem Werke bereitet habe. Deutsche Missionsblätter secundiren, und berichten schleunigst von einem neuen Erwachen des Missionssinnes in Dänemark; ja von einer andren Seite wird fleißig ermahnt, doch durch nationale Eifersucht sich nicht von der Unterstützung eines solch allgemein christlichen Werks abhalten zu lassen.

übernommen ist, so hat sie auch nachgehends fast allein auf ihm gelegen. In Deutschland, auch insonderheit zu Berlin und Halle, sind Ihre Briefe zwar jederzeit sehr angenehm gewesen und ist auch hie und da, was zur Förderung des Werkes dienen können, willig beigetragen worden: aber weil die Commissionen zerstreut an diese und jene Personen und Oerter gekommen sind und Keiner dagewesen, der sich derselben insbesondre annähme, so mags wohl sein, daß eins und das andre unbeantwortet liegen geblieben, woran Ihnen doch sehr gelegen gewesen. Auch selbst Herr Dr. Lütkens seliger ist letzthin in solchem Zustande gewesen, daß er dem Werke die nöthige Bewegung und Förderung nicht mehr geben können." In einem andern Briefe giebt er Missionaren noch deutlichere Auskunft über die ganze bisherige Lage, indem er gleichsam den Inhalt unserer letzten drei Kapitel zusammenfaßt: „Herzlich geliebte Freunde, es ist das ganze Werk der Mission bis anher (Weihnachten 1712) recht in der Krisis gewesen in Europa eben so wohl als in Ostindien, und es scheint der Satan habe sein Bestes versuchen wollen, den Lauf des Evangelii unter den Heiden zu hemmen und den dazu gemachten Anfang wo möglich zu ersticken, und alles in Confusion zu setzen. Zu einer solchen Zeit, da viele gutgesinnte Herzen in Europa begierig waren, auch hofften, erwünschte Nachrichten vom gesegneten Fortgang der Bekehrung unter den Malabaren aus Ostindien zu erfahren, ist es geschehen, daß Ihres Orts nicht allein dem Guten mancher Widerstand geschehen von solchen, die es am wenigsten hätten thun dürfen, sondern daß auch selbst unter Ihnen Streit und Mißhelligkeiten entstanden, dadurch manche gute Gemüther stutzig gemacht worden sind. In Kopenhagen hat auch das Werk an Hrn. Dr. Lütkens und Hrn. Ocksen zwei gute Gönner und Förderer verloren, indem dieser zum Bischof von Ripen befördert, also außerhalb Kopenhagen ist, jener aber, nachdem er in einige Ungnade gefallen, endlich durch einen seligen Tod weggenommen worden."

Es läßt sich begreifen, daß solche unerwartete Aufklärungen die Missionare in ihrer Noth nicht wenig mögen niedergedrückt haben; die Wasser der Trübsal mögen fast zusammengeschlagen sein über ihrem Haupt, daß Thränen ihre Speise waren Tag und Nacht, und die Klagepsalmen nicht wichen aus ihrem Munde: „Wird denn Gott ewiglich verstoßen und keine Gnade mehr erzeigen? Ist's denn ganz und gar aus mit seiner Güte? Und hat die Verheißung ein Ende? Hat denn Gott vergessen gnädig zu sein, und seine Barmherzigkeit

vor Zorn verschlossen? Aber doch sprach ich, ich muß das leiden; die rechte Hand des Höchsten kann alles ändern."

Leide dich, leide dich,
Zion, leide ohne Scheu
Trübsal, Angst mit Spott und Hohne,
sei bis in den Tod getreu,
siehe auf die Lebenskrone;
Zion, fühlest du der Schlangen Stich,
leide dich, leide dich!

Sechstes Kapitel.

Die Hülfe.

Die Forderung, daß der Christ geduldig die ihm von Gott geschickten Leiden tragen soll, schließt nicht aus, sondern fordert vielmehr, daß er seinerseits alles Erlaubte thue, es zu heben. Seinem natürlichen Menschen nach würde Ziegenbalg, da er ein fester entschlossener Charakter war, alsbald den Knoten zerhauen und Trankebar verlassen haben, um an einem andern Orte eine Mission zu errichten, und er besaß in sich genug Gaben und Mittel, solch Unternehmen durchzuführen. Solche gewaltsame Wege sind aber selten die Wege des HErrn, und wenn in Ziegenbalg einmal gleiche Gedanken aufstiegen, so kämpfte er sie alsbald nieder; desto eifriger sann er nun auf andre Auswege, die Hindernisse des Missionswerkes zu beseitigen. Daß unter einem indischen Volke, welches durch den tausendjährigen Druck alle persönliche Energie und Kraft verloren hat, Verfolgungen oder auch nur ungünstige Gesinnungen seitens der Obrigkeit fast alle Wirksamkeit lahm legen, darf sich ja kein Missionar verhehlen. Unter den tapfern und muthigen Römern mochte das Blut der Märtyrer die Aussaat der Kirche genannt werden, unter den entnervten Indiern, so lange nicht durch die Kraft des Evangeliums auch ihr natürlicher Zustand gehoben ist, würde der Erfolg wohl ein entgegengesetzter sein. Dazu zogen die Feinde nach der geräuschvollen Gefangennahme den stillen Kampf vor, der geeignet war, sicherer zum Ziele zu führen, während die Kämpfer allmählich ermatteten und auch die Theilnahme des Volkes nicht erregt ward.

So gehören denn die Versuche, diese unglückliche Lage zu ändern, recht eigentlich mit zur Missionsarbeit, weil sie erst die Grundlage schaffen; und wenn Ziegenbalg mit zu den bedeutendern Missionaren gezählt werden soll, so hat er nicht am Letzten auf diesem Punkt sein Anrecht darzuthun. Die Geschichte dieser verschiedenen Bemühun-

gen und ihres endlichen Erfolges bildet daher einen wesentlichen Theil unserer Berichte aus den Gründungsjahren der Mission.

Im zweiten Jahr war, wie wir sahen, die Feindschaft schon so sehr gestiegen, daß es nicht mehr sicher genug schien, nur einfach Berichte nach Kopenhagen zu schicken; Ole Thoren, der Diener der Missionare wurde als persönlicher Berichterstatter mitgesandt. Was aber kostete es für Mühe, ehe auch nur dies Wenige erreicht ward! Aus einem die Bemühungen der Missionare karrikirenden Brief des Commandanten an dieselben, läßt sich dies deutlich erkennen: „Warum ihr Herren die Versendung ihres Dieners Ole Thoren mit so abgeschmackten Practiken vor uns bis nun verhehlen wollen, können wir nicht ergründen. Denn erstlich muß der arme Tropf sich anstellen, als wenn ihm das Wesen bei euch Herren nicht länger anstünde und begehren wieder als Matrose eingereiht zu werden, zum andern kommt ihr Herren mit euerer Interceſſion für ihn angestochen unter dem Vorwande, als hätte ihm seine arme und elende Mutter zugeschrieben und gebeten, daß er ihr zu Hülfe nach Hause kommen möchte. Da dieses noch nichts helfen konnte, war stracks ein dritter Versuch parat und mußte er suchen, den Commandanten durch Anbietung einer Verehrung zu gewinnen. Als er nun damit abgewiesen, erbot er sich viertens die Kost als ein Passagier zu bezahlen, und letztlich wird von euch Herren vorgeschützt, daß er in Gesandtschaft an Ihre Königliche Majestät soll versandt werden, unter dem Anerbieten das gewöhnliche Kostgeld für ihn zu bezahlen, mit beigefügter Drohung, falls er solche Freiheit nicht erlangen sollte, einer von ihnen selbst dies Jahr nach Hause gehen wollte, um mit dem Könige zu reden. Und wäre uns wohl aber so leicht zu sagen: nun soll beides Herr und Diener hier bleiben, bis sie von höherer Hand andre Ordre vorzeigen, der wir zu gehorchen schuldig. Doch damit sie sehen sollen, daß man nach wie vor gesonnen, ihnen mit aller Liebe zu begegnen, so wollen wir hiermit verstatten, daß ihr Diener Ole Thoren dies Jahr als Passagier gegen Erlegung des gewöhnlichen Kostgeldes heimkehren mag [1]), wie-

1) Ole Thoren, durch Otto Radewitz in den Schulen entbehrlich geworden, wünschte auf Bitten seiner Mutter zurückzukehren und wollte gegen freie Kost Matrosendienste thun. Erst aus der Abweisung seiner Gesuche und aus andern einfallenden Umständen, erkannten die Missionare, daß ihre Briefe selbst nicht sicher seien, daher sie ihn in besonderer Sendung zu schicken beschlossen. Er war einmal ungerechter Weise verklagt worden, aber darnach schon wieder in angesehenen Compagnie-Bedienungen gewesen.

wohl man schwerlich glauben kann, daß es ihr Ernst sein sollte, einen solchen übelberüchtigten Menschen in einer Angelegenheit an Se. Maj. zu gebrauchen. Zwar hat ihn das Recht aus Mangel genugsamen Beweises frei erkannt, allein es sind doch sehr gravirende Umstände vorhanden."

Mit großer Sehnsucht sahen die Missionare der Botschaft von der Ankunft der durch Ole Thoren zu überzubringenden Briefe entgegen; aber das Schiff, womit er segelte, hat wohl eine der langsamsten Fahrten von Indien nach Europa gemacht, es war — zwei Jahre unterwegs. Vom Kap verschlagen, mußte es dann in einem Hafen der Canarischen Inseln eine große Reparatur durchmachen, um endlich in England angekommen Befehl zu empfangen, des Krieges halber nicht weiter nach Norwegen zu reisen, sondern in England zu überwintern. Diese Aussicht schien doch dem treuen Diener zu langwierig, er wandte seine letzten Ersparnisse auf, um nach Holland und von da mit der Post nach Kopenhagen zu kommen, und erreichte es glücklich im Juni 1710. Dr. Lütkens übersandte alsbald die deutschen Briefe nach Halle, mit der ausführlichen Schutzschrift eilte er zum Könige: „Von der Schutzschrift, so berichtet er nach Halle, kann ich noch keine genaue Nachricht geben, ich habe sie noch nicht durchgelesen, habe aber doch schon so viel gefunden, daß den lieben Männern alles gebrannte Herzeleid angethan sein mag. Wie nöthig Ihnen, geliebte Brüder, selbe zu lesen ist, so kann ich sie doch jetzo nicht schicken, sondern muß sie erstlich am künftigen Montag, so Gott will, gen Friedrichsburg zum König mitnehmen." Nun war zwar jener Bericht noch vor der Gefangennahme geschrieben, aber die vorgekommenen Hinderungen waren doch schon so bedeutend, daß der König Abhülfe versprach, aber vor dem Februar 1713, sage 1713, segelte kein dänisches Schiff nach Indien, Krieg und Pest und Ueberschwemmung fiel ein, Dr. Lütkens Einfluß sank, seine Kraft wurde durch Krankheit gebrochen, kurz Ole Thorens Sendung hatte für Trankebar durchaus keinen Erfolg, es müßte denn der König dadurch mit zur Anweisung eines festen Fonds bewogen sein.

Inzwischen wurde dem Commandanten wiederholt Gelegenheit gegeben, von dem eingeschlagenen Wege wieder zurückzutreten, so namentlich, als im Sommer 1709 bei Ankunft der neuen Missionare auch erneute königliche Weisungen Schutz und Förderung der Mission befahlen. Die Antwort war eine Drohung mit Verfolgung und Gefängniß.

Bei solchen Aussichten erschien es als Verschwendung der Arbeits-

kraft, ruhig in Trankebar zu bleiben; die Missionare beschlossen in der Conferenz, Ziegenbalg solle selbst an den königlichen Hof reisen, um bessere Privilegien auszuwirken, mündlich Bericht von den Hindernissen zu thun, Vorschläge zur Erweiterung des Werks zu machen. Selbst die Zeit der Reise sollte der Mission nicht verloren gehen, denn Ziegenbalg wollte fleißig an der Bibelübersetzung arbeiten; aber die Regierung antwortete auf das Gesuch vom 10. Sept. 1709 um Gestattung der Ueberfahrt abschläglich und brauchte den lächerlichen Vorwand, das heilige Werk der Bibelübersetzung würde dadurch verzögert werden, während man doch im Gefängniß Ziegenbalg nicht hatte weiter daran arbeiten lassen wollen. „Ungeachtet, daß solcher Anschlag von uns allen förderlich erkannt wurde, konnten wir doch selbigen nicht werkstellig machen, sondern wurden zu dreien malen in unterschiedlichen Zeiten daran gehindert." Die Versagung eines Platzes auf Compagnie-Schiffen war einer neuen Gefangennahme nicht ungleich, nur erreichten die Feinde den gleichen Zweck auf minder gehässige Weise. Ziegenbalg sann nun auf Mittel die Wirkung dieses neuen Gefängnisses möglichst aufzuheben.

Vorläufig machte man den Versuch, über andere Seeplätze sich eine Verbindung mit Europa zu eröffnen, und da lag der holländische Ort Negapatnam so nahe, nur etwa vier Meilen entfernt, daß sich Ziegenbalg und Gründler in jenen Tagen einmal dahin aufmachten, von Gründler kam dann aus Negapatnam folgende Meldung nach Halle: „Gestern als den 19. September ließen uns unsere beiden Collegen aus Trankebar sagen, daß der Commandant sehr wüthete und tobte, nachdem er erfahren, daß wir nach Negapatnam gereist wären. Er hat einen Sergeanten zu ihnen geschickt und vernehmen lassen, wo wir hingegangen wären. Antwort: Nach Negapatnam. Ferner, was da unser Geschäft wäre. Antwort: Sie wollen mit den Holländischen Schiffen Briefe mit nach dem Vaterlande geben. Darauf soll er ins Thor Befehl gegeben haben, wenn wir wieder kämen, sollten sie uns nicht eher hineinlassen, bis sie es an den Commandanten berichtet hätten. Den Leuten in der Stadt wäre Angst und Bange um uns meinend, er würde uns nun gar ins unterste Gefängniß werfen oder gar was andres vornehmen. Und läßt man uns warnen, man möchte ja hier in Negapatnam bleiben. Allein wann haben wir Böses gethan? Wo Freudigkeit des Gewissens ist, da tritt man auch den Weg freudig an in sein Amt wieder zu gehen, ungeachtet man mit Paulo wissen möchte, daß Bande und Trübsale unserer daselbst warteten. Das Lied: HErr, warum verstoßest du uns so gar? konnten wir

heute mit guter Anwendung und herzlichem Flehen vor Gott singen. Gelobet aber sei der HErr, der uns allezeit getrost sein und nicht matt und müde werden läßt in unserm Muth. Wir sehen zwar, daß unsere Feinde unser Recht in Unrecht und unsere Wohlthat in die gräulichsten Lügen verkehren, auch die offenbarste Unschuld uns zur größten Schuld machen, allein sie werdens die Länge nicht treiben, Recht muß doch Recht bleiben und dem werden alle frommen Herzen zufallen. Wir wollen gleichfalls zu Gott hoffen, es werde ein vorübergehendes Wölkchen sein. Ists doch vor dem HErrn offenbar, der die Seele lebendig machet, was sollten wir uns vor denen fürchten, die den Leib tödten können? Und weil wir heute unsere Briefe an hiesigen Herrn Gouverneur übergeben, der sie nach nach Delft an seinen Bruder befördern will, so wollen wir gegen Abend im Kühlen immer im Mondschein wieder zurückgehen, dem HErrn unsern Ausgang und Eingang befehlend. Der HErr lebet ja. Amen."

Es war in der That nur eine vorübergehende Wolke. Nach dem Rath des holländischen Gouverneurs sollte Gründler allein zurückkehren und dann weitere Nachricht geben, während er Ziegenbalg in seinen Schutz nehmen und nur auf festes Versprechen des Commandanten Hassius, für seine persönliche Sicherheit zu haften, nach Trankebar zurücklassen wollte. Gründler passirte ohne Anstand das Thor, des Commandanten Zorn war verraucht, da seine Räthe aufs Bestimmteste verweigert hatten, irgend einen Schritt weiter mit ihm zu gehen. Ziegenbalg kehrte gleichfalls ungehindert zurück, der Rückhalt, den er sich auswärts geschaffen, die Möglichkeit direkt nach Europa Briefe zu befördern, legte doch dem Commandanten einen kleinen Zaum an. Von größerer Bedeutung noch wurden diese auswärtigen Verbindungen, als bald darnach ein Brief englische Unterstützungen ankündigte und Ziegenbalg im Januar 1710 selbst mit großem Gefolge nach Madras aufbrach, sie in Empfang zu nehmen. Die Ehrenbezeugungen, welche ihm überall auf dieser Reise von Europäern und Eingebornen entgegen gebracht wurden, überstiegen fast das Maß und hätte wohl den dänischen Behörden die Augen öffnen können, daß die Fortsetzung der Mission nicht mehr allein auf Kopenhagener Entscheiden beruhe [1]).

---

1) Diese Reise war nur eine Erforschungsreise sowohl im unmittelbaren Dienst der Mission, als um eine neue Verbindung mit Europa zu eröffnen. Damit widerrufe ich meine Vermuthung „Joh. Phil. Fabricius S. 108," daß Ziegenbalg habe auf englischen Schiffen schon damals heimkehren wollen.

Die Ankunft des königlichen Commissars Heinrich Bonsac im folgenden Herbst verschaffte den Missionaren in Trankebar selbst einigen Anhalt. Zwar war er nur der weltlichen Geschäfte halber herausgesandt, aber er war doch wenigstens ein unparteiischer Zeuge mehr von der großen Willkür des Regiments. Ein Blick in die Compagniebücher gab ihm Kunde von der unverantwortlichen Wirthschaft, welche nur auf den eignen Vortheil aussehend den Handel der Compagnie ruinirt und die Unterthanen ausgesogen hatte. Er fühlte sich so wenig sicher, daß er mit größter Schnelligkeit und Heimlichkeit seinen ältesten Sohn über Negapatnam nach Kopenhagen als Berichterstatter sandte, zu gleichem Schritt rieth er auch den Missionaren, da die Feindseligkeiten ihren ungestörten Fortgang nahmen. Wirklich reiste Plütschau im Oktober 1710 plötzlich nach Madras und schiffte sich auf englischen Schiffen ein, aber der ausbrechende Monsum nöthigte das Schiff wieder umzukehren. Man suchte das Ereigniß möglichst zu vertuschen, damit nicht geurtheilt werde, Gott selbst sei wider sie. Doch sind uns einige kurze Andeutungen erhalten in einem Briefe Ziegenbalgs vom 20. Oktober: „Herr Plütschau war Willens, nach Madras und von dannen nach Europa zu reisen, ist aber durch Sturm und widrigen Wind wieder zurückgetrieben worden, und wird nunmehr hier verbleiben, bis man siehet, was mit künftigen Schiffen herauskommen möchte.“ Plütschau selbst erwähnt es nur in einer kurzen Nachschrift eines seiner Briefe: „Ich war auf Zurathen meiner lieben Herrn Collegen schon auf der Reise begriffen nach Madras und von da durch englische Schiffe ins Vaterland, wurde aber, weil die günstige Jahreszeit schon vorbei, durch Sturm und Strom wieder zurückgetrieben, fahre also nun mit der Hülfe Gottes in der angefangenen Arbeit wieder fort, welches der HErr HErr gesegnen und in allen Leiden, deren wir allhier gewürdigt werden, Kraft und Trost verleihen wolle.“

Eine solche einfache Meldung eines das Gemüth gewiß auf's Höchste angreifenden Ereignisses und solch christliche Ergebung hätte menschlichem Ermessen nach mit baldigem Eintreffen der Hülfe belohnt werden können, aber nicht blos die einzelnen Personen, sondern das ganze Werk sollte im Läuterungsfeuer sich bewähren. Es ist darum erfreulich zu sehen, wie wenig die Missionare sich durch diesen Fall niederschlagen ließen; Ziegenbalg erzählt vielmehr im unmittelbaren Anschluß an jenen Bericht von einem andern alsbald gefaßten Plan: „Das Schnauben unserer Feinde wird noch stark gehört, also daß uns die Hände bis zur Ankunft der künftigen Schiffe sehr gebunden sein werden. Auf Erweiterung dieses Werks können wir nicht gedenken,

theils weil wir den großen Widerstand von der Obrigkeit haben, theils auch weil wir dies Jahr keine zulänglichen äußerlichen Mittel erhalten haben. In Erwägung dessen wurden wir gestern schlüssig, daß ich bei solchen Umständen, da einem allhier die Hände so gebunden wären, nach der Regenzeit etwa im Januar (1711) wieder eine Reise antreten möchte, und zwar so, daß ich erstlich nach Jaffnapatnam (auf der Nordspitze Ceylons) und von dannen die ganze Insel Ceylon umreisete, allwo die Holländer feine Gelegenheit haben das Christenthum fortzupflanzen. Die Ursache solcher Reise möchten sonderlich folgende sein: 1) weil man jetzt hier am Ort wegen des großen Widerstandes von der Obrigkeit nicht so arbeiten kann, als man wohl wünschte, und als wohl geschehen könnte, wenn wir Hülfe hätten. 2) Weil zu besorgen ist, daß ich mit künftigen Schiffen abberufen werden möchte. Da also dienlich wäre, daß ich vorher den Heiden in der Ferne noch das Wort Gottes verkündigte und mir diejenigen Derter bekannt machte, allwo fürder nach göttlicher Schickung möchte können Gelegenheit gefunden werden, das Evangelium unter den Heiden zu verkündigen 3) daß ich die Anstalten, welche die Holländer auf Ceylon unter ihren bekehrten Christen haben, möchte in Augenschein nehmen, um desto besser mit denjenigen darüber zu berathen, die etwas dabei zu sagen haben, 4) daß ich mich möchte erkundigen, was für malabarische Bücher sie unter sich haben, 5) daß ich möchte die Möglichkeit einsehen, wie künftig unter dieser Nation die Bekehrung der Heiden möchte fortgeführt und in bessern Zustand gebracht werden, 6) daß man sich erkundigen möchte, ob man nicht unter den Schwarzen einige gute Subjecte antreffen könnte, die sich allhier von uns in dem Werk des HErrn gebrauchen ließen. Nebst diesen sind noch unterschiedliche andere Ursachen, die nach abgethaner Reise erst werden können vermeldet werden. Läßt mich denn Gott diese vorgesetzte Reise gesund antreten und in Segen vollenden, so will ich alsdann in einer Schrift kundthun, wie hinführo durch Vereinigung der Universitäten in Dänemark, Deutschland, und Holland die Bekehrung der Heiden allhier in Indien mit Macht könne fortgesetzt werden. Würde ich aber abberufen, so würde solches desto besser gegenwärtig geschehen köven. Es geschehe hierinnen allein der Wille des HErrn. Ich glaube, daß alles dasjenige, was bisher geschehen, nur lauter Vorbereitung ist auf eine zukünftige große Bekehrung der Heiden. Es stehen aber große Hindernisse im Wege, die da schwer werden zu heben sein."

Aus der ganzen Reise wurde nachher freilich nichts, aber auch

der bloße Plan verdient aufgehoben zu werden; in solchen Händen wissen wir die Mission wohl geborgen, und ob man in Kopenhagen mit der Hülfe verzieht oder wohl gar die ganze Mission aufgeben möchte, sie wird weiter bestehen. Bövinghs Verhalten ließ damals Ziegenbalgs Abwesenheit nicht wohl räthlich erscheinen; im Sommer aber war man schon so weit aus einander gekommen, daß ein eigenmächtiges Handeln seinerseits nicht zu befürchten stand und weitere Rücksicht auf ihn nicht nöthig erschien. Daher unternahm Ziegenbalg am 9. Juli 1711 wieder eine größere Reise, aber nicht nach Süden, sondern nach Norden, nach Madras. Einlaufende Berichte ließen keinen Zweifel mehr, daß dies Jahr kein dänisches Schiff zu erwarten war; so ruhte denn alle Hoffnung auf den englischen Schiffen. Man rechnete in Trankebar so sicher auf Hülfe über England, daß Ziegenbalg hinreiste, die ankommenden Briefe und Gelder in Empfang zu nehmen. Ihr Glaube wurde nicht getäuscht, noch vor Ende des Monats hatte Ziegenbalg Brief und Geld in Händen, es war die letzte Sendung und der letzte [1]) Brief von Dr. Lütkens, abgeschickt Ende 1710, dessen wir schon früher gedachten. Er tröstete die hart Bedrängten: „So sehen wir denn, daß Gott noch lebe und sein Werk wohl zu erhalten wisse. Er wirds ferner thun. Wir trauen es ihm zu. Gott segne Euch und lasse Euer Werk ferner durchdringen, daß Ihr mit Paulo möget Gott zum Preise sprechen können: durch Hülfe Gottes ist mirs gelungen und stehe bis auf diesen Tag und zeuge beide den Kleinen und den Großen, und sage nichts außer dem, was die Propheten gesagt haben, daß es geschehen sollte, und Moses, daß Christus sollte leiden und der erste sein aus der Auferstehung von den Todten, und verkündigen ein Licht dem Volk und den Heiden, Amen."

Das eigentliche Geschäft, welches Ziegenbalg nach Madras geführt hatte, war demnach bald abgethan, nichts hinderte ihn wieder nach Trankebar zurückzukehren; wie kommts denn, daß er nach zwei Monaten noch in Madras zu treffen? Er will mit denselben englischen Schiffen nach Europa reisen und hat auch schon einen Platz als Passagier erhalten, wie er uns selber erzählt: „Mein und meiner Herren Collegen Endzweck war, daß ich mit einem englischen Schiff aus Madras im September nach Europa reisen wollte. Und weil wir solches schon zwei Jahre her beabsichtigt, daß Einer von uns zur Beförderung des angefangenen Werks unter den Heiden nach Europa

---

1) Lütkens Brief von 1709, s. Urkunden 20.

reisen möchte, aber in Trankebar auf dänischen Schiffen keine Freiheit dazu erlangen können, so mußten wirs mit der englischen Nation versuchen. Es wurde mir also bald verstattet, worauf ich den Transport für mich und für zwei Knaben aus unserer malabarischen Schule, die ich mitnehmen wollte, zahlte und mich in allem reisefertig machte. Es kam aber der Secretair von Trankebar und suchte meine Reise zu hindern aus Furcht, daß solches mein Vornehmen ihm und den andern Herren in Trankebar, die uns und dieses Werk zu ruiniren suchen, nicht viel Gutes verursachen würde. Ich warnte ihn ernstlich durch ein Schreiben, daß er sich vorsehen und nichts Schriftliches wider mich bei der englischen Regierung eingeben sollte, wo nicht, so würde ich genöthigt, auch dagegen mit einer Schrift einzukommen und dasjenige zu berichten, was ich doch gern vor dem Rath einer fremden Nation verschweigen wollen. Aber er gab dessen ungeachtet bei dem ganzen Rath wider mich zur Hinderung meiner Reise eine Schrift ein und brachte es bei dem Herrn Gouverneur und Räthen so weit, daß sie ihm versprachen, mich nicht reisen zu lassen. Als mir dann eine Abschrift mitgetheilt worden, so antwortete ich schriftlich darauf und zeigte die Ursachen, warum mich das Gouvernement in Trankebar nicht aus Indien gehen lassen wollte, und was für Ursachen ich hätte mit englischen Schiffen nach Europa zu gehen. Allein weil ihm schon das Versprechen gegeben war, so wurde keine Rücksicht auf meine Gründe genommen, indem sie vorwandten, daß sie anjetzo mit den Mohren in Fort St. David (Cudelur) Krieg hätten, da ihnen die Herren in Trankebar viel schaden könnten, wenn sie selbige wollten zu Feinden machen. Ueberdies hätten die Gouverneure allhier in Indien die Uebereinkunft, daß sie keinen ohne Erlaubniß seines Gouverneurs aus Indien nach Europa reisen ließen. Ich verlangte ein schriftliches Attestat, daß ich wäre von Trankebar aus an meiner Reise verhindert worden. Sie wollten mir aber auch solches nicht geben. Es war aber eben Herr Plütschau von Trankebar zu mir gekommen, daher er sich entschloß, anstatt meiner zu reisen, wozu wir Erlaubniß erhielten, da des Secretairs Eingabe blos auf mich gerichtet gewesen. In der Eile hab ich ihm gar wenig Briefe mitgeben können. Als der liebe Bruder Herr Plütschau reiste, hätten wir es gerne gesehen, daß er wenigstens einen von den beiden Knaben mitgenommen hätte, welche sehr wohl nach unserer Hand gezogen sind und schon eine feine Erkenntniß in göttlichen Sachen haben, auch in Schreiben, Lesen, Rechnen, Singen, Beten, Meditiren und Vortragen ziemlich fertig sind, damit eine desto größere Erweckung unter den Freunden Gottes da-

selbst sein möchte, aber wir bekamen Briefe von Trankebar, daß des einen Eltern nicht zufrieden wären und des andern Mutter verreist sei. Solcher Gestalt mußte er einen andern mitnehmen, der in der Eil mit Einwilligung seiner Mutter Eunike von Trankebar gesandt wurde, Namens Timotheus (Gründlers Erstling), welcher zwar gar feine Kennzeichen in seinem Wandel und Gebet von sich verspüren lassen, ist aber im Lernen nicht allzuweit gekommen, weil er schon bei Jahren war, und ist auch nachher oftmals zu andern Diensten gebraucht worden."

Demnach ist es nun also endlich gelungen, einen persönlichen Hülferuf nach Kopenhagen zu senden, doch wollen wir uns nicht vor Abend freuen: kehrt auch das Schiff nicht wieder um, so reicht doch der Arm des Commandanten von Trankebar auch übers Meer, wie er sich gegen Gründler vernehmen ließ: „Ich (Gründler) habe Herrn Plütschau, welcher den 15. September mit Timotheus von Madras unter Segel gegangen ist auf dem Schiff Dankerwil, welche der HErr HErr gnädiglich behüten und sie glücklich in England und Deutschland wolle ankommen lassen, noch einige Briefe nach dem Cap geschickt. Es ist nach den hiesigen Umständen unmöglich, daß dieses heilige Werk in gute und nöthige Verfassung gebracht werden kann, wenn nicht einer von uns nach Kopenhagen reiset und es von da aus mit nothwendigen königlichen Verordnungen und Befehlen versieht, daher ich gern gewünscht hätte, daß H. Ziegenbalg dahin zu reisen hätte Erlaubniß bekommen können. Da es aber von hier aus verhindert war, so preise ich Gott dafür, daß es dennoch dem geliebten Bruder Herrn Plütschau angegangen ist. Wir sind hier dergestalt eingesperrt, daß man wohl nöthig hat um Beförderung des HErrn Werks willen gleichsam mit Paulo Wege über die Mauern zu suchen, damit daß einer von uns hat können nach Europa kommen. Ja es sagte mir der Herr Commandant allhier, daß er wohl Herrn Plütschau vom Cap wieder zurückbekommen wollte, wenn ers thun wollte. Ich habe ihm auch dieses nach Cabo gemeldet nebst der dazu nöthigen Instruktion, so ferne ers ja beim dasigen Gouverneur versuchte. So schreibt mir auch der holländische Prediger von Negapatnam, daß ihr Gouverneur auf dem Cap solches nicht vornehmen würde."

Dieser letzten Erwartung scheint auf dem Cap nicht ganz entsprochen zu sein, so weit sich aus einzelnen Andeutungen schließen läßt; denn Plütschau hat nach seiner Weise wiederum kein Wort darüber verloren, daß er stehenden Fußes ohne Abschied von seiner geliebten Gemeinde nehmen, ja ohne nur seine Briefschaften und sein bischen

Habe zusammenpacken zu können, sich aufs Schiff hatte begeben müssen; erst von Cap schrieb er nun darum nach Trankebar. Die Reise gehört nach Anfang [1]), Mitte und Ende zu den abenteuerlichsten, die gemacht sind, und in der That ist der Mangel eines eingehenden Berichts sehr zu bedauern. So müssen wir denn ohne dieses uns ein Bild dieser zweiten Kopenhagener Gesandtschaft zu entwerfen suchten.

Im Englischen ist ein Brief Plütschau's an Böhme vom Cap erhalten, der das Doppeldatum des 3. Januar und 6. Februar 1712 trägt: „Ich bin jetzt unter dem Schutz des HErrn wohlbehalten auf dem Cap der guten Hoffnung angekommen, wo ich am 22. December am Bord eines englischen Schiffes nach dreimonatlicher Reise landete. Ich bin völlig entschlossen Sie, so Gott will, in England zu besuchen und mit Ihnen über das Werk der Mission zu sprechen und besonders über die Entfernung solcher Dinge, die bisher ihren Fortschritt hinderten. Dies muß hauptsächlich in Europa erwirkt werden. Denn da diese Hindernisse zumeist von den Christen selbst verursacht sind, ja sogar von denen, die sich Protestanten nennen, so müssen sie sicher dort entfernt werden, wo sie ihren ersten Ursprung haben. Ich trat diese Reise mit völliger Beistimmung meiner Mitarbeiter in der Mission an, welche in der Erwartung stehen, daß aus meiner Gegenwart in Europa ihrer Arbeit in Indien einige Hülfe erwachsen möge. Für dieses Ziel will ich denn nun in Europa wirken und will alles thun, was in meinen Kräften ist, um in Dänemark und andern protestantischen Ländern unser Werk zu fördern. Aber von dem Allen hoffe ich Ihnen ausführlicher zu berichten, wenn es Gott gefällt, mich wohlbe-

---

1) Selbst die Reise von Madras bis zum Cap brachte Unangenehmes genug; den Capitain, der unterwegs starb, bezeichnet Plütschau als einen Mann, mit dem man große Geduld haben mußte; außerdem folgende Notiz: „Wenn heute oder morgen einer von Ihnen sollte mit einem englischen Schiffe heimkehren, so muß er wohl zusehen, was an dem Capitain zu thun und was für eine Kammer ihm soll eingeräumt werden. In meiner Kammer ist das Licht das beste, aber läßt sich schwer zum Licht kommen, mag man auch hier wohl sagen, denn der Ausgang und Eingang ist sehr mit Kisten und Koffern verschanzt. Andere Umstände will mit Stillschweigen übergehen. — Sollte man auch Freiheit bekommen, einige Knaben nach Europa mit sich zu nehmen, so hat man selbige mit guter Kleidung und Provision, sonderlich auf den englischen Schiffen, zu versehen, weil sie nur einmal des Tages speisen, wogegen ein junger Magen murret. Ich habs in Madras wohl gedacht, daß es so leicht nicht sei auf englischen Schiffen, aber es nachmals mehr erfahren, sonderlich wenn ich meinen Timotheum habe gern vergnügen wollen."

halten nach England zu bringen, wohin unser Fahrzeug, genannt Tankerville, bald absegeln wird."

Plütschau segelte nicht mit dem englischen Schiffe weiter; wie dies gekommen, ist uns verborgen. Er führte später in Kopenhagen Klage gegen den Capitain Mincke, denselben, der bei ihrer ersten Ankunft in Trankebar ihnen behülflich war ans Land zu kommen, daß er ihm einen Platz auf der dänischen Schiffen versagt habe. Demnach scheinen also bald nach dem Schreiben obigen Briefes dänische Schiffe eingelaufen und Intriguen gesponnen zu sein, daß Plütschau weder mit englischen noch dänischen Schiffen weiter konnte. Der dadurch entstandene Zeitverlust war ganz bedeutend und zum wenigstens erthielt dadurch der Commandant Hassius den großen Vortheil, daß seine Berichte eher in Kopenhagen ankamen. Endlich fand Plütschau Platz auf einem holländischen Schiffe; bevor wir aber seine Ankunft in Holland berichten, müssen wir erst einige Nachrichten hören, die er seinen Brüdern nach Trankebar zuschrieb. Sie lauten nicht sehr erfreulich.

Während der Zeit, daß Plütschau auf dem Cap sich befand, traf das englische Schiff Janne ein, das schon im Anfang des Jahres 1711 mit einer Buchdruckerei, mit Geld und sonstigen Hülfsmitteln für die Missionare und mit dem Lehrer Fincke an Bord von England abgesegelt war. Das Schiff war in einen Brasilischen Hafen eingelaufen, bei Einnahme der Stadt von den Franzosen als gute Prise mit Beschlag belegt, ausgeplündert und die Mannschaft zu Gefangenen gemacht, nur die Druckerpresse mit dem zugehörigen Material im untersten Raum war unbeschädigt geblieben. Da gelang es einem hohen englischen Beamten durch Zusicherung einer bedeutenden Lösungssumme, für die er vorläufig seinen Sohn als Pfand setzte, das Schiff mit so viel Leuten als zur Fortsetzung der Reise nöthig waren, freizubekommen, unter ihnen war denn auch Fincke, dem es zudem gelungen war, mehr als irgend ein anderer, von den ihm anvertraueten Sachen zu retten. Vielleicht sind diese Güter die Veranlassung seines Unglücks geworden; gesund und wohl segelte er von Brasilien ab, um nach einiger Zeit auf eine räthselhafte Weise zu verschwinden. Plütschau konnte nur erfahren, er sei schon in Brasilien von einem Fieber ergriffen und ein oder zwei Tage nach der Abreise gestorben. Da waren aber andere verdächtige Umstände: ein Corporal war mit einem Theil von Fincke's Sachen entflohen, der Rest mit den Briefen war auch schwer zu erlangen; dazu waren seltsame Gerüchte im Umlauf. Wir geben sie nach dem ausführlichern Bericht, den Gründler darüber einschickt: „Unsere Betrübniß über das Unglück des Schiffes wurde verdoppelt,

da man schriftlich und mündlich ausstreuete, daß der selige Herr Fincke fünf Tage vor seinem Tode in eine Phantasie und Thorheit gerathen wäre, in welcher es müßte geschehen sein, daß er sich selbst in der Nacht in die See gestürzt hätte. Als ich hernach selbst in Madras nach solchem ausgestreueten Geschrei mit Fleiß forschte, vernahm ich mündlich von denen, die selbst mit auf selbigem Schiff gefahren waren, daß er beständig bei seinem guten Verstande gewesen und das ganze Schiffsvolk nicht das geringste Ungeziemende an ihm erkannt hätte. Daß er aber ums Leben gekommen wäre, könnte aus diesen beiden Ursachen geschehen sein: 1) Daß er bei später Nacht oben auf der Seite des Schiffs gesessen und vermuthlich in einem Schlummer hinten zurück in die See gefallen sei; oder daß er 2) hätte seine Nothdurft verrichten wollen und wäre, wie gewöhnlich, an der Seite des äußern Schiffs hinausgestiegen und müßte dann in die See gefallen sein. Dem HErrn ists bekannt, wie dieses seines Knechtes Weg aus dieser Welt gewesen, der wolle an seiner Statt andere geheiligte Gefäße daselbst auserlesen, die als nöthige Mitarbeiter unter den Heiden können anher gesandt werden."

Da die von Plütschau und Gründler eingezogenen Erkundigungen so wenig mit einander stimmen, mußte man das Gericht allerdings dem anheimstellen, der ins Verborgene sieht; der Schlag aber war für die Missionare nicht gering; hatten doch vorauslaufende Gerüchte die kommende Hülfe übertrieben und von einem neuen Missionar erzählt. Nun war der treffliche Mitarbeiter, der nach allen vorliegenden Anzeichen wohl befähigt war, die Stelle eines Missionars auszufüllen, räthselhaft ums Leben gekommen, die meisten Sachen verschwunden, die Druckerpresse unter einer Ladung nassen Ballastsandes verrostet und einige Kisten muthwillig aufgeschlagen, und auch für diesen armseligen Rest wurde noch eine Lösungssumme von etwa 1000 Thalern gefordert. Es schien sich wirklich Alles zu verbinden, keinerlei Hülfe aus der Heimath nach Trankebar kommen zu lassen. Erlitt doch Plütschau bald hernach fast ähnliches Ungemach wie Fincke.

Am 15. August 1712 kam die holländisch-ostindische Flotte glücklich in Texel am Ausgang der großen Zuyder See an, wo alsbald Plütschau, denn er hatte auf einem der Schiffe Aufnahme gefunden, sich ein Fahrzeug nach Amsterdam miethete. Sie hatten die Stadt Enkhuizen etwa halbwegs erreicht, als die Schiffer sie ans Land setzten unter irgend einem Vorwand, selbst aber schleunig wieder vom Lande stießen [1]).

---

1) Siehe Plütschaus ausführlichen Bericht unter den Urkunden Nr. 26.

Da stand nun Plütschau mit seinem Timotheus und hatten ihrem zahlreichen Gepäck das Nachsehen: viele kostbare Handschriften, an denen die Missionare Jahre lang gearbeitet, alle Briefschaften, sämmtliches Reisegeld mit den nothwendigsten Bedürfnissen, auch vieler fremder Leute Sachen, deren Besorgung Plütschau mit übernommen, gingen verloren; sie standen hülflos unter einem fremden Volke, das ihre Sprache nicht verstand. Zwar gelang es ihnen schon am nächsten Tage nach Amsterdam sich durchzuschlagen, wo sie bei Freunden Aufnahme fanden; lange Zeit jedoch verfloß, bis sie neues Reisegeld in die Hände bekamen, Plütschau schrieb darum nach Halle, aber siehe Prinz Karl von Dänemark, durch den dänischen Consul benachrichtigt, war noch schneller und sandte eine Anweisung auf vierhundert Thaler.

Wenn nun auch jene Zwischenzeit mit einem Besuch in England nicht übel angewandt war, so wurde doch immer die so nöthige Entscheidung in Kopenhagen dadurch bedeutend verzögert; auch fügte sich ein kleiner Unfall zu dem andern, so daß Plütschau endlich selbst begierig wurde, ob er wohl noch sein Ziel erreichen würde, nachdem er in drei verschiedenen Erdtheilen Asien, Afrika und Europa so oft daran gehindert war. Nun machte wieder das aufs Neue mit Macht auflodernde Kriegsfeuer eine Reise nach Dänemark höchst gefährlich, er gerieth auch oftmals in Lebensgefahr und es war ihm gewiß selbst ein Wunder, als er endlich am 15. Januar 1713 in Fridericia vor dem Könige stand und über eine halbe Stunde Sr. Majestät von dem Werk der Bekehrung und von den mannichfachen Hindernissen berichten durfte, und von dem lieben Könige die Versicherung empfing, daß sie ins Künftige von der Compagnie nicht so viel Widerstand mehr haben sollten wie bisher. In Kopenhagen konnte er mit der Prinzessin, welche über seine Ankunft sehr erfreut war, über eine Stunde reden, und als er beim Prinzen Karl Aufwartung machte, kam die hohe Frau wieder dazu und beide fürstlichen Geschwister wurden nicht müde, mit hoher Leutseligkeit und großer Liebe nach vielen Sachen genauer zu fragen. Gleich günstiger Aufnahme erfreuete er sich seitens der Königin [1]). Kurz es schien, als könnten die Umstände nicht günstiger sein; hatte doch schon vor Plütschaus Ankunft am 9. Dec. 1712 der König an die Direktoren der ostindischen Compagnie folgendes Rescript ergehen lassen: „Nachdem Wir allergnädigst wollen, daß das zur Bekehrung der Heiden in Ostindien intendirte und angefangene christliche Werk unterstützt und befördert werde, so ist unser allergnädigster

---

1) Siehe in den Urkunden 28 und 29, auch 30 die Briefe von Plütschau.

Wille und Befehl, daß ihr mit abgehendem Compagnie-Schiffe den Commandanten und Secretrath in Trankebar ernstlich beordert, daß sie nicht die geringste Gewalt und Härtigkeit gegen die zur Stelle gegenwärtigen Missionare verüben oder sonst auf einigerlei Weise denselben in ihrem Amte einige Hinderung weder selbst schaffen noch von andern schaffen lassen, sondern dagegen zum guten Fortgang des Werks denselben alle benöthigte Unterstützung leisten, bis die Streitigkeiten, so zwischen vorgenanntem Commandanten und einem Theil der Missionare vorgefallen, durch Unsere endliche Resolution können entschieden werden."

Man sollte meinen, wenn solche Befehle ankämen, wäre dem Commandanten gar kein Ausweg mehr gelassen. Dazu wurden nun auch die ersten Gelder aus dem Posteinkommen übersandt, und da das Schiff erst zwei Monate nach Plütschau's Ankunft absegelte, so daß er noch mancherlei sonst Wünschenswerthes besorgen konnte, wird man wohl urtheilen können, daß nach menschlichem Ansehen die Zwecke der Gesandtschaft erreicht sind, zumal ja auch Bövinghs Angriffe keinen großen Schaden angerichtet hatten und Plütschau's Anwesenheit das Missionsinteresse wach erhielt. Selbst der Geheimrath Moth nahm seinen Besuch günstig auf, und obwohl er anfänglich meinte, wegen der Druckerei würde gewiß ein Aufstand unter den Schwarzen entstehen, gab er sich schließlich doch zufrieden und versicherte sogar, „daß der Commandant, welcher so unverantwortlich gehandelt, auch den Herrn Ziegenbalg, da er ihn nicht wollen mit dänischen, noch englischen Schiffen heimkehren lassen, gleichsam aufs neue in Arrest genommen, solches sollte verantworten." Beim Abschied wurden gegenseitig gute Wünsche gewechselt. Kurz Plütschau war es unerwartet, dies harte Gemüth so weit bewegen zu können. Auch dem Bischof Worm brachte er einen andern Begriff von der Mission bei. Aber Indien war weit, und bis die Nachrichten von diesen Veränderungen dahin kamen, hatten die Missionare noch viel zu leiden und schrieben neue Klagebriefe. Sie sollten nicht vergebens geschrieben sein, denn sie erweckten den König aufs Neue, ernstliche Schritte zn thun. Friedrich IV. hatte die Gewohnheit, sich während des Ankleidens etwas vorlesen zu lassen aus der Bibel oder sonst einem erbaulichen Buche; seit dem December 1713 wurden dazu die gedruckten Missionsberichte und die sonst einlaufenden Briefe erwählt [1]). Daher fallen in jene Zeit eine Anzahl trefflicher Verordnungen: am Weihnachtsabend eine Ordre, daß

1) Siehe hierüber v. Holsten's Brief an Prof. Francke, Urkunden Nr. 24.

bei ausbleibenden Schiffen oder sonstigem Unglück der Commandant gehalten sein sollte, den Missionaren bis zu 1000 Thalern vorzustrecken; und als die Zeit kam, daß wieder ein Schiff absegeln sollte, schrieben sämmtliche königliche Personen Handschreiben an die Missionare, sie über ihre Leiden zu trösten. Bedeutende Summen wurden von ihnen beigelegt, ja der König fand sich bewogen, noch 2000 Thaler über die geordnete Summe durch einen Expressen nach Kronenburg, wo das Schiff noch einmal ankehren mußte, nachzusenden. Sie kamen eben noch zu rechter Zeit, am 10. Februar 1714 ging das Schiff Dansburg unter Segel. Am ganzen Hofe herrschte große Freude, wie angenehm die Missionare wohl durch solche Ermunterung und Unterstützung überrascht sein würden.

Gottes Gedanken aber gingen noch weiter. Nach seinem Rath war die Stunde der Hülfe noch nicht gekommen, es ereignete sich wiederum ein solcher Zufall, wie wir deren schon mehrere in der Geschichte dieses Werks berichten mußten. Wir folgen Wendt's Sendschreiben von den Gnadenbezeugungen: „Als das Schiff Dansburg von Helsingör abgegangen war und die Spitze von Jütland erreicht hatte, gebot der HErr Wind und Meer, daß sie sich erheben mußten, und so war es ihm leicht, ein Schiff ohne Stein und Klippen durch der erregten Wellen Kraft zu zerscheitern und mit demselben Menschen und Güter unweit Scage in den Abgrund des Meeres zu führen, daß nicht mehr denn zwei Matrosen mit Noth sich retten und Zeugen und Boten dieser Begebenheit sein mochten. Die erste Nachricht dieser traurigen Botschaft mochte, wie leicht zu erachten, wohl etwas stutzig und traurig und niedergeschlagen machen. Die Betrachtung aber von der Zulassung Gottes veränderte bald alles wieder: wenn man bedachte, daß von der lieben Hand Gottes, der Wind und Wetter regieret, nichts Schädliches kommen könne, und daß er den Sturm, dadurch seine Jünger kleinmüthig wurden, nur darum verschaffte, daß die darauf bewiesene Macht und Gnade sie desto freudiger und stärker im Vertrauen mache. Hier hats schon die Erfahrung gewiesen, daß mehrgemeldeter Verlust zu mehrere Gnade fördern müssen. Ist es an dem, daß wiederholte Handlungen, sonderlich, wenn sie von Kindern Gottes nach dem Willen ihres Vaters geschehen, bei demselben ein herzliches Wohlgefallen und Belohnung erwecken: so mag es nicht ohne Segen abgegangen sein, als die hohen Wohlthäter ihre vorbewiesene Gnade in allem zu erneuern sich einmüthig entschlossen. Nicht nur die Privilegien, Ordres und Rescripte wurden wieder ausgefertigt, die Briefe wieder geschrieben

und mit mehrer Gnade erneuert, sondern auch die Gelder insgesammt noch einmal allergnädigst geschenkt."

Das nennt man königlich gehandelt, und eines jeden Christen Herz muß sich bei der bloßen Kunde freuen. Deshalb würden wir fürchten, gleichsam ein Unrecht zu begehen, wenn wir nicht auch hier einige Stellen des erneuten Handschreibens aufnähmen, welches König Friedrich IV. eigenhändig an die Missionare abließ:

Ehrwürdige, Liebe, Getreue!

Wir sind nicht wenig erfreut, daß ihr bei alle dem Gegenstande, so euch wider Unsere allergnädigste Intention und Willen und zu unserm höchsten Mißfallen begegnet, euch dennoch unermüdet und freudig bezeiget. Es hat die Pest, der Krieg und andere Unruhen aufgehalten, daß euer Verlangen, in den bisherigen Streitigkeiten einen endlichen Ausschlag zu geben, nicht zeitiger erfüllet ist. Wir haben aber bereits solche Ordres gestellt, geben auch jetzt dem Commandanten einen solchen Befehl, daß wir an gebührendem allerunterthänigsten Gehorsam und Erfüllung desselben nicht zweifeln; werden auch künftig solche Verfügung machen, daß ihr keinen weitern Aufenthalt in eurem Werk und Amt von den Unsern befahren dürfet. Fahret nur freudig fort in dem Werke eures Amts, fördert das Heil der Heiden, dazu Wir euch gesetzet, und wisset, daß ihr euch dabei Unserer beständigen Gnade versichern und eure gerechten Klagen frei bei uns ausschütten könnt, als die Wir ein allergnädigstes Wohlgefallen tragen, bei aller Gelegenheit wie von der Zunahme und Wachsthum der Bekehrung, so von deren Hinderung und Aufenthalt eure allerunterthänigsten Nachrichten selbst anzunehmen, und darnach allergnädigste Anstalten zu machen. Wir bleiben euch in allen Gnaden gewogen.

Copenhagen, den 26. Febr. 1714.

Friderich Rex.

Mit aller nur erdenkbaren Eile wurden die Briefe und Gelder ausgefertigt und nach England gesandt, aber — die englischen Schiffe waren eben abgesegelt. Die Hülfe verzog noch ein Jahr; doch nein, nicht ganz! Wir haben ja schon den ernstlichen Befehl gelesen, der im Frühjahr 1713 an die Compagnie-Direktoren ausgefertigt war, und demgemäß hatten diese damals Ordres erlassen müssen. Immerhin bleibt auch diese hohe königliche Theilnahme, ob die Missionare früher oder später davon erfahren, eine höchst bedeutsame und gute Zeiten verheißende Thatsache. Gleich günstig fand Plütschau die Verhältnisse, als er im Herbst 1713 zu einem halbjährigen Aufenthalt in Halle eintraf.

Bis zum Ende 1712 hatte A. H. Francke alle die Missionssachen betreffenden Geschäfte, alle Schreibereien persönlich besorgt, und da konnte es bei dem besten Willen nicht fehlen, daß er manchmal Einzelheiten bei den Aufträgen übersah; denn seine Arbeitslast wuchs von Stunde zu Stunde [1]). Daher entschloß er sich damals, eine andere Einrichtung zu treffen und dem jungen Mag. Christ. Ben. Michaelis die erste Sorge und Verantwortung für die Mission zu übertragen, wie er dies auch den Missionaren mit folgenden Worten meldete: „Sonst habe ich nunmehr die Sorge für das ganze Missionswerk dem Herrn Mag. Michaelis, Adjunct der Philosophischen Facultät, aufgetragen, auf daß Jemand hier beständig, dessen eigentliches und regulirtes Geschäft es ist, für Euch zu sorgen, daß Eure Sachen und Angelegenheiten ordentlich in Acht genommen, und Eure Wünsche nach aller Möglichkeit ausgeführt werden. Was er demnach diesmal an Euch hierbei weitläufig geschrieben (die geschichtlichen Ueberblicke am Schluß vorigen Kapitels bildeten die Einleitung), das wollet anders nicht annehmen, als ob ichs mit meiner Hand geschrieben hätte; inmaßen ich ihm alles so zu schreiben angegeben habe, damit ich in diesem meinem Schreiben solches alles voraussetzen könne. Auch wollet nun das nächste Mal an ihn auch mitschreiben und Eure Wünsche und Begehren ihm punctweise eröffnen, damit Ihr so viel richtigere Ant-

---

1) Man lese nur die Schilderung, die er selbst am 30. Dec. 1711 an Böhme schreibt: „Mir wird das Werk des HErrn unter der Hand immer weitläuftiger, dazu kommt, daß mannichmal Collegen im Pastorat krank sind, da so viel mehr Last auf mich fällt. Die Zusprache von Einheimischen und Fremden wird auch immer stärker, die Correspondenz gleicher Maßen. Und da stehets nicht in meiner Macht, das Nöthigste zu thun, sondern ich muß mich theils durch die Noth, theils durch die Importunität anderer quasi torrente abripiren lassen, wohin andere wollen; da es inzwischen an vielen Vorstellungen und Treiben guter Freunde nicht fehlt, ich solle doch dieses und jenes thun, daran viel mehr gelegen sei als an allem andern: welches ich auch sehe, aber nicht zu ändern weiß; habe ich gleich zum Briefschreiben Gehülfen, so werden sie doch bald von andern so belastet, daß sie mir darüber fast unnütz werden, zu geschweigen, daß so viel Briefe kommen, die da müssen mit eigner Hand beantwortet werden. Es ist dies das Wenigste von meinen Umständen, doch habe ich für nöthig gehalten, dem gel. Bruder nur einmal einige Vorstellung davon zu thun, damit er unsere Unordnungen oder peccata omissionis in seinem Gemüthe und bei andern besser entschuldigen könne. Es ist doch bei dem allen besser, daß ich einfältig fortfahre und sehe, wie ich durchkomme, und so gut ich kann, trachte alles in bessere Ordnung zu bringen, als daß ich das Werk enger, als es providentia divina mit sich bringt, fassen und es nach menschlichem Willen einschränken wollte: welches sich

wort auf ein Jegliches erlangen möget." Nicht als hätte A. H. Francke sich damit der Mission entziehen wollen: es geschah ja auch ferner nichts ohne seine persönliche Entscheidung, und die oberste pastorale Aufsicht ließ er sich ohnehin nicht nehmen; es war nur eine tüchtige Kraft mehr gewonnen, denn Michaelis hat sein Amt mit dem größten Eifer und der größten Geschicklichkeit verwaltet, davon zeugen die noch erhaltenen Concepte seiner Briefe. Auch als ordentlicher Professor der Theologie setzte er noch diese Dienstleistung fort, im Ganzen länger als 10 Jahre, bis ihn der junge Gotthilf August Francke in seines Vaters letzten Lebensjahren ablöste. Der treue Elers übernahm die Besorgung aller in den Buchhandel oder in die Druckerei einschlagenden Geschäfte, und deren waren nicht wenige; der sorgsame Neubauer aber, auch ein Theologe, wie fast Alle in den Anstalten Thätige, übernahm als Kassirer der Glauchaschen Anstalten, wie das Waisenhaus gewöhnlich genannt wurde, auch die Kasse der Mission. Der sel. Wallmann äußert einmal, die Berichte über die einkommenden Gelder in den Halleschen Nachrichten seien so erbaulich, daß man sie unverändert abdrucken könne; und er hat darnach gethan. Neubauer hatte diese Freude und Erbauung aus erster Hand, und zahlreiche Bemerkungen in seinen Briefen an Böhme beweisen, wie sein ganzes Herz davon ergriffen war; es malabarirt sich gut, pflegte er zu sagen, wenn seine malabarische Kasse unvermuthet sich füllte [1]).

Wenn nun irgend etwas Wichtiges zu besprechen war oder etwa eine neue Lieferung der Missionsnachrichten erscheinen sollte, berief der Secretair Mtchaelis die Vorbenannten zu einer Gesammtsitzung, zu der auch andre an den Anstalten Angestellte hinzugezogen wurden; principiell wichtige Fragen aber pflegten zudem noch in den Sitzungen der

---

auch in allen Stücken nicht einmal thun ließe, wenn ich gleich wollte." Dazu nehme man, was Neubauer im Februar 1717 an Böhme schreibt: „Der Herr Prof. Francke ward vor etlichen Wochen gar schwach von den jetzt beim Rectorat überhäuften Geschäften, die er alle mit Treue abzuwarten beflissen ist. Es verging ihm dabei der Schlaf, wodurch er sich sonst wohl zu erholen pflegt, wenn gleich Strapatzen vorgehen. Es sah nicht wohl aus. Man entzog ihm aber sofort auf einige Zeit alle Geschäfte; da erholte er sich beim Gebrauch kräftiger aus dem Golde bereiteter Medicamente, er bekam wieder Schlaf und ward munter. Uns verlangt sehr, daß dieses Rectorat, das ihm aufgedrungen ist, erst vorüber sein möge. Alsdann wird ihm eine Reise sehr dienlich sein zu völliger Erholung."

1) Ein Beispiel siehe in den Urkunden Nr. 54. Gewiß wird es auch Manche freuen, in das Privatleben dieses ersten Missionskassirers einen Blick thun zu kön-

theologischen Fakultät berathen zu werden [1]), so daß nach dem weisen Spruchdichter: „Mit Rath muß man Krieg führen, und wo viele Rathgeber sind, da ist der Sieg," die Missionssache in Halle wohl bestellt war. Durch Plütschau's Ankunft wurde nun noch dazu Allen neuer Eifer eingeflößt; es folgte Sitzung auf Sitzung, wo man sich von ihm über zweifelhafte Fragen unterrichten ließ, und hatten schon bisher Einige ihren Eifer zur Erlernung der tamulischen Sprache durch den Mangel an allen Hülfsmitteln nicht dämpfen lassen, so entstand nun in jenem Winter ein ordentliches „Malabarisches Colleg"; denn Michaelis und Elers glaubten anders ihre gegen die Mission übernommenen Verpflichtungen nicht völlig erfüllen zu können, und zwei Studenten, die sich fest entschieden hatten als Missionare hinauszugehen, Scholle und Vopelius [2]), wollten die günstige Gelegenheit auch nicht ungenützt vorübergehen lassen.

Hätten nur auch die Missionare in Indien einen Blick nach Kopenhagen und Halle in jener Zeit thun können, gewiß sie würden mit größerem Muth und größerer Freudigkeit in ihrem Berufe gestanden haben; aber kein Strahl der Hoffnung drang in ihre Finsterniß. Wir ließen Ziegenbalg in Madras, wo er sich gleichsam auf der Flucht befand; unermüdlich im Arbeiten, im Uebersetzen und Predigen des Worts, fiel er alsbald nach Plütschau's Abreise in eine mehrmonatliche entkräftende Krankheit. Dazu mußte er sehen, wie die Hoffnun-

---

nen: Urkunden Nr. 53; ihm gebührt nicht nur in der Geschichte der Franckeschen Anstalten, sondern auch in unserer Missionsgeschichte ein ehrenvolles Andenken.

1) Eine Frucht ist uns noch erhalten in dem durch evangelische Umsicht ausgezeichneten Responsum, Urkunden Nr. 46.

2) Scholle wird von Neubauer als ein Jüngling von ganz außerordentlichen Anlagen gepriesen, der von einem glühenden Missionseifer beseelt die Missionare mit seinen Briefen und Berichten stärkte und erquickte. Ein Brustleiden zwang ihn später, Halle zu verlassen und alle seine Pläne aufzugeben. Vopelius wurde durch die in Kopenhagen den Deutschen gemachten Schwierigkeiten genöthigt, in Merseburg eine Stellung anzunehmen, und als er sich einmal eingelebt hatte, wollte er dann später auch nicht wieder fortgehen. Diese Ansätze zu einer Art Seminar, die längere Zeit hindurch fortgesetzt wurden, haben nur einen Missionar Dal ins Feld gestellt. Auf Vorstellung der Missionare, daß der Erfolg den aufgewandten Kosten zu wenig entspräche, beschränkte man sich denn darauf, seiner Zeit aus der Anzahl frommer Jünglinge, die man stets unter Augen hatte, die Tüchtigsten zu berufen. Auch Neubauer war für diese Weise: „Es ist mit der Studenten-Erziehung gar eine andre Sache als mit einer Fabrik, sie gerathen nicht alle, daß sie nur Christen werden, und unter denen, die sich zum Joche Christi

gen, welche er sonst noch auf das englische Gouvernement gesetzt hatte, immer mehr hinfällig wurden. Die Hinderung seiner Abreise war ja schon ein bedeutsames Anzeichen, bei Auslieferung der ankommenden Briefschaften und Gelder wurden auch stets Schwierigkeiten gemacht, der Herr Commandant Harrison hatte sich durch Briefe seines Collegen Hassius vollständig einnehmen lassen, uud es bedurfte nur noch eines Anlasses, daß er seiner Erbitterung auch in Schreiben an seine Obern in England Ausdruck gab. Die fand sich bald, als Ziegenbalg ein Ehepaar, dem in Madras ungerechter Weise Hindernisse in den Weg gelegt wurden, in Palleacatta trauete. Das gab nun nicht nur ein Hin- und Herschreiben zwischen den verschiedenen Regierungen, sondern auch die Missionsfreunde in England, welche ohnehin grade wegen der Catechismusfrage einen schweren Stand hatten, wurden nicht wenig erschreckt, als die englische Regierung zu Madras ihrem General-Schreiben an die Ostindische Compagnie einen feindlichen Artikel wider die Missionare einverleibt hatte [1]). Diese Verwicklung und Gründlers inständige Bitten veranlaßten denn, daß Ziegenbalg nach mehr als fünfmonatlicher Abwesenheit im Januar 1712 wieder nach Trankebar zurückkehrte. Hier hatten sich unterdeß die Verhältnisse eben nicht zum Bessern geändert. Der königliche Commissar Bonsac war eines plötzlichen Todes gestorben, nachdem er noch auf dem Sterbebett seine aus

---

bequemen, sind abermal kaum einige, so sich just zur Mission schicken. Die beste Methode Missionare zu bekommen wird wohl sein, daß sie aus einem ziemlichen Haufen wahrhaftig bekehrter junger Leute herausgesuchet werden."

1) Ziegenbalg traf bei seiner ersten Anwesenheit in Madras einen Deutschen aus Halle, einen Juwelier Namens Heiß, der bei einer jungen jüdischen Wittwe in Arbeit stand, nachdem er schon für ihren Mann, einen Kaufmann Namens Abandana, Arbeit geliefert hatte. Die Frau, eine Christin von Geburt, war in Holland mit ihrem Mann getraut, ohne zu wissen, daß er ein Jude war. Als es bekannt wurde, ging er zunächst nach England und zwang sie, mit ihm als Jüdin zu leben. Bei Ziegenbalgs zweiter Anwesenheit ließ nun die junge Wittwe nicht nach, bis er auf drei Monate in ihr Haus zog und sie wieder im christlichen Glauben unterrichtete. Inzwischen verlobte sie sich mit ihrem Geschäftsführer; aber die Regierung machte ungerechte Hindernisse (in Geldsachen); so zogen sie nach Palleacatta und von da später nach Trankebar. In Palleacatta traute sie Ziegenbalg in ihrer Wohnung mit Erlaubniß der Obrigkeit, nachdem sie vorher ihr Glaubensbekenntniß abgelegt hatte. Nun wurde vorgeworfen, es sei eine Winkeltrauung; es mußte aber nach Ziegenbalg im Hause geschehen, weil ihm als einem lutherischen Priester die öffentliche reformirte Kirche nicht verstattet werden konnte.

den Compagnie-Büchern gemachten Notizen mit seinem amtlichen Siegel versiegelt hatte, damit sie sicher nach Kopenhagen kämen. Der Mission konnte dieser Todesfall sehr verhängnißvoll werden, und die Feinde triumphirten schon; wenn gar vom König eine Untersuchung verhängt werde, würde der Auftrag an den Commissar gerichtet und die Folge sein, daß sie noch zwei Jahre freie Hand hätten. Dies waren aber mehr äußerliche Prahlereien; denn innerlich fühlten sie sich nicht mehr sicher: seit der Verfolgung der Missionare war aller Segen von Trankebar gewichen, es folgte Schlag auf Schlag, und der Handel sank immer mehr; Feuersbrunst, Hungersnoth, Ueberschwemmung trafen zusammen. Eine Ueberschwemmung im Jahr 1710 möge uns Ziegenbalg schildern: „Den 10. Nov. a. c. entstund abermal auf dieser Küste ein ungemeiner Sturm mit Regen, welcher von 10 Uhr des Tages bis 3 Uhr Nachts währete und überall sehr großen Schaden verursachte. Und wenn er noch 24 Stunden angehalten, so wäre die ganze Stadt mit allen Menschen untergegangen. Denn das Wasser ging schon in den Stuben bis über die Tische, also daß fast Niemand sich zu bergen wußte. Der Wind riß Bäume, Häuser und alles nieder, daß die Stadt am andern Tage ganz erbärmlich anzusehen war. Unseren Hause geschah kein Schade, auch hatten wir nicht die geringste Noth vom Wasser. Daher sehr viele Menschen ihre Zuflucht in unser Haus nahmen, welchen wir nach Möglichkeit Gutes thaten und sie alle mit Essen versorgten. Unserer Kirche war auch kein Schaden geschehen, ohne nur daß viel Wasser drinnen gestanden und das Dach ein wenig aufgedeckt war. Die Mauern am Castellgraben, die Stadtmauern und die Mauern der Citadelle vor der Stadt sind sehr niedergerissen. Von den Häuserchen unserer Gemeinde waren nicht mehr als zwei niedergerissen. Vieh ist in Menge ersoffen, auch einige Menschen. Wie es in der Stadt gewesen, so ist es auch anderwärts im Lande auf Dörfern und Städten gewesen. Dies ist nunmehr schon der andere Sturm und ungewöhnliches Wetter, das wir dies Jahr auf dieser Küste gehabt. Die Menschen aber sind so verderbt, daß sie die Strafen Gottes bald vergessen und immer in ihren Sünden verharren, welches man nicht nur allein unter Heiden, sondern auch unter Christen sieht."

Die Gefahr, daß Trankebar von der See verschlungen würde, die Jahr für Jahr Stücke Land abriß, war wirklich in jener Zeit so bedeutend, daß die Regierung Vorschläge wegen Verlegung der Festung und Stadt nach Kopenhagen sandte. Aber der Sinn der Gegner war dergestalt, daß sie sich wohl noch im Untergang darüber gefreut hätten,

daß doch wenigstens die Mission auch mit ein Ende habe. Der Commandant äußerte offen, er lasse nicht ab von dem, was er einmal angefangen und sollte es ihm auch noch 20000 Thaler kosten; man werde ihm in Kopenhagen schon nicht den Kopf nehmen. Die Missionare waren in seinen Augen die allerverworfensten Menschen und nach den auf der ganzen Küste umlaufenden Gerüchten, die in Europa von katholischen Blättern gedruckt wurden, mußte man es allerdings glauben.

Die Missionare waren z. B. die ärgsten Säufer in der Welt, die Menge von Franzbranntwein, der im Rechnungsbuch der Compagnie für sie als in einem Jahr geliefert angeschrieben stand, ließ keinen Zweifel mehr aufkommen; die Missionare hatten sich auch gar nicht geweigert, die große Summe zu bezahlen. Christen und Heiden strömten hinzu, um sich durch den Augenschein aus den Compagnie-Büchern zu überzeugen, und was die Sache noch bedenklicher machte, man hatte die Missionare nie unnüchtern gesehen, sie waren durch die Gewohnheit völlig Herr über sich geworden. Das Räthsel löst sich sehr einfach. Die Missionare hatten auf künftige Jahresrechnung von der Compagnie, die mit Zahlungen immer von einem August bis zum andern wartete, einige Keller Branntwein genommen und sie an holländische Freunde verschickt mit Wissen der Herren Räthe, um selbst augenblicklich Geld zu haben, ihren Freunden aber sich gefällig zu erweisen. Durch Ausstreuung jenes Gerüchtes wollte der Commandant an Ziegenbalg Rache dafür nehmen, daß Melissantes in seiner Geographie eine Stelle aus Ziegenbalgs Briefen abgedruckt hatte, worin er das schlechte Leben der Christen in Ostindien schilderte. Anfänglich hatte der Commandant den Plan gehabt, die Missionare einmal, wie er trotz alle dem öfter zu thun pflegte, zu Tische zu laden, unter währender Mahlzeit die Stelle vorzulesen und dann Ziegenbalg das Buch an den Kopf zu werfen, bis er endlich für jene noch empfindlichere Rache sich entschied.

Nun solcher kleiner Züge, aus denen sich schließlich ein verbittertes Leben zusammensetzt, ließen sich viele berichten. Als z. B. der fromme Corporal Nielsen, den wir schon früher als Wohlthäter der Kirche nannten, in Madras gestorben war, hatte er die Jerusalemskirche zum Erben eingesetzt, und Gründler, der grade in Madras anwesend war, hatte die Verlassenschaft angetreten. In Trankebar wußte man ihnen daraus einen Prozeß zu machen, in dem die Missionare schließlich zur Zahlung einer bedeutenden Summe verurtheilt wurden. Und doch war ein Unterschied gegen früher zu merken, man hätte gern das Geschehene rückgängig gemacht, wie Ziegenbalg selbst unterm

16. Sept. 1712 meldet: „Jedoch können wir dieses berichten, daß unsere Widerwärtigen nunmehr die an uns verübten Proceduren mit Worten gegen andere bereuen und auch auf allen Seiten die Strafen Gottes vor Augen sehen. Daher haben wir uns nicht eben zu befürchten, daß sie ins Künftige an uns öffentliche Gewalt brauchen werden. Und ob wir gleich keine Beförderung von ihnen zu hoffen haben, sondern noch mit Augen sehen müssen, daß sie uns beides mündlich wie schriftlich gern bei Jedermann unter den Europäern allhier in Indien verhaßt zu machen suchen, deren Erzählungen auch allezeit eher geglaubt werden als die unsrigen: so suchen wir doch anjetzt mit ihnen in äußerlicher Freundschaft zu leben, kommen auch manchmal zusammen und erwarten im Uebrigen, was auf unsere und ihre überschriebenen Berichte für ein königlicher Ausschlag kommen werde. Von dem Werke des HErrn aber allhier etwas im Gespräch gegen sie zu gedenken, wie etwa solches ferner fortgeführt werden könnte, nehmen sie allezeit mit Verdruß an, und haben wir uns von ihnen nicht des geringsten Beistandes zu versehen. Der eine dänische Prediger, der sie vielfältig gegen uns angestachelt hat, ist vor 4 Tagen gestorben. Auch sind schon nach der Zeit, als solche Proceduren mit uns angefangen wurden, zwei Personen aus dem Secretrath gestorben, und der erste dänische Priester, so da gleichsam in Commission wider uns nach Dänemark ging, ist auf der See ebenfalls gestorben. Gott weiß, wie es den übrigen ergehen wird, wenn sie nicht in sich schlagen und wahre Buße dafür thun werden. Wir sind bei allem gelassen und hoffen ganz gewiß, daß uns alles durch die weise und allmächtige Direction Gottes zu unserm Besten dienen muß. Daher wollen wir in der Kraft des HErrn unter allen harten Umständen geduldig ausharren und gegen alle Menschen möglichste Gelindigkeit brauchen."

Mit dieser christlichen Ergebung stimmt die tiefe Trauer recht wohl, die sich in andern Briefen ausspricht, daß so viel edle Zeit ungenützt verstreiche: „Alle unverantwortlichen Proceduren, die man allhier mit uns vorgenommen hat, wollen wir gerne mit Geduld verschmerzen und darüber nicht eben klagen, weil uns doch alles durch die weise Leitung Gottes zum Besten dienen muß: aber wir bedauern nur die edle Zeit [1]), die wir unter solchem Gouvernement mit gar wenig Nutzen zubringen müssen."

---

1) Einen vollständigen Brief gleichen Inhalts aus jener Zeit, der dem Könige zu Händen kam und großen Eindruck auf ihn machte, siehe Urkunden Nr. 32.

Die siebenjährige Prüfungszeit, die Dienstjahre, auf welche sich Ziegenbalg von Anfang an gefaßt gemacht hatte, waren nun verflossen. Die nächsten Schiffe mußten doch endlich einen Ausschlag bringen, mit größtem Verlangen sahen daher beide Theile deren Ankunft entgegen. Die Missionare waren zuletzt voll freudiger Hoffnung; denn im Herbst 1713 hatten sie mit englischen Schiffen ein erstes Schreiben der neuen Inspektoren vom 24. Dec. 1712 erhalten, zugleich mit einer Abschrift jener ernsten königlichen Ordre an die Direktoren, so daß sie Hoffnung schöpften, nun würde alles sehr schleunig ausgemacht werden. Zwar waren die Missionare sehr übel dabei gefahren, als sie diesen königlichen Befehl dem Commandanten überreichten und hatten statt der erbetenen Hülfe die Drohung empfangen, sie sollten nicht gedenken, daß er sie unverfolgt lassen werde. Damals trösteten sich die Missionare, er werde sich wohl geben müssen, wenn nun auch die Directoren entsprechende Befehle sendeten und weitere königliche Entschließungen erfolgten. Am 13. Februar 1714 kam endlich nach fast vier Jahren wieder ein dänisches Schiff an und brachte Befehle für den Commandanten und Gelder (800 Thaler und 200 Ducaten) und Briefe für die Missionare. Als Ziegenbalg die Nachrichten gelesen hatte, war ihm etwa zu Muthe wie Jakob, als er anstatt Rachels die blödsichtige Lea davontrug, denn der Brief lautete ganz wie die Ankündigung neuer sieben Dienstjahre. Der Brief berührte, wie sich aus einer vorliegenden Antwort ergiebt, nicht nur die Sache mit der Halleschen Kasse, die Erkaufung der Christen, die Vermischung von Rechtfertigung und Heiligung, sondern eröffnete auch positiv bezüglich des obschwebenden Streites, daß die Erlangung einer königlichen richterlichen Entscheidung mit so vielen Weitläufigkeiten verknüpft sei, daß darüber noch Jahre vergehen könnten; die Inspektoren riethen daher zur Aufrichtung einer Amnestie; ein Brief gleiches Inhalts lief zugleich von Bövingh an den Commandanten ein. Bövingh nämlich war es, der bei jenen Kopenhagener Conferenzen zuerst die Amnestie vorgeschlagen hatte, ohne einstweilen bei den Inspektoren damit durchzudringen. Dies hinderte nicht, daß Wendt, Plütschau und Bövingh weiter darüber sich besprachen, und siehe, es wurde allen immer klarer, daß es einen anderen Ausweg kaum gebe, und auch die Inspektoren stimmten endlich ein [1]). Man kann begreifen, was Ziegenbalg bei diesem Vorschlag fühlte.

1) Siehe die von Wendt zusammengestellten Gründe einer Amnestie Urkunden Nr. 34; auch einen Brief Bövinghs an die Missionare, Nr. 35, für dessen buchstäbliche Genauigkeit aber, bei der überaus schweren Entzifferung nicht gebürgt wird.

Mochte er auch ganz absehen von den erfahrenen persönlichen Kränkungen und sie vergessen wollen: welches Hinderniß seines Amts, wenn nun Heiden und Christen sahen, daß des Königs Befehle so ungestraft übertreten werden könnten? der Commandant ließ es sich gewiß gern gefallen, daß ein Schleier über seine begangenen Thaten gebreitet wurde, aber zur Förderung der Mission würde er sich nimmer verstehen. Und daß dies nicht leere Einbildung sei, zeigte sich bald, als Ziegenbalg mit dem Commandanten darüber Rücksprache nahm: „Wir haben es aus langwieriger Erfahrung, daß unter einer verstellten Freundschaft uns und diesem Werk der meiste Schaden zugefügt wird. Doch haben wir dem Herrn Commandanten die Amnestie angetragen, und er ließ es sich ganz wohl gefallen. Als wir aber sagten, wie die Absicht dessen hauptsächlich diese wäre, daß er hinführo diesem Werk recht behülflich sein möchte, so wollte er sich zu keiner Hülfe und Beförderung verstehen, sondern sagte, daß er selbst vom Könige in seinem Bestallungsbriefe in allem an die Herren Directoren gewiesen wäre und müßte also ihren Verordnungen hierinnen nachkommen. Und ungeachtet, daß wir ihm demonstrirten, wie er ja königliche Befehle vor sich hätte, so wollte er sich doch zu nichts mehrerem verstehen, als was er bisher gethan hätte und ließe es auf die Verantwortung seiner Principalen ankommen. Nachher haben wir gleichwohl einige Versuche gethan, ob wir ihn könnten dahin disponiren, daß er nur in einigen geringen Dingen uns beistehen und hülfliche Hand leisten möchte, aber wir haben nicht die geringste Geneigtheit dazu bei ihm gefunden. So lange als wir mit ihm nichts von diesem Werke reden und keine Ersuchung um Hülfe thun, so lange sind wir gute Freunde und können gar wohl mit einander umgehen. Er hat es auch nicht ermangeln lassen, dann und wann uns zu Gaste zu nöthigen, einige Verehrungen uns zu senden und sich gar freundlich gegen uns zu erweisen: aber so bald als wir mit ihm von diesem Werke conferiren nnd bei ihm obrigkeitliche Hülfe suchen wollen, so ist Freundschaft aus und entsteht bei ihm Unwillen und Verbitterung."

Diese Schilderung ist gemacht, nachdem die von den Direktoren auf Grund der königlichen Ordre ausgefertigten Befehle schon eingelaufen waren, und auf diese Befehle seiner Principale stützt sich nun der Commandant. Wie können sie gelautet haben? Die Missionare hätten gar zu gern eine Abschrift bekommen, aber auf solche Vergünstigung konnten sie natürlich nicht hoffen; doch ließ man sie über den Inhalt nicht in Zweifel: „Als wir beim Commandanten Nachfrage gehalten, was doch die Herren Directoren auf den königlichen Befehl

unsertwegen an ihn geschrieben, so haben wir diese Antwort bekommen: Sie wären nicht zufrieden, daß er uns Kirch und Schulen bauen lassen und sonst so viel eingeräumt hätte, welches ihm noch würde schwer zu verantworten sein; hinführo sollte er uns nichts concediren, er hätte es denn erst an sie nach Kopenhagen berichtet und den Ausschlag bekommen, dabei er allezeit seine Meinung mit berichten sollte; auch sollten diejenigen, die zu unserer christlichen Religion treten wollten, erst von ihm examinirt werden, daß er könne Bericht ertheilen, wer sie seien und was für Profession sie hätten. Dadurch sind uns denn die Hände desto mehr gebunden, daß wir folgends gar nichts ausrichten können, und hat also der königliche Befehl nicht den geringsten Effect gehabt."

Dem Mitarbeiter Polycarpus Jordan, der den Missionaren treffliche Dienste geleistet hatte, indem er nicht nur die Aufsicht über die ganze äußere Wirthschaft geführt, sondern auch seit Plütschau's Abreise die Predigten und Catechisationen in der portugiesischen Gemeinde auf sich genommen, entfiel der Muth, und er entschloß sich ins Vaterland zurückzukehren, zumal es nicht schien, daß man jemals von Kopenhagen den Missionaren Macht ertheilen würde, ihn zu ordiniren. Ziegenbalg und Gründler aber schließen den Brief, in dem sie diese Mittheilung machen, mit folgenden Worten: „Wir freuen uns, daß uns Gott gewürdigt hat zu arbeiten allhier unter den Heiden und werden in unserm Entschluß von Tage zu Tage gestärkt, nämlich daß wir unsere ganze Lebenszeit allhier in Ostindien zuzubringen gedenken und solches zwar aus vielen Ursachen, sonderlich aber aus Liebe gegen unsere schwarzen Schafe und Lämmer und aus herzlicher Begierde, den Heiden aus ihrem verdammlichen Zustande zu helfen und unter ihnen Christo Jesu eine Gemeinde des Eigenthums zu sammeln, auch durch mündliche und schriftliche Arbeit einen festen Grund auf das zukünftige zu legen."

Solchen Entschluß faßten die Missionare aufs Neue, während sie aus den Kopenhagener Briefen deutlich gesehen hatten, daß so lange die jetzigen Missionsinspektoren im Amte blieben, auf keine kräftige Hülfe zu rechnen sei. Fürwahr solche Ausdauer ist bewunderungswürdig, denn es läßt sich ja Alles an, als würde eine neue Auflage der Verfolgungen nur in verfeinerter Form erscheinen. Von den menschlichen Höhen, selbst von eines Königs Thron, war keine Hülfe mehr zu erwarten, aber die Augen der Missionare waren auch auf andere Höhen und Berge gerichtet. Auf den Berg Zion, der höher ist als alle Berge, und zu dem heiligen Tempel auf Zions Höhen erhoben

sie ihre Augen, und die Hülfe erschien, die Dinge nahmen plötzlich eine andere Wendung.

Es war gegen Mitte Oktobers 1714, da ließ der Commandant Ziegenbalg und Jordan, da letzterer mit den fast segelfertigen Schiffen heimkehren wollte, noch einmal zu Gaste laden und zeigte seinen Gästen alle die heimlichen Befehle, die er der Mission halber von den Direktoren erhalten hatte, welche jegliches Fortschreiten der Mission unmöglich machten, da über den kleinsten Punkt erst jahrelange Verhandlungen mit Kopenhagen geführt werden müßten [1]). Ziegenbalg staunte über die Bosheit und erkannte, daß jede Stunde ferner in Trankebar zugebracht, Zeitverschwendung sein würde. Von dieser Stunde beginnt ein neuer wichtiger Abschnitt in Ziegenbalgs Leben, es kam über ihn wie ein neuer Geist, als fiele die Ernte, die Frucht der Prüfungen und Leiden so vieler Jahre auf einmal in seinen Schooß. Nun war erfüllt, was Professor Francke schon vor mehreren Jahren gesehen: „Man hat auf dem Meer eine Schule der Weisheit geschrieben, jetzt nimmt Sie nun der HErr auf dem Festlande in seine Weisheitsschule," und in einem andern Briefe: „Lieben Brüder, Eure ersten Jahre sind die Lehrjahre. Wenn gleich manches erst versehen wird, sind die Lehrjahre vorbei, so wird alles verbessert. Die Lehrjahre sind auch die beschwerlichsten, darnach wirds besser werden. So ist auch die erste Zeit die Aussaatszeit. Künftig werdet Ihr ernten. Auf Arbeit und Beschwerden folgt Erquickung, Trost und Freude, wenngleich unter fortdauernder Hitze und Anstrengung, wie es die Erntezeit mit sich bringt." Die Lehrjahre sind geschlossen, die Wanderjahre beginnen zunächst, aber Ziegenbalg tritt sie an als ein Meister. Von nun an bis zu seinem Ende vermögen wir allen seinen Schritten nur mit ungetheiltester Bewunderung zu folgen, ein Neues wird gepflügt nach den verschiedensten Seiten hin.

Der Commandant gab bei jener Unterredung wiederholt zu erkennen, wie gern er die Errichtung einer Amnestie sähe; er scheint sich die Klugheit des ungerechten Haushalters zum Muster genommen zu haben, ihm stand wegen seiner Verwaltung eine schwere Verwicklung mit den Direktoren bevor; da schien es bedenklich, wenn die Klagen der Missionare auch ferner den königlichen Hof wider ihn aufbrächten. So war also diesmal auf seiner Seite volle Aufrichtigkeit und Ziegenbalg schlug alsbald ein in die dargebotene Friedenshand, eine förmliche und feierliche schriftliche Amnestie wurde aufgerichtet zwischen Com-

---

1) Siehe Ziegenbalgs Brief in den Urkunden Nr. 39.

mandant und Secretrath einerseits und den Missionaren andrerseits. Es war ein hochherziger Entschluß auf Ziegenbalgs Seite, daß er völlig vergessen konnte, was seiner Person zugefügt war, daß er die Verlegenheiten des Feindes, die ihm natürlich nicht verborgen blieben, nicht vermehren wollte. Von dem Augenblick an hat die Mission vom Commandanten Hassius nur Förderung erfahren, dies wurde gleich offenkundig: Ziegenbalg erhielt selbst freie Passage nach der Heimath, indem ihm das Amt eines Schiffspredigers angetragen wurde. Solche weittragenden Entschließungen, die Gefahren und Beschwerden einer Hin- und Rückreise nach Europa auf sich zu nehmen, waren in wenig Stunden gefaßt. Nur in Kopenhagen, wo der Hauptsitz des Uebels war, konnte es gründlich geheilt werden; so ging denn Ziegenbalg mit Jordan und einem jungen Tamulen Peter Maleiappen am 26. Okt. 1714 zu Schiff, nachdem er seiner Gemeinde und seinen Mitarbeitern versprochen hatte, mit Gottes Hülfe in 22 Monaten wieder unter ihnen zu sein. Die Gemeindeglieder gaben ihm mit Thränen das Geleite bis zum Strande. Von den Heiden selbst schrieben und baten Viele, er möge doch ihr Land nicht verlassen und sich in so viele Gefahren begeben. Als aber ihre Bitten nicht anschlagen wollten, gaben auch sie ihm das Geleit und baten nur um baldige Wiederkunft. Einer der Gründe dieser Reise war auch, „daß man mit einer solchen freudigen Her- und wieder Hinreise Jedermann zu erkennen gäbe, die lebendige Hoffnung, die man von dem gesegneten Fortgang dieses Werkes in seinem Herzen hat, auch denjenigen hiermit ein Exempel wäre, die etwa aus Europa nach Ostindien als Mitarbeiter verlanget werden, daß sie zur Uebernehmung einer solchen langen Reise desto williger sein und sich die Sache nicht so unmöglich und überschwer vorstellen möchten, als vorher geschehen ist, da man keine Vorgänger vor sich gesehen."

Diese Reise war eine Glaubensthat, überhaupt Ziegenbalgs größte That. Welcher Missionar könnte nach solchem Vorgang noch zagen, wenn er in unserer schnellen Zeit die Reise nach Ostindien antritt? Damit wir aber nachher nicht in der Erzählung aller guten Folgen derselben unterbrochen werden und Ziegenbalgs Laufbahn in einem Zuge betrachten können, schicken wir voran, was währenddeß in Europa sich zugetragen hat.

Es fallen grade in diese Zwischenzeit Veränderungen der wichtigsten Art, und die Veranlassung dazu war der große Eifer der Inspektoren, dänische Candidaten hinauszusenden. Endlich war es ihnen geglückt, Plütschau und Timotheus aus Halle wieder zu bekommen; denn

eine merkwürdige Fügung wollte, daß erst wenige Tage nach des Ersteren schleuniger Abreise von Halle ein neuer königlicher Befehl einlief, welcher ihm einen längeren Aufenthalt und Timotheus ganz da zu bleiben verstattete. Im Februar 1714 begann denn also Plütschau zwei dänische Candidaten im Tamulischen und Portugiesischen zu unterrichten, ein dänisches Missionsseminar war eröffnet. Es war nicht von langer Dauer, denn Plütschau erkannte bald, daß beide Candidaten nicht die rechte Gesinnung zum Missionsdienst hätten. Er stellte es den Inspektoren vor, welche seine Vorstellung sehr ungünstig aufnahmen; so hielt er es nun für seine Pflicht, den Candidaten selbst ins Gewissen zu reden; der Erfolg war, daß sie in einem Briefe an die Inspektoren sich selbst für untüchtig erklärten und zurücktraten. Die Inspektoren waren darüber in großer Aufregung, und übersahen gänzlich eine kurze Nachschrift des Briefes, welche besagte, wolle man trotz dieser erkannten Fehler sie behalten, würden sie der Mission mit Leib und Leben sich aufopfern. Acht Tage später, es war im Mai, ward diese Nachschrift entdeckt und der Unterricht wurde von Neuem, obgleich unter Plütschau's Protest, begonnen, und als er im Spätsommer, sich zu verheirathen, nach Berlin reiste, sogar von Timotheus fortgesetzt, denn die Candidaten sollten noch in demselben Jahr hinausreisen. Die Herausſendung wäre gleichbedeutend gewesen mit dem Ruin der Mission, denn wenn schon Plütschau sie für ungeeignet hielt, konnten sie gewiß nicht unter Ziegenbalg arbeiten, der schon im Voraus gedroht hatte, wenn man ihm wieder Friedensstörer zuschicke, nicht länger seine Zeit in Trankebar verschwenden zu wollen. Die Gefahr wurde durch den König selbst, ohne daß irgend eine mündliche oder schriftliche Vorstellung darum gethan wäre, abgewandt. Auf das Memorial der Inspektoren kam im September 1714 die Antwort, Seine Majestät wolle bei der Rückkehr nach Kopenhagen die Candidaten selbst hören, vorläufig aber bestimmen, daß Ziegenbalg Propst werden, und dann Jordan zum Missionar ordiniren solle. Mit welchem Erfolg die Candidaten vor dem Könige predigten, erzählt uns Michaelis: „Es kam endlich dazu, daß beide Candidaten vor dem Könige predigen mußten, einer nach dem andern. Allein S. K. M. hatten an selbigen gleich solche Kennzeichen wahrgenommen, daß Sie erklärten: Es schiene, als wenn diese Leute in Dänemark nicht fortzukommen wüßten, und daher durch die Mission in Ostindien sich Beförderung machen wollten; wenigstens wären sie diejenigen nicht, welche man zu einem so wichtigen Werk absenden sollten; sie wären niedergeschlagene Leute. Missionare aber müßten aufgeweckt sein und eine Freudigkeit haben. Man stund

zwar anfänglich in dem Gedanken (selbst Wendt fürchtete es), als rührte diese Verwerfung nur von dem Geheimrath von Holsten her, und meinte dennoch mit den Candidaten durchzudringen; aber man war darinnen irrig, sintemal S. K. M. von freien Stücken solch Urtheil gefällt und nach selbigem entschieden hatte."

Als nun wiederholte Eingaben den festen Entschluß des Königs nicht ändern konnten, reichte Prof. Trellund, der den Plan fast allein betrieben hatte, seine Entlassung ein, da er bisher der Mission halber, um deren Gedeihen es ihm sonst persönlich zu thun war, nur Kampf gehabt hatte; denn von seinen Amtsgenossen war ihm schon die Uebernahme des Inspektorats als Abfall gedeutet, und als er nun durch öffentliche Thesen die Mission vertheidigte, war er darüber in eine noch Jahre lang fortwährende literarische Fehde verwickelt. Lodberg, der schon länger nach Halle sich neigte und namentlich gern mit Prof. Francke in Correspondenz zu treten wünschte, entzog sich der Mission nicht, sondern bat nur um eine neue Verfassung, indem ihm wahrscheinlich Kunde gegeben war, daß schon längere Zeit darüber Verhandlungen schwebten. Wendt war es, der schon seit Anfang des Jahres eifrigst dafür gearbeitet hatte, daß ein förmliches Missions-Collegium errichtet und angesehene weltliche Mitglieder hineingezogen würden, indem allein eine solche hohe Behörde mit den Direktoren der Ostindischen Compagnie auf gleichem Fuße verkehren könnte — zugleich das einzige Mittel gegen die nationalen Bestrebungen der Inspektoren. Wendt hatte lange Verhandlungen mit den Hallensern geführt, bis endlich eine Uebereinstimmung erreicht und der Plan durch Bischof Ocksen an den König eingereicht war. Als daher Lodberg jenes Gesuch um Aenderung der Verfassung einreichte, so erschien alsbald noch im December 1714 das Königliche Edict, wodurch ein Missionscollegium constituirt wurde unter dem Vorsitze des Geheimrath von Holsten; zweiter weltlicher Beisitzer war Holstens Freund Münch von Buseck, Oberhofmeister der Königin, geistliche Mitglieder Lodberg und der günstig gesinnte Prefessor Steenbuch; die wichtige Stellung eines Secretairs bekam Wendt, der dazu um so geeigneter erschien, weil er im Sommer persönlich in Halle gewesen und dort über alle schwebenden Fragen sich Rath geholt hatte. Das Collegium war so günstig zusammengesetzt, daß man in Halle es sich gar nicht anders wünschen konnte. „Solchergestalt, schreibt Michaelis nach Trankebar, ist nun die Sache durch göttliche Direction an die rechten Männer gekommen, an welche wir sie längst gewünscht haben, folglich auch in einen solchen Stand gesetzt, als sie in Dänemark noch nie gewesen ist, daher man

sich unter göttlichem Segen in Zukunft viel Gutes zur Förderung der Mission versprechen kann."

Nur Einen Namen vermißt man in dieser Liste, den man gern darin sähe, und dessen Fehlen einiger Maßen die Freude über solche glücklichen Aenderungen stören könnte, Heinrich Plütschau, der ja eigens von den Missionaren herausgesandt ist, daß er in Kopenhagen eine hülfreiche Hand am Werke sei. Man hat darin Anzeichen gefunden, daß der eigentliche Grund von Plütschau's Heimkehr ein Zwiespalt mit Ziegenbalg und Gründler gewesen sei, und daß er deshalb in Europa nichts für die Mission gethan habe. Letzteres ist nun schon durch die bisherige Erzählung widerlegt, und daß er nicht ins Collegium hineingezogen wurde, hatte auch seine ganz natürlichen Gründe. Plütschau war treu in seinem Berufe, aber durchaus nicht zur Leitung eines Werks geeignet, weil ihm in seiner Einfachheit jegliches diplomatische Geschick abging; die verwickelten Verhältnisse in Kopenhagen, die gespannte Stellung der Inspektoren erforderte aber große Umsicht, Klugheit und Geschmeidigkeit; daher arbeitete man von Halle aus, während noch die Inspektoren am Ruder waren, darauf hin, daß ihm eine Pfarrstelle gegeben würde, wie ihm auch zudem bei der Heraussendung versprochen war. Im Vertrauen darauf verheirathete sich dann Plütschau im September 1714 in Berlin, was natürlich nicht mehr rückgängig zu machen war, als nun die Inspektoren-Wirthschaft aufhörte. Mit 200 Thalern Gehalt aber, die er bisher als Missionar genossen, konnte er in Kopenhagen nicht existiren und eine sonstige Stelle für ihn war dort nicht vacant, so erforderte es denn die einfache Gerechtigkeit, daß ihm nicht versagt wurde, was Bövingh gegeben war, eine einträgliche Landpfarre: er wurde Pastor zu Beyenflieth in Holstein, eine Meile von Itzehoe und hat dort bis etwa 1747 unter den reichen verhärteten Marschbauern gewirkt, von einem bösen Küster geplagt, der ihm viel Noth und Kummer machte [1]). Nach verschiedenen

1) Etwa im Jahre 1720 kam es zu einem groben Ausbruch. Es war eine Fastnachtssammlung üblich, Sabbath genannt, wobei Lehrer und Schüler vor den Häusern sangen. Allmählich hatte sich allerlei Mummenschanz dabei eingeschlichen, Gottes Wort wurde verspottet, in der Schulstube wurde getanzt und getrunken, und noch ärgerer Unfug getrieben, so daß ernstere Gemeindeglieder selbst den Pastor um Abhülfe baten. Plütschau wirkte Jahre lang allein in seelsorgerlicher Weise, aber das Uebel wurde nur ärger, bis zu jenem Jahre, wo es von ärgster Verspottung des Pastors fast zu thätlichen Mißhandlungen fortgeschritten wäre. Das Consistorium gewährte ihm leider, wohl wegen seines anrüchigen Pietismus, keinen genügenden Schutz.

Anzeichen ist er auch mit den späteren Missionaren noch in Correspondenz geblieben und wird demnach auch wohl in der Heimath für sie gewirkt haben [1]). Unter den geänderten Verhältnissen, und da man den Plan mit einem Missionsseminar gänzlich aufgegeben, wäre auch sein Verbleiben in Kopenhagen von nicht besonderer Wichtigkeit gewesen; demnach ist er nicht als Deserteur anzusehen, und es haftet, wie wir schon im Voraus sagten, auf seiner Missionsthätigkeit kein Makel. So viel es anging, haben wir ihm daher auch in unsern Berichten immer die nöthige Aufmerksamkeit zugewandt, und es wird nun keiner weiteren Rechtfertigung bedürfen, daß wir ihn auf dem Titelblatte neben Ziegenbalg stellen, zumal ja keine andere Zusammenstellung die Zeit der Gründung passender bezeichnen würde. Es freut uns, daß wir scheidend von diesem treuen Arbeiter ihm nachrufen können [2]), was Ziegenbalg und Gründler ihm selbst von Trankebar geschrieben haben: „Wir, die Gemeine und Schulen beten insgesammt für Ihn und sind stets Seiner eingedenk. Sein Weg ist vom HErrn, der weder Ihn noch uns verlassen wird. Wir haben hierunter den Finger Gottes immer klarer erkennen lernen und hoffen, daß er daselbst in Europa eben so großen Nutzen bei diesem Werke werde schaffen können, als wenn er persönlich hier unter uns wäre. Er kann sich auch gewiß versichern, daß Sein Hiersein in Indien nicht ohne Segen gewesen ist, und dasjenige, was er an schriftlicher Arbeit hinterlassen hat, wird noch allezeit im Segen und großen Nutzen bleiben."

Unsere Freude über die Errichtung eines Missions-Collegiums kann demnach durch Plütschau's Fehlen nicht gestört werden, und ohne das geringste Bedenken dürfen wir die ersten Schritte der neuen Behörde verfolgen.

Am 13. December 1714 fand die erste Sitzung des Collegiums Statt, eröffnet durch eine feierliche Ansprache des Präsidenten von Holsten. Der erste Beschluß war, für den Anfang alle Mittwoch Vormittag von 9—11 Uhr sich zu berathen, allmonatlich aber einen Bericht an Se. Majestät einzugeben. In der zweiten Sitzung schon

---

1) Diese meine Vermuthung ist nachher durch die Indischen Akten in ausgedehntester Weise bestätigt. Von der regelmäßig unterhaltenen Correspondenz habe ich einige Briefe in die Urkunden 55—59 aufgenommen, welche nicht nur seine fortdauernde Missionsliebe bezeugen, sondern uns zugleich auch Nachrichten über sein Privatleben geben.

2) Mehr Urtheile über Plütschau stehen in den Urkunden Nr. 31.

ging man einen bedeutenden Schritt weiter und zog in Erwägung, wie des Königs ehemalige Absicht, seinen heidnischen Unterthanen im Norden Norwegens, den Lappen und Finnen, das Evangelium verkündigen zu lassen, erfüllt werden könnte. Alsbald wurden Verhandlungen angeknüpft mit dem Statthalter Norwegens Baron von Kraghe und mehreren Pastoren des Stiftes Drontheim, mit Hagerup und dem berühmten Thomas von Westen [1]). Verstärkung der geistlichen Kräfte auf den schon bestehenden Pfarrstellen und Verwendung der verfügbaren Kircheneinkünfte des Nordens zu Missionszwecken erschien als das einfachste Mittel, und bald besaß die lutherische Kirche eine neue auf unanfechtbar kirchlichem Grunde ruhende und in kirchlichem Sinn geleitete Mission. Indem das Collegium ferner erkannte, daß es mit der Mission so lange nicht recht bestellt sei, als in der heimischen Kirche selbst christliche Gesinnung und Erkenntniß so mangelhaft beschaffen seien, erbat es sich die Freiheit, die Bibel und andere gute Bücher drucken und billig verkaufen zu dürfen. Damit Niemand sich mit Unkenntniß des Missionswerks entschuldigen könne, wurde in einer öffentlichen Bekanntmachung zum Beistand aufgefordert, und weil man vor Allem des Gebets der Gläubigen nicht entrathen konnte [2]), wurde allsonntäglich die Fürbitte der Gemeinde erbeten. Die bisherigen Gönner und Förderer der Mission, A. H. Francke, Bischof Ocksen, Hofprediger Böhme, Plütschau blieben in beständiger Correspondenz, aber zugleich suchte man auch die höhern Stände Deutschlands ins Interesse zu ziehen. Auf Vorschlag A. H. Francke's wurden daher zu correspondirenden Mitgliedern ernannt: Graf Reuß XXIV. zu Köstritz bei Gera, ein frommer Herr, der alle Festzeiten in Halle zubrachte, „von besonderer Geschicklichkeit etwas im Reiche Gottes zu thun," sein Vetter Graf Heinrich XXIII. von Lobenstein, früher Oberster des Landgrafen von Hessen-Cassel, mit beiden engbefreundet Graf Henckel, Mitbesitzer der Herrschaft Oderberg in Schlesien, seit seiner Verheirathung mit einer Gräfin Solms zu Pöltzig im Altenburgischen residirend, von diesen drei Grafen empfohlen und erbeten der junge Graf Heinrich II. von Reuß-Plauen [3]). Einer oder der andere der hohen Herren pflegte immer bei den Missionssitzungen in Halle zugegen zu sein. Weitaus be-

---

1) Einen Brief von Thomas von Westen s. Urkunden 51.

2) Ziegenbalg hatte früher aus gleichem Bedürfniß den Geistlichen seiner Vaterstadt jährlich eine bestimmte Summe von seinem Erbe auszahlen lassen, damit sie für die Mission öffentlich Fürbitte thäten.

3) Urkunden Nr. 48.

deutsamer noch war der Einfluß der Reußischen Grafen auf andere deutsche Grafen- und Fürstenhöfe. Auf ihre Wirksamkeit ist hauptsächlich deren reges Interesse an allen Angelegenheiten des Reiches Gottes zurückzuführen, so daß bekanntlich ohne Benützung dieser gräflichen Privatarchive und Bibliotheken eine gründliche Schilderung des christlichen Lebens im verflossenen Jahrhundert nicht gegeben werden kann, wie darin auch wohl noch mancher Beitrag zu unserer Missionsgeschichte verborgen liegen mag.

Die Namen so hoher Beförderer sollten nach Franckes Absicht auch noch den kleinen Nebendienst thun, die orthodoxen Gegner endlich zum Schweigen zu bringen. Nun möchte man meinen, dergleichen sei in Deutschland damals kaum mehr nöthig gewesen. Meldet doch Prof. Michaelis am 1. Febr. 1715: „Endlich hat auch Herr Dr. Löscher zu Dresden in Sachen die Dänische Mission betreffend gelindere Saiten aufgezogen, indem er in der fünften Ordnung seiner Unschuldigen Nachrichten aufs Jahr 1713 die vierte und fünfte Continuation derer allhier zu Halle edirten Nachrichten cum laude recensirt, jedoch füget er diese argwöhnische Formel hinzu, daß dabei auch einige Dinge, daran man sich sonst gestoßen, unvermerkt gebessert würden, ohne zu benennen, was das für Dinge seien.“ Ja selbst in Wittenberg wurde gelegentlich einer feierlichen Dissertation das Missionswerk sehr gelobt. Der Disputator M. Lyser, Sohn des Zelleschen Generalsuperintendenten wies auf Grund der Missionsberichte nach, daß die Wissenschaft nicht bei den Juden, sondern bei den Indern ihren Ursprung habe [1]). Bei so günstiger Lage konnte es sich aber

---

1) Der Titel ist: De origine eruditionis non ad Judaeos, sed ad Indos referendae. Francke begrüßte sie mit Freuden: „Es wird wenigstens dieses als ein Zeugniß von Wittenberg für die ganze Sache dienen können“ (die ersten sechs Continuationen der Missionsberichte waren fleißig citirt); und er ließ dem Verfasser aus dem Archiv bezügliche Briefe und Schriften zusenden. — Weniger bekannt als diese in damaliger Zeit ganz gewöhnliche Berücksichtigung der Mission auf den Universitäten dürfte die Thatsache sein, daß später auch zu feierlicherlichem Aktus auf Gymnasien die Mission Stoff geliefert hat. Es liegt mir ein lateinisches Programm des Thorner Gymnasiums vom April 1752 vor, worin der Professor Gentner zunächst eine kurze übersichtliche Geschichte der tamulischen Mission giebt, und sodann die Honoratioren einlädt zu dem Redeaktus, wodurch alljährlich der Passion Christi gedacht wurde. Diesmal sollte nach dem Lobgesang des alten Simeon gezeigt werden, daß der gekreuzigte Christus auch den barbarischen Völkern beider Indien verkündigt werde. Ein Abiturient hielt eine Rede über die Worte „vor allen Völkern,“ daß die zukünftige Bekehrung der Heiden

Joachim Lange nicht versagen, noch einmal im 4. Theil seiner Mittelstraße Löscher wegen der frühern günstigen Recension der Bövinghischen Briefe anzugreifen und rief dadurch wiederum Bövingh zu einer heftigen Gegenschrift heraus. Sie ging im Ganzen spurlos vorüber, und die wachsende Zahl der vornehmen Gönner ließ wirklich bis zur Zeit der Aufklärung neue Angriffe gegen die Mission in Deutschland nicht aufkommen, während in Dänemark das Missionscollegium alsbald gegen die vornehmen Feinde der Mission vorschritt.

Die erste Versammlung im Februarmonat 1715 wurde im Hause des mächtigen Oberdirektors der Asiatischen Compagnie, beim Grafen Güldenlöwe, einem natürlichen Bruder des Königs, in Gegenwart der übrigen Direktoren und sämmtlicher Collegialmitglieder gehalten. Erst wurden Friedensversicherungen ausgetauscht: Se. Excellenz von Holsten wollte alle vergangenen Streitigkeiten vergessen und Se. Excellenz Graf Güldenlöwe mißbilligten höchlichst des Commandanten indianische Executionen und sonstige Proceduren. Der Geheimrath v. Moth aber wollte die Friedenspfeife nicht annehmen, aus seinem Munde ergoß sich der ganze Strom der schon bekannten Klagen, und die fehlenden Beweise wurden mit Fragen ersetzt: soll die Mission auch über Trankebars Gränzen hinausgehen und Unruhen erregen? Allerdings, war die Antwort, ist es nicht allein auf Trankebar abgesehen, aber die Gefahr wird die Missionare zuerst treffen. Sämmtliche Herren Direktoren zuckten die Achseln. Ob ferner die Missionare gesandt wären, Heiden oder Christen zu bekehren? Nun, eigentlich zu den Heiden, aber wenn Katholiken die Wahrheit des lutherischen Glaubens einsähen, seien sie anzunehmen. Der Widerspruch war schon nicht so allgemein; und schließlich, ob die Direktoren gleich von Manufakturanlagen für Neubekehrte nicht recht etwas hören mochten, so wollten sie doch verbieten, daß Christensklaven verkauft würden, ja es fehlte nicht an Andeutungen, daß der Commandant abberufen und der Vicecommandant eingesetzt werden sollte. In den darauffolgenden schriftlichen Verhandlungen ging es leider nicht in gleicher Weise vorwärts, indem Moths Einfluß sich wieder geltend machte. Aber auf die Dauer kann es ein Geheimrath doch nicht mit

---

eine allgemeine Hoffnung der Christenheit sei; andere berichteten von dem allmählichen Umsichgreifen der Missionen, zuletzt in Ost- und Westindien, aber auch von den Völkern, die an dem Evangelium zum Fall gekommen, bis zum Schluß, nachdem noch von den Mitteln der Bekehrung Vortrag gehalten war, ein Redner die schönen Worte: Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, speciell behandelte.

seinem königlichen Herrn aufnehmen, und daß Friedrichs IV. Gunst und Theilnahme nicht abnehme, sondern steige, bewies eine unter dem 3. Mai 1715 an die Universität erlassene Ordre [1]), welche auf die Gründung eines Missionsseminars abzielte. König Christian IV. hatte ein großes Gebäude erbauen lassen, nach ihm Regentzianum genannt. Es bot in 48 Doppelstuben freie Wohnung für 96 Studenten, welche in 6 Inspektionen getheilt waren. Eine solche Inspektion für 16 Studenten ward nun dem Missionscollegium eingeräumt und zugleich den Insassen Vorrechte bei Bewerbung um Universitätsstipendien zugesichert. Das war also ein Missionsseminar ganz im lutherischen Sinn, und an Anderes haben wir nie zu denken, wenn in Halle und Kopenhagen von einem Seminar geredet wird. Den jungen Leuten, die sich für den Missionsdienst entschieden als einen natürlichen und selbstverständlichen Zweig der kirchlichen Thätigkeit, wurde nur die benöthigte Unterstützung zu Vollendung ihres regelmäßigen Studiums gegeben, zum höchsten wollte man sie daneben in den Sprachen unterweisen. So vermied man den bedenklichen Weg fast aller neuern Missionen, der in consequenter und stellenweise sogar beabsichtigter Rückwirkung auf die heimischen Verhältnisse eine völlige kirchliche Revolution und die Einführung nordamerikanischer Zustände zur Folge haben würde, und den gleichfalls bedenklichen Plan Ziegenbalgs, in Trankebar ein Seminar von Studenten zu errichten.

Ziegenbalg wollte Zeit gewinnen, die Herauskommenden zu prüfen; es war ihm aber von Halle erwidert, daß deutsche Studenten zu solcher Prüfung schwerlich übers Meer reisen würden. Diese Prüfung konnte ja auch nun durch die Errichtung einer Art von Seminar in Kopenhagen selbst Statt finden; aber wenn einmal die fernere Erprobung eines Candidaten im Tamulenlande selbst noch rathsam erschiene, wie dies dann ermöglichen? Sobald ein Candidat in Kopenhagen die Ordination empfing, hatte er ja gleichen Rang und gleiche Würde mit den Missionaren draußen und nur die Amtsjahre waren verschieden, eine Erprobung also nicht mehr statthaft. Man darf nämlich nicht vergessen, daß nach altlutherischem Kirchenrecht, wie es in den nördlichen Provinzen zumeist noch geübt wird, die Ordination nur auf die Berufung zu einem bestimmten, selbständigen Pastorat erfolgen konnte, welcher Rechtsgrundsatz auch in der Mission des verflossenen Jahrhunderts stets befolgt wurde und dem ganzen Werke jene Stetigkeit ver-

---

1) Urkunden Nr. 45.

liehen hat, welche als ein Hauptmittel der gesunden natürlichen Entwicklung und als Grundlage jeder kirchlichen Mission anzusehen ist. So blieb für den Fall einer Erprobung im Lande selbst nur der Ausweg über, einem der Missionare die Befugniß zur Ordination zu ertheilen. Waren doch schon zwei Studenten draußen, Jordan und Berlin, von denen wenigstens der erstere erprobt genug war. In einer bischöflich regierten Kirche werden nun stets die strengeren Richtungen darauf halten, daß die Ordination vom Bischof ertheilt wird, oder wenn dies nicht angeht, wenigstens von einem ihm in der Würde möglichst Nahestehenden, und daher haben wir es uns zu erklären, daß die Inspektoren den Gedanken faßten, den ältesten Missionar zum Propst zu ernennen, obgleich vorläufig nur ein Missionar und kaum mehr als 200 Gemeindeglieder ihm zu unterstellen waren. Die Inspektoren traten ab, aber ihr Gedanke wurde noch ausgeführt und Ziegenbalg schon am 22. Oktober 1714 vom Könige zum Propst befördert mit dem Auftrage, alsbald Jordan [1]) zu ordiniren. Damit lenkte nun die Mission ganz in geordnete landeskirchliche Bahnen ein, die neue lutherische Kirche im Tamulenlande wurde gleich in ihrer Gründung den lutherischen Landeskirchen Europas ebenbürtig an die Seite gestellt. Nehmen wir diesen Umstand zu der fast auf allen Seiten bemerkten günstigen Aenderung der Verhältnisse hinzu, so müßte man wohl sagen, endlich ist die Hülfe gekommen und die Missionare können nun frisch vorwärts arbeiten. Gewiß wird auch jedes Collegialmitglied, wenn es aufmerksam gemacht wurde, daß doch noch nicht Alles klar sei, geantwortet haben: Geduld, mit der Zeit wird auch diese Schwierigkeit beseitigt. Genug, es war Alles auf dem besten Wege, als von Bergen in Norwegen erst die dunkle Kunde ausging, ein deutscher Priester aus Trankebar ist gelandet, und bald darnach das Collegium und alle Missionsfreunde mit der gewissen Nachricht überrascht und erschreckt wurden, der Missionarius Ziegenbalg hat Trankebar verlassen und ist wieder in Europa.

Am 22. Oktober 1714 waren Ziegenbalg und Jordan unter großer Bewegung der ganzen Colonie in Trankebar an Bord gegangen, zugleich mit zwei tamulischen Knaben, einem von der verwittweten Königin zum Diener erbetenen und einem andern wohlbegabten Jüngling Peter Maleiappen, den Ziegenbalg als Schreiber benutzen und mit dem er täglich tamulisch sprechen wollte. Am 26. Oktober ging

---

1) Siehe in den Urkunden 33 einen für Jordan sehr ehrenvollen, noch mehr aber den Verfasser selbst ehrenden lieblichen Brief A. H. Francke's.

das Schiff unter Segel und Ziegenbalg begann sein Amt als Schiffsprediger zu üben. Die Reise fiel ihm sonst ziemlich beschwerlich; doch vollendete er bis zum Cap, welches sie am 15. Januar erreichten, die Uebersetzung des Buches Josua. Die Zeitungen, welche man am Cap aus Europa traf, waren ziemlich trostlos: noch immer Krieg zwischen Dänemark und Schweden, weshalb das Schiff in Norwegen wird einlaufen müssen; die verwittwete Königin, „eine große Wohlthäterin und gnädige Beförderin der Mission," gestorben; das Schiff Dansburg im Kattegat mit vielen Missionsgaben untergegangen. „Dennoch, schreibt Ziegenbalg, reuet mich mein Entschluß nicht, und hoffe, daß meine Reise bei gegenwärtigen Umständen zur bessern Einrichtung dieses Werks beförderlich sein wird. Die Hoffnung, die ich etliche Jahr her von der Heiden Bekehrung gehabt, ist durch die bisherigen Hindernisse und vielen Schwierigkeiten bei mir keineswegs verringert, wohl aber aus vielen Ursachen vermehret worden. Die bisherige Erfahrung lehret uns, daß solches Werk erst an einem Orte unter den Ostindischen Heiden wohlgegründet werden muß, ehe man an andern Oertern mit Nutzen anfangen kann. Nun ist Trankebar ein solcher Ort, da aus den Heiden eine Gemeine von vielen Tausenden könnte gesammelt und allerhand schöne Anstalten gemacht werden, aber bis dato hat man das Werk daselbst noch nicht in rechten Stand bringen können, theils wegen der vielen Hindernisse, die im Wege gestanden, theils auch wegen Mangel nöthiger Hülfe aus Europa. Sollten denn nun durch die herzlenkende Kraft Gottes nicht nur allein die Hindernisse gehoben, sondern auch mehr Vorschub aus Europa dargereicht werden, so würde durch Gottes Beistand und Gnade dergleichen Werk bald in solchen Stand kommen, daß sichs auch anderwärtig in Ostindien ausbreiten kann. Gott lenke alles nach seinem Willen und lasse diese meine Reise gesegnet sein, daß dadurch der Heiden Heil befördert werden möchte!"

Als am 15. Februar das Schiff wieder in See stach, begann Ziegenbalg eine lateinisch-tamulische Grammatik, und als man in die wilde Spanische See kam, war auch diese nützliche Arbeit vollendet. Die Einförmigkeit des Schiffslebens wurde sehr angenehm unterbrochen durch eine Landung auf der Insel Ascension unterm 8. Grad Süderbreite, wo eine große Schildkrötenjagd gehalten wurde. Schade, daß nach der Beschreibung, die Ziegenbalg in den Halleschen Nachrichten hat abdrucken lassen, die Sorte wahrscheinlich ausgestorben ist: „Ihr Fleisch schmecket als Rindfleisch, das Fett daran siehet aus wie grüne Seife. Sie haben viel Eier im Leibe, also daß man bei

einer wohl 2 bis 300 Eier findet, die gut zu essen sind. Sie selbst zehren von solchen Eiern und können über einen Monat ohne Speise und Trank im Schiffe lebendig bleiben. Sie haben 3 Herzen an einander, nämlich ein Fisch-Herz, weil sie in der See schwimmen, als Fische; ein Vogel-Herz, weil sie am Lande Eier legen, als die Vögel; und ein Ochsen-Herz, weil sie Fleisch und Knochen haben, als ein Ochse. Durch die täglichen Speisen von solchen Schildkröten wurde das Volk auf dem Schiffe ganz frisch und gesund." Nun den Reisenden jener Tagen kann man eine solche Freude über so außergewöhnliche Thiere schon gönnen, waren doch dafür auch ihre Reiseabenteuer außergewöhnlicher Art, wie Ziegenbalg am folgenden Tage bei dem Zusammentreffen mit einem Holländischen Schiffe erfuhr: „Der Holländische Schiffer schickte uns eine Tonne frische Heringe und 6 Holländische Käse mit Ersuchen, ob wir nicht einen Menschen von seinem Schiffe mit nach Europa nehmen wollten, welcher ein Bürger aus Amsterdam wäre und hätte seinen Bruder auf dem Schiff besuchen wollen, da er denn die rechte Zeit wieder an Land zu gehen verabsäumt hätte und also bis dahin über 1000 Meilen mitsegeln müssen." Während der unfreiwillige Reisende hinübergenommen wurde, um über Norwegen wieder nach Amsterdam zu kommen und nach etwa $1^1/_2$ jähriger Abwesenheit Frau und Kinder wieder zu begrüßen, kam ein drittes englisches Schiff dazu und man hatte einen Festtag, wie er nur auf hoher See gefeiert werden kann. Ohne weitere Abenteuer wurde dann die Reise vollendet: „Unter göttlichem Geleite kamen wir endlich zum Ausgang des Mai wohlbehalten mit unserm Schiff in Norwegen an und legten uns zwischen hohen Klippen in einem Hafen Norrison genannt zu Anker. Ich stieg alsobald vom Schiffe und ließ mich auf einem Boot zwischen den grausamen großen Klippen nach der Stadt Bergen bringen, da ich denn meine erste Mahlzeit in Europa auf einer sehr hohen Klippe hielt und den 1. Juni in Bergen ankam. Daselbst fand ich viele gute Freunde und Gönner, die mir alle Liebe erzeigten. Auch wurde ich genöthigt, in selbiger Stadt eine Pfingstpredigt zu halten."

Nach fast zehnjähriger Abwesenheit wieder in Europa, unter christlichen Freunden, in rein christlicher Luft! Da gab es viel zu erzählen, zu loben und zu danken von dem Stande des Missionswerkes in Trankebar, aber auch wiederum von dem guten Stande der Missionssache in Europa. Das waren ganz wnndersame Ueberraschungen für Ziegenbalg, mit einem Male sich als Propst begrüßt zu sehen, in allen Kirchen Missionsgebete zu hören, ein Missionscollegium aus den

wohlgesinntesten Leuten zusammengesetzt, des Königs gnädige Gesinnung unwandelbar und vor aller Welt offenkundig. Die Vorschläge zur Verbesserung der Mission, welche er in Trankebar entworfen und auf dem Cap umgearbeitet hatte, mußten wiederum verbessert werden, ja es stieg ihm einen Augenblick der Gedanke auf, daß er sich die ganze Reise habe ersparen können. Aber nur ein Augenblick, dann stand ihm klar vor der Seele, wie dennoch so viel zu thun sei, daß kaum seine Zeit ausreichen werde, zumal die Kriegsunruhen das Reisen sehr erschwerten. Volle drei Wochen mußte er in Bergen liegen bleiben, weil die Schweden die See so unsicher machten, daß kein Schiff nach Dänemark zu gehen wagte. Auf vieles Bitten nahm ihn endlich ein Fahrzeug nach Hamburg mit, von wo er am 6. Juli an Prof. Michaelis schrieb: „Man berichte ja schleunig alles, was mir zu wissen nöthig ist. Wenn man auch dieser Mission wegen dies und jenes in seinem Amte und Functionen zurücksetzen müßte, so wird man solches sich gern gefallen lassen, weil anjetzo die beste Zeit und Gelegenheit ist, etwas Rechtschaffenes vor dies Werk auszurichten. Ihre Briefe aber werden mich nicht allhier antreffen, sintemal ich auf das schleunigste von dannen nach Dänemark reisen werde.“ Man erkennt Ziegenbalgs großen Eifer, aber auch, daß er sich erst allmählich daran gewöhnen muß, wieder mit europäischer Kälte zu berechnen und zu überlegen. A. H. Francke nahm das Ansinnen, etwas in seinem Amte znrückzustellen, fast übel auf und ließ zurückmelden, das stehe nicht in seiner Macht, und mit der Reise nach Dänemark ging es auch nicht so schnell. Während Jordan direkt mit vielen Sachen für die Naturalienkammer nach Halle reiste [1]), entschloß sich Ziegenbalg geraden Wegs ins königliche Lager vor Stralsund zu gehen, weil der Präsident des Missions-Collegiums von Holsten sich auch dort befand.

Seit Karls XII. eiliger Rückkehr aus der Türkei waren ja die Blicke von ganz Europa auf diese Eine Stadt gerichtet, wo der Heldenkönig sich bald von Sachsen, Preußen, Dänen und Hannoveranern

---

1) Weiter läßt sich Jordans Laufbahn nicht verfolgen; er hatte sein Examen nachzumachen und dies fiel ihm schwer, weil er über dem Portugiesischen sein Latein verlernt hatte; in Dänemark ging es daher gar nicht und in Berlin waren die Examinatoren der Mission ungünstig; zuletzt empfahl ihn Francke dem Grafen Heinrich II. Reuß. Bald hatte er, ob in dessen Lande oder anderswo, eine kleine Stellung. Beim Examen muß es lustig hergegangen sein; Gründler freute sich herzlich über das examen trilingue: wahrscheinlich haben die Herren Räthe sich tamulisch und portugiesisch vorsprechen lassen.

belagert sah. Da die Könige von Preußen und Dänemark selbst im Lager anwesend waren und die Festung erst zu Weihnachten sich ergab, war also das Lager vor Stralsund jene ganze Zeit hindurch das eigentliche Centrum und der Regierungssitz so vieler Länder, und wir müssen fürchten, daß für einen einfachen Geistlichen wie Ziegenbalg Niemand Zeit finden, daß also seine Reise vergeblich sein wird. Aber jene Zeit war eine andre als die unsre: jene Woche im Juli 1715, die Ziegenbalg mit seinem Peter Maleiappen im Lager zubrachte, war für viele hohe Minister und Generale, die nicht müde wurden mit ihm zu reden, eine im Geistlichen reich gesegnete. Die Herren in der königlichen Umgebung bezeigten großes Wohlgefallen an der Mission und erklärten wiederholt seine Ueberkunft für gar nützlich und förderlich. Der Geheimrath v. Holsten nahm ihn als persönlichen Gast auf, um jede freie Minute zur Unterredung benutzen zu können. Der König selbst, nachdem die erste Ueberraschung geschwunden war, ließ Ziegenbalg vor sich predigen, nahm huldvoll den ersten Theil des tamulischen Neuen Testaments entgegen und versicherte in einer gnädigen Audienz, wo Peter eine deutsche Ansprache hielt, aufs Neue seines Wohlwollens und Schutzes. Nur die einzelnen besondern Dinge, welche Ziegenbalg auf dem Herzen lagen, ließen sich im Kriegslager nicht ordnen, darin wurde er nach Kopenhagen gewiesen.

In großer körperlicher Schwachheit [1]) reiste er über Rostock und Hamburg dahin ab und kam am 17. August daselbst an. Sein Hauptanliegen war, die Sache mit der Ostindischen Compagnie endlich ins Reine zu bringen, aber er erkannte auch alsbald, daß dies große Schwierigkeiten haben werde. Die Gnade der in Friedrichsburg residirenden königlichen Herrschaften und die Gunst vieler Minister ließ jedoch einen endlichen günstigen Ausgang, wenn nicht im Frieden, so durch Gewalt voraussehen. Zunächst überreichte er dem Grafen Güldenlöwe eine unter Beirath der Minister verfaßte und vom Collegium gebilligte und unterzeichnete Schrift. Aber die Herren Direktoren antworteten auf dies gütige Schreiben „sehrt hart und gaben deutlich zu erkennen, wie übel sie mit der Mission zufrieden seien und diese mit ihrem Handel ganz nicht bestehen können.“ Wiederum erfolgte eine ausführliche Erklärung Ziegenbalgs; vor deren Absendung aber wollte das Collegium noch einmal eine freundschaftliche Vermittelung versuchen.

---

1) Siehe über den Aufenthalt im Lager und die Reise in den Urkunden 40—44 und 25.

Inzwischen gerieth die ganze Stadt wegen dieser Sache in Aufregung. Pastor Dürkop predigte sehr eifrig wider die Widersacher der Mission und entdeckte ihre Gottlosigkeit. Einer der Direktoren lud sogar Ziegenbalg zu Gast und klagte über den Geheimrath Moth, der Alles nach seinem Kopfe haben wollte; als endlich Ziegenbalg Alle auf seine Seite gebracht hatte, verließ Moth die Stadt und begab sich auf seine Güter, um die Verhandlungen ganz ins Stocken zu bringen; und doch wurde von Ziegenbalg weiter nichts gefordert als ein genereller Befehl an die Obrigkeit in Trankebar, das Missionswerk zu befördern, wodurch thatsächlich die früheren Befehle widerrufen würden. Ende September stand die Sache so, daß der Ausgang vorauszusehen war: entweder Moth fügte sich, oder er legte sein Amt nieder, und zwar ohne viel Trauern, da die Compagnie ihn ohnehin gern los sein wollte und sich von seiner Verwaltung auch ferner nur Schaden versah. Da eine neue von der Compagnie aufgesetzte Ordre wiederum nicht genügte, so sandte jetzt das Collegium selbst eine Ordre ein zur unveränderten Annahme; wo nicht, werde man an den König gehen.

Ziegenbalg machte währenddeß seine Abschiedsbesuche und brachte volle sechs Tage bei den königlichen Herrschaften in Friedrichsburg zu. Lassen wir ihn seinen Abschied von der Königin erzählen: „Das letzte Gespräch mit der Königin war mir sehr erfreulich, da sie mir den Zustand ihres Herzens eröffnete und sehr viele bewegliche Reden führte. Sie gedachte des Herrn Prof. Francken ganz rühmlich, lobte seine Verrichtungen und verwunderte sich über die vielen Lästerungen. Ja sie sagte, daß sie auch hätte müssen für eine Pietistin angesehen werden, da sie doch noch wenig Gottseliges an sich hätte. Sie beklagte sich, daß sie anjetzo ganz keine rechtschaffenen Prediger am Hofe hätten, die die Herzen rühren könnten. Zu meinem Indianer sagte sie beim Abschiede, daß er von ihr seine Brüder und Schwestern in Ostindien grüßen sollte.“ Wahrscheinlich noch vor der Abreise ward auch von den Direktoren endlich eine günstige Ordre ausgefertigt und zugleich die Ersetzung des bisherigen Commandanten durch den missionsfreundlichen Herrn von Nissen beschlossen. Leichteren Herzens eilte Ziegenbalg nach Deutschland, wo überall die Missionsfreunde, längst durch deutsche und lateinische Zeitungen von seiner Ankunft benachrichtigt, sehnsüchtig seiner harrten. Ueberall regten sich die Hände zum Einsammeln von Collekten; denn es war kund geworden, daß eine neue große Kirche in Trankebar Noth thue. Voran ging Würtemberg unter Samuel Urlsperger, dem treuesten aller Missionsfreunde. Ein

herzogliches Edikt [1]) empfahl die Mission von der Kanzel und herzogliche Amtleute sammelten die Collekte ein, welche eine sehr bedeutende Summe einbrachte. Die Freunde in Hamburg und Straßburg regten sich gleichfalls, so daß Ziegenbalg sogar eine zurückhaltende Sellung einnehmen mußte; etwas später kam die Landescollekte in Sachsen-Meiningen [2]) zu Stande. In einer so allgemeinen Bewegung verschwindet die freudige Aufnahme und Unterstützung bei einzelnen Personen; nur über Ziegenbalgs Aufenthalt in Halle sind einige Notizen erhalten; über einen Besuch bei Plütschau, v. d. Linde, in Pulsnitz suchen wir vergeblich nach Berichten.

Am 17. Oktober traf er in Halle ein, nicht etwa zur Erholung, sondern zur angestrengtesten Arbeit; während der wenigen Wochen seines Dortseins wurde die tamulische Grammatik gedruckt und die neunte Fortsetzung der Missionsnachrichten herausgegeben, Briefe über Missionsangelegenheiten wurden nach allen Seiten an Hohe und Niedrige gesandt; denn Ziegenbalg hatte auf der Herreise mancherlei ganz unglaubliche Ansichten zu hören bekommen, insbesondere, daß die in den Missionsnachrichten abgedruckten Briefe und Berichte nicht wirklich aus Ostindien gekommen, sondern nur von den Hallensern ersonnen seien. Ziegenbalgs Gegenwart beseitigte solche Zweifel endgültig, und Manche, die bisher am zurückhaltendsten gewesen waren, strömten über von guten Rathschlägen, wie der Misson aufzuhelfen wäre. Die Meisten einigten sich dahin, daß doch die Wichtigkeit der Sache in dem Reichs-Collegio zu Regensburg vorgetragen werden möchte, damit alle evangelischen Mächte dazu treten könnten. Schon zwei Tage nach Ziegenbalgs Ankunft geschah ein Schritt auf dieser Bahn, der erste Theil des tamulischen Neuen Testaments wurde an den Kaiser Karl VI. nach Wien geschickt; es scheint aber keine weiteren Folgen gehabt zu haben, und es war jedenfalls richtiger, daß Ziegenbalg fleißig die Kanzel bestieg und predigte. Ueber die Predigt, welche er am 18. nach Trinitatis in der Schulkirche zu Halle über die Epistel hielt, meldete dann Neubauer an den Hofprediger Böhme: „Der Herr Propst Ziegenbalg hat heute Nachmittag in der Schulkirche mit großem Zulauf und Zudrange gepredigt (viele mußten zurückgehen, da sie nicht hineinkommen konnten). Er hielt eine erbauliche und wohlgefaßte Predigt und hat eine gar angenehme Art der Darstellung, dazu einen feinen meiß-

1) Urkunden Nr. 49.
2) Urkunden Nr. 50.

nischen Accent, überhaupt ein feines Ansehen, bei welchem Gravität und Annehmlichkeit in schöner Mischung sind, und seine Reden sind im persönlichen Verkehr lieblich, wohlbedacht und keineswegs überstürzt, wie ich ihn mir sonst vorgestellt hatte." Nun die, welche damals nicht hatten hinein können, fanden am nächsten Sonntag Vormittag denselben Prediger in der Ulrichskirche, und ein andermal in der Glauchaischen; und wer Ziegenbalg nicht sah, erblickte vielleicht Peter Malei=appen und notirte es überglücklich als wichtiges Ereigniß in sein Tagebuch, wie der uns schon bekannte Heinrich Milde, Ziegenbalgs Schüler in Merseburg: „Den 1. November begegnete mir Petrus Malliapen auf dem Markt, da er die erste Correctur von der malabarischen Grammatik nach der Druckerei im Waisenhause trug. Zuletzt gab ich ihm den Spruch mit: Habe deine Lust an dem HErrn, der wird dir geben, was dein Herz wünschet." Von Halle aber zog es Ziegenbalg noch weiter in die altbekannten Orte; am 2. November folgte er dem Hofprediger Philippi zu einer Predigt nach Merseburg, am fünften ging es dann nach einer andern Richtung, über Leipzig in sein liebes Sachsenland, unzweifelhaft bis in die Heimath nach Pulsnitz. Da gab es auch mancherlei in Familiensachen zu ordnen, denn eine wichtige Veränderung war entweder schon geschehen, oder doch fest beschlossen. Seine große Reise sollte nicht nur dazu dienen, der Mission endliche und nachhaltige Hülfe zu bringen, sondern er selbst sehnte sich auch nach einer Gehülfin für den Rest seines Weges.

Seit Gründlers Hinausreise hören wir öfter von Heirathsgedanken der Missionare, es scheint fast, als hätte er die Gelegenheit vorher schon etwas erkundet; Prof. Lange sollte die Vermittelung und die Aussendung übernehmen. Ziegenbalg warb durch ihn um Jungfrau Pömicke in Lauchstädt, Gründler um eine Dame im Altenburger Stift; aber entweder waren sie schon anderweitig versagt oder fürchteten sich vor der Meerfahrt, jedenfalls waren die Missionare so vorsichtig, alljährlich ihre Grüße an die neue Verwandtschaft nur als bedingte zu überschicken; denn als Ziegenbalg nun nach Halle kam, war nicht nur sein Herz, sondern auch seine Hand noch völlig frei, und als er einer früheren Merseburger Schülerin, Tochter des Secretairs Lic. Saltzmann, welche mit Mutter und Geschwistern nach des Vaters Absterben nach Halle gezogen war, seine Hand antrug, wurde sie mit freudigem Ja angenommen: bald war Maria Dorothea, eine Verwandte des sel. Dr. Spener, Ziegenbalgs angetraute Frau. Der 2. Dezember war der Abschiedstag von Halle, die erste deutsche Missionsfrau trat die weite Reise übers Meer an. Dieser Gedanke muß

der Mutter beim Abschied zu schwer geworden sein, sie fiel in eine Art Trübsinn, der auch nicht eher völlig wich [1]), als bis glückliche Nachrichten aus Indien einliefen. So war die Abschiedsstunde eine überaus traurige; die Tochter aber verlor die christliche Fassung nicht, so daß A. H. Francke sich recht an ihrer Haltung erquickte und ihr mit Freuden Trost und Ermahnung aus Gottes Wort spendete. Bis Cönnern gab ihnen dieser treue Diener des HErrn das Geleit; es war so eingerichtet, daß er auf der Hinreise allein mit Ziegenbalg im Wagen saß, um ihm noch einmal Alles zu sagen, was er über die Mission auf dem Herzen hatte. Die beiden Männer schlossen sich in jenen Stunden aufs Innigste an einander, und als Ziegenbalg ihn zuletzt noch bat, seine Gedanken über die Mission ihm aufzuschreiben und nachzuschicken, da konnte es ihm Francke nicht abschlagen, und er hat wirklich unter Ueberlast von Geschäften Zeit gewonnen, der Mission diesen wirklichen Liebesdienst zu leisten [2]). Nach Gebet und Ansprache von Francke, welche den beiden Reisenden lange im Gedächtniß bleiben, treten sie die Weiterreise an durch Holland nach England; denn auch in Holland wollte Ziegenbalg das Missionsinteresse erwecken; aber die überaus große Kälte warf ihn auf ein schweres Krankenlager, und wenn er endlich noch Ende Dezember nach England hinüberfuhr, so hatte er dies nächst Gott der treuen Pflege seiner „Frau Liebsten" zu danken, die es sich viel schlaflose Nächte kosten ließ und folgende Anerkennung ihres Eheherrn damals wohl erworben hat: „Zu meiner Frauen habe ich die gute Hoffnung, daß sie sich vor vielen andern zu diesem Werk schicken und sich immer besser dazu bereiten lassen werde. Denn ich finde bei ihr in allen Stücken ein williges, folgsames und gehorsames Gemüthe, das sich gerne in alles fügen will, wozu sie angeführet wird. Und da bei der Willigkeit zugleich der Verstand und die Fähigkeit ist, so hoffe ich, daß sie bei diesem Werke gar dienlich sein werde, wenn sie Gott gesund mit mir an Ort und Stelle bringen wird." So diente denn wenigstens der Aufenthalt in Holland dazu, Ziegenbalg zu zeigen, daß er in Wahrheit eine Gehülfin gewon-

---

1) Am 11. Dec. 1715 schrteb A. H. Francke nach London: „Ihre Frau Schwiegermutter ist noch in den vorigen betrübten Umständen, weswegen unser Gebet für dieselbe von uns und von Ihnen desto eifriger fortzusetzen."

2) Ich bin so glücklich gewesen, endlich in Indien diese „zufälligen Gedanken" aufzufinden und denke, die Missionsfreunde werden gern unter den Urkunden 47 dies Denkmal der Missionsliebe A. H. Francke's vollständig abgedruckt und dem Untergang entrissen sehen.

nen habe, wenn auch für die Mission selbst der Aufenthalt nichts weiter nützte [1]).

In England selbst schien seiner nach den Geschicken des ersten Tages kein besserer Erfolg zu erwarten. Die Zöllner in Harwich waren sehr grob, machten gewaltsame Erpressungen und belegten ihre Koffer mit Beschlag, und als sie dann desselben Tages noch weiter fuhren und sich Londou bis auf drei englische Meilen genähert hatten, fror das Schiff auf der Themse ein, und sie mußten mit großer Gefahr die Reise zu Fuß beendigen. Und wie wird der Empfang in London selbst sein? Hofprediger Böhme hat bei dem Thronwechsel allen seinen Einfluß verloren; weil die Königin Anna in den letzten Monateu damit umgegangen, ihrem Bruder, dem Prätendenten, die Nachfolge zu verschaffen, so standen alle ihre Günstlinge bei dem neuen Könige in Ungnaden, und Böhme lebte in sehr dürftigen Umständen auf einem kleinen Stübchen. Aber mit Georg, dem Kurfürsten von Hannover, war dafür doch ein deutscher und lutherischer Fürst auf den Thron gekommen und die ganze Königsfamilie war deutsch. Dieser Umstand konnte freilich auch hindernd entgegen treten; denn es liefen viele Gerüchte um von Mißvergnügen der bischöflichen Partei, so daß die Bischöfe sich veranlaßt sahen, den König in einer eignen Adresse ihrer Treue zu versichern. Solche staatliche Bedenken haben auch gewiß mitgewirkt, daß die ganze königliche Familie stillschweigend zur Englischen Kirche überging, und daß die Bemühungen A. H. Francke's,

---

1) Doch eine Freude noch wurde Ziegenbalg in Holland bereitet, es fiel ihm dort William Hanemann's „Englischer Wahrsager" in die Hände und da standen für den November 1715 folgende Verse, die er der Uebersetzung nicht unwerth hielt und die hier zugleich als seine wahrscheinlich einzige poetische Uebung im Deutschen Platz finden mögen:

In Coromandel sich empört
Das Volk und ein stark Fort verheert:
Was Holland dazu sprechen wird,
Hab ich genau nicht observirt.
Der Factorei zu Karikal
Stößt zu ein feindlich Ueberfall,
Batavia, die Handelstadt,
Doch auf gut Glück zu hoffen hat.
So krieget Holland doch zu thun,
Der Feind läßt dieses Volk nicht ruhn.
Das Tranquebarsche Christenthum
Bekommt auch einen größern Ruhm.

durch Vermittelung der verwittweten Herzogin von Merseburg die Kronprinzeß wenigstens beim lutherischen Glauben zu erhalten, vergeblich waren. Ziegenbalg konnte also wohl mit einigem Zagen in London einziehen; wie bald wurde ihm aber seine Furcht benommen, als er neben Böhmes Quartier schon eine Wohnung von der Societät eingerichtet fand und außerdem aufs Freundlichste begrüßt wurde. Man betrachtete ihn nämlich als einen gleichsam von Neuem der Mission Geschenkten; denn im letzten Sommer war plötzlich ein Condolenzschreiben von dem berühmten Prediger Osterwald in Neuschatel eingelaufen, daß nach einer direkten indischen Post über Venedig der treue Propst Ziegenbalg von den wilden indischen Heiden erschlagen, geschunden und verzehrt, und also einer herrlichen Märtyrerkrone gewürdigt sei [1]). Zum Glück hatte kurz darauf ein Schreiben Ziegenbalgs vom Cap das Gegentheil bewiesen, und nun war er gar selbst gekommen. Die Theilnahme an seiner Person und der Sache, die er vertrat, wuchs von Tage zu Tage; er predigte öfter in den deutschen Kirchen, übte dort auch am Epiphaniasfeste zum erstenmal sein Ordinationsrecht aus. In seinem Hause wurde es von Besuchen nie leer, so daß er eigens einen Studenten als Dolmetscher annehmen mußte; auch in hohe Gesellschaften wurde er gebeten, und da fand denn seine Frau Gelegenheit sich auszuzeichnen: „Ich habe fleißigen Zuspruch von hohen Herren, und werde mit meiner Frau hier und dar zu Gaste genöthiget. Die Baroneſſin Philippis, allwo wir zu Mittage speiseten, ist Willens meine Liebste zu der Princeſſin zu führen. Sie ist hier gar angenehm und kann in der französischen Sprache gar wohl mit den englischen Weibern zu rechte kommen."

So scheint auch zu den Hofkreisen sich ein Zugang zu eröffnen. Doch nein, Ziegenbalg sollte würdiger eingeführt werden. Der Erzbischof Tennison, den wir wegen der Katechismussache so aufgeregt sahen, war vor zwei Monaten gestorben und mit ihm schien dieser Gegensatz vergessen, so daß Ziegenbalg nicht nur von der Societät die freundlichste Aufnahme und Förderung fand, sondern daß auch ihre bischöflichen Mitglieder selbst ihn beim Könige, den königlichen Prinzen und Prinzessinen einführten. Damit fiel natürlich aller Rückhalt. Der Empfang war sehr gnädig. Bekanntlich hat König Georg später öfter an

---

1) Ziegenbalg selbst bekam dies Schreiben Osterwalds in die Hände, und las so seine eigene Todesanzeige, worauf er Osterwald in einem direkten Briefe für das unverdiente bei dieser Gelegenheit ihm ertheilte Lob dankte und Gottes Gnade pries, die ihm noch ferner Frist zur Arbeit gegeben.

die Missionare geschrieben. Wenn aber die Engländer aus dieser Thatsache und der Hülfe der Societät Kapital schlagen wollen, als gehörten ihnen die von den lutherischen Missionaren gegründeten Gemeinden in Ostindien, so vergessen sie dabei nur den Ursprung ihrer Königsfamilie, und daß ihre Societät ohne den steten Antrieb der deutschen Hofprediger keinen Finger rührte [1]), wie denn auch die meisten überdies im Ganzen geringfügigen Beiträge immer von den deutschen Gemeingliedern geliefert wurden. Nun damals diente die königliche Gunst mit dazu, die feindlich gesinnte Ostindische Compagnie günstig zu stimmen; während ihre anfängliche Ordre dahin lautete, daß wenn der Zwiespalt zwischen Dänen und Mohren (in Bengalen, ganz ohne Bedeutung) noch nicht beigelegt sei, auch Ziegenbalg Madras nicht verlassen dürfe, und daß seine Gelder ihm in Indien nicht eher ausgeliefert werden sollten, als bis genaue Auskunft über deren Verbrauch geliefert sei, so schwieg man nachher von solchen Forderungen und erließ sogar die Passagekosten.

Als Ziegenbalg am 4. März auf dem Prinz Friedrich England verließ, konnte er mit Freuden auf Alles zurückblicken, was durch seine kurze Anwesenheit dort gewirkt war. Die Rückreise war für die damalige Zeit sehr schnell, wenig über 5 Monate. Das von Frau Ziegenbalg geführte Tagebuch berichtet nichts eigentlich Merkwürdiges. Der Herr Propst studirte fleißig, lernte englisch, schrieb ein tamulisch-lateinisches Vokabularium, freute sich einmal mit Muße die heilige Schrift und die neuen Bücher durchlesen zu können, fand in seiner Frau eine aufmerksame fleißige Schülerin sowohl im Tamulischen als Portugiesischen, und landete am 10. August 1716 erquickt an Leib und Seele in Madras nach einer Abwesenheit von 21 Monaten. Der Gouverneur und der englische Prediger Stevanson empfingen ihn aufs

---

1) Die Gospel Propagation Society vollends hat auch nicht den Schatten eines Anrechts; sie hat ja, obwohl ihr Böhme die ersten englischen Missionsberichte widmete, jegliche Unterstützung abgelehnt, und gewiß nicht blos wegen des Gründungspatents, das ja später nicht hinderte, sondern principiell wegen kirchlicher Gründe. Jedenfalls konnte ihr die Patronatsgesellschaft (Christian Knowledge-Society) 1825 nicht mehr Rechte übertragen, als sie selbst besaß. Darum herrschte auch im bischöflichen Palast zu Kalkutta nicht geringe Besorgniß, als die durch bischöflichen Bannfluch in der Kastensache aus ihren eignen Kirchen ausgeschlossenen und der Gemeindefonds beraubten Christen sich klagend an den Generalgouverneur wandten, bis dieser der Sachlage unkundig die Klage als nicht vor den weltlichen Richterstuhl gehörig abwies. Doch „Unrecht Gut gedeiht nicht," das scheint auch in diesem Falle wahr zu werden.

Freundlichste, die Briefe aus Trankebar berichteten nur Günstiges und Erfreuliches. Eine hoffnungsvolle Erntezeit stand ihm vor Augen: beseitigt waren alle Hindernisse in Indien, beseitigt alle Hindernisse in Europa, persönliche Bande waren geknüpft, so daß so leicht nicht wieder Mißverständnisse entspringen konnten. Der HErr hatte die langerflehte Hülfe gesandt von seinem heiligen Berge, die Thore Jerusalems standen offen, ein Panier war aufgeworfen auf Zion, die Heiden herbeizulocken von nah und fern. Werden nun die Tausende herzuströmen, werden sich erfüllen der Propheten Worte? Hebe deine Augen auf und siehe umher: alle diese kommen versammelt zu dir. Siehe diese werden von ferne kommen, und siehe jene von Mitternacht, und diese vom Meer, und diese vom Lande Sinim. Jauchzet ihr Himmel, freue dich Erde, lobet ihr Berge mit Jauchzen!

Siebentes Kapitel.

Das Missionswerk.

Die Welt urtheilt nach den Erfolgen, der HErr aber siehet das Herz an. Von dieser unbezweifelt richtigen und sehr trostreichen Wahrheit machen die Arbeiter und Leiter der neuern protestantischen Missionen, um die verhältnißmäßig geringen Erfolge zu verdecken, einen so ausgedehnten Gebrauch, daß dem einfältigen Christen, der an kein Urtheilen oder Verurtheilen denkt, der sich nur gern mit freuen möchte, fast der Muth entfällt, nach den Erfolgen zu fragen. Und doch sollte man meinen, ist bei einem Werke, welches sich die Ausbreitung des christlichen Glaubens zum Ziel setzt, der Erfolg eigentlich die Hauptsache, freilich Erfolg in etwas anderm Sinne als die Welt das Wort versteht. Auch darf weder die Zahl der Getauften, noch auch die Zahl der für ihren Glauben oder im Glauben Gestorbenen allein den Maßstab abgeben, namentlich nicht in einer neugegründeten Mission, wo vielmehr die Festigkeit des gelegten Grundes und die Gesundheit der leitenden Prinzipien untersucht werden muß. Welche Fortschritte hat das Missionswerk nach jenem erst beschriebenen Eingange unter all dem Kreuz und Leiden gemacht? und nicht blos im äußerlichen Besitz und Umkreis, sondern im innersten Herzen, im Herzen und in der Erkenntniß der Missionare selber? Darauf müssen wir nun noch unsere Aufmerksamkeit richten, um ein einiger Maßen vollständiges Bild der Gründungsjahre der Trankebarschen Mission zu erhalten.

Wir verließen im Herbst 1707 die kleine Gemeinde von etwa 40 Personen froh in der kleinen Jerusalemskirche am Strande ein eigenes Gotteshaus, auf dem umliegenden Grunde eine Ruhestätte für ihre Todten zu haben. All ihre Bibelkenntniß kam ihnen noch allein von dem Munde ihres Pastors Ziegenbalg, einige von ihm übersetzte Lieder wurden bei den Gottesdiensten gebraucht, und wenn Jemand Rechenschaft forderte ihres Glaubens, so geschah es mit den Worten

des lutherischen kleinen Catechismus. Plütschau war bemüht, die Sprache der Inquisitoren Indiens, das Portugiesische, zu einer freundlichen Lockstimme für alle in leiblicher Knechtschaft oder in den Banden römischen Aberglaubens Gebundenen zu machen. So stand es im Herbst 1707. Und abermal nach 100 Jahren — wie stand es da? und wie steht es noch? Von der kleinen Jerusalemskirche könnte wohl noch die Stätte gezeigt werden, aber von Wellen bespült; sie ist eine Beute des Meeres geworden, gleich dem Landungsplatze, wo Ziegenbalg nnd Plütschau die ersten Stunden zubrachten, weinend um des Volkes Elend; und auch über die portugiesische Gemeinde und die vielen ihretwegen später gedruckten Schriften sind die Meereswogen gegangen, und nur geringe Spuren noch davon zu sehen. Hätten sich die Arbeiten der Missionare auf jenen Anfang beschränkt, dann würde sich wohl der deutsche Fremdling sinnend am Ufer hinsetzen, und wie er an den heimischen Gestaden der Ostsee aus der Tiefe Vinetas Glockengeläute die Gottlosigkeit seiner Kaufherren beklagen hörte, so würde ihm an Trankebars Strande das Brausen der See wie ein Donner des Gerichts über die den Christennamen schändenden Verfolger der kleinen Gemeinde klingen. Jetzt aber sind die andringenden Wellen nur eine Warnung für die götzendienerischen Hindus und die Söhne des falschen Propheten, das seit langer Zeit so reichlich und unermüdlich in ihren Mauern verkündete Gotteswort nicht zu verachten, sondern ihr Leben zu retten, ehe es zu spät ist; denn außer jenem ersten verschlungenen Kirchlein hat ja die Mission noch manche Stätte dort sich erbaut.

Wenn man sich Trankebar von der Westseite nähert, so möchte man glauben in eine deutsche Stadt einzutreten: ein Thor, eine Stadtmauer mit Graben ringsum und, wie um die Täuschung zu vollenden, hat die neuere Zeit links, unmittelbar bevor man das Thor durchschreitet, einen Gottesacker angelegt. Nun tritt man in die Königsstraße; ein in Indien heimischer Europäer wird staunen über den abendländischen Charakter; denn Haus schließt sich an Haus, wie sonst selten europäische Häuser in Indien, die inmitten von Gärten zu liegen pflegen. Der neue Ankömmling dagegen wird durch die Säulengänge vor manchen Häusern doch stark ans Morgenland gemahnt, nur wenn er die Straße fast zu Ende hinaufgeht, so reden die letzten Häuser zur linken nahe der alten dänischen Zionskirche unverkennbar die deutsche Sprache, es sind ja auch das große und kleine Missionshaus, die Arbeitsstätten so vieler deutscher Missionare. Das am nächsten der Zionskirche gelegene Zimmer, in dem jetzt die Kirchenraths-

sitzungen gehalten werden, ist allein noch übrig aus der ältesten Zeit. Hier und in dem anstoßenden Garten stand jenes Haus, welches im Juli 1709 erkauft wurde, über dessen Kauf damals Plütschau erfreut schrieb: „Es kostet 1000 Thaler und ist das größte und schönste Haus in der Stadt. Gott bewahre es nur vor Unglück! Es wird noch immer darinnen gebauet. Es liegt nebst der Zionskirche in der großen Königsstraße, welche mit steten grünen Bäumen beschattet wird in der größten Hitze. Gott aber sei unser Schutz, denn es mißgönnen's uns viele!" Doch trotz alles Bauens wollte das Haus für die 4 Missionare und Schulen nicht ausreichen, daher denn für Gründler Garten und Missionshaus in Poreiar, für Bövingh in Tiliali eingerichtet wurden, welche beiden Besitzthümer aber im Jahre 1719 der Mission, wie später zu berichten, wieder verloren gingen. Die Missionare warfen sehnsüchtige Blicke auf den leeren Platz zur Rechten des Missionshauses; aber der feindselige Commandant forderte die ungeheure Summe von 1000 Thalern. Als dann im Herbst 1713 drei Schriftgießer und Buchdrucker ankamen und sich einzurichten anfingen mit all ihren Kisten und Geräthen, da wurde es denn doch gar zu enge und heiß und mit Freuden ergriffen Ziegenbalg und Gründler die Gelegenheit, das auf der andern Seite an jenen freien Platz stoßende Haus des Lieutenants Kröckel um 500 Thaler anzukaufen: es ist das jetzige kleine Missionshaus, in welches Gründler alsbald mit der portugiesischen Schule zog, und in dem auch später immer der portugiesische Missionar Wohnung nahm. Im November 1716 wurde auch der zwischen beiden Missionshäusern liegende streitige Platz für 100 Thaler erworben, und nun war Raum zur Ausdehnung und zu mannichfaltigen Veränderungen genug. Die Veränderung, welche die Gebäude der jetzigen Gestalt am nächsten gebracht hat, geschah erst 1785, als Missionar John durch seine reducirten Vermögensverhältnisse genöthigt wurde, sein schräg gegenüberliegendes Privathaus mit dem sogenannten Johnsthurme zu verkaufen. Da wurde für ihn das große Missionshaus mit dem östlichen Flügel des kleinen, der Maderupschen Wohnung, dem jetzigen Synodalzimmer, in Eins gebaut und auch schon das Oberzimmer drauf gesetzt.

Den gegenwärtigen Missionshäusern gegenüber lag in frühester Zeit ein altes Haus mit Garten, „welches noch von den Portugiesen erbaut." Von der letzten Besitzerin, der Frau Commissarin Bonsac kaufte es Gründler für 850 Thaler als neuen Kirchplatz, da auch der Commandant selbst gesagt hatte, „er wüßte in der ganzen Stadt keinen bequemern und bessern Platz zum künftigen neuen Kirchenbau anzu-

weisen als diesen theils wegen des Raumes, theils wegen der Höhe des Platzes, theils auch weil solcher unserer Wohnung gleich gegenüber ist." Es ist in der That ein köstlicher Platz, im Laufe der Zeit natürlich auf allen Seiten durch gelegentlichen Ankauf etwas abgerundet; aber auch damals schon stieß die Rückseite an die der Königsstraße parallel gehende zweite Hauptstraße, hatte also die schönsten Zugänge, und doch der stille abgelegene schattige Garten wie geschaffen zu jenem in der Missionsgeschichte vielleicht einzig dastehenden Friedhofe, auf dem etwa 20 Missionare wohl bekannten Namens mit ihren Frauen und Kindern bestattet sind. Als damals jener Platz gekauft war, schien es freilich, als müßte auf die Erbauung einer Kirche in Trankebar überhaupt verzichtet werden. In der Nacht vom 27. November 1715 wurde die Trankebarsche Küste von einem gleichen Unglück heimgesucht, wie in neuester Zeit Masulipatnam. Die See ergoß sich plötzlich über die Stadt, die Stadtmauer fiel zusammen, eine Strecke Landes mit 40 Häusern wurde ganz weggerissen, vier Meilen hinter Tanjour standen die Gewässer, hätte der Sturm nur kurze Zeit länger angehalten, von Trankebar wäre kein Stein geblieben. Die Beamten waren so erschreckt, daß in allem Ernst nach Kopenhagen geschrieben wurde, das stark beschädigte Fort einige Meilen landeinwärts aufzubauen. Doch siehe in kurzer Zeit hatte die See eine größere Strecke Land wiederangesetzt, als sie fortgerissen, und alle Besorgniß verstummte. Am 9. Februar 1717 wurde der Grundstein gelegt zur Neuen Jerusalemskirche und dabei von Ziegenbalg gepredigt über 1. Cor. 3, 11: „Einen anderen Grund kann Niemand legen außer dem, der gelegt ist, Jesus Christus." Es ist eine schöne dauerhafte Kirche geworden, und haben die Missionare mit Recht geglaubt, daß Kargheit bei solchen auch für die nachkommenden Geschlechter bestimmten Bauten in Wahrheit Verschwendung sei. Dem Baumeister der Compagnie Kröckel wurde der ganze Bau übergeben, die großen Balken des kühn zusammengefügten Dachstuhls lieferte Ceylon, die schönsten Quadersteine wurden durch Vermittlung des Gouverneurs zu Sadras van Cloon in den dortigen Steinbrüchen, ohne Zweifel bei den weltberühmten „sieben Pagoden" gebrochen, deren jede aus einem solchen Felsenstück in dem sonst in Südindien bei alten Tempeln üblichen „turanischen Baustil" ausgehauen ist. Und die kleinen Quadern, zu Ehren des Christengottes gebrochen und in keinem besondern Stil zusammengefügt, haben doch besser sich bewährt als jene Felsentempel, welche theilweise vom Meeressande verschüttet sind, und deren einer durch einen Blitzstrahl von oben bis unten gespalten wurde, daß die abgebrochenen

Stück herumliegen. Solche Solidität des Baues müssen aber die Missionare von Anfang an als ihren europäischen Freunden nicht sehr lieb angesehen haben: es ist bei der Grundlegung so außerordentlich viel von dem geistlichen Tempel, der nicht mit Händen gebaut wird, die Rede und die Nützlichkeit eines Kirchenbaues wird so weitläufig auseinandergesetzt, daß wir die ausführlichen Halleschen Briefe, welche von Bedenken selbst der nächsten Freunde erzählen, nicht zum Beweise anzurufen brauchen; wagte man doch die Nachricht von der am 11. Okt. 1718 erfolgten feierlichen Einweihung erst nach den Lebensläufen der beiden unterdeß verschiedenen Missionare zu veröffentlichen.

Auf diese verschiedenen Gebäude in der Königsstraße und jenes Kirchlein am Strande beschränkte sich zu Ziegenbalgs Zeit der Missionsbesitz in Trankebar, während jetzt ein zweites Centrum inmitten der schwarzen Stadt liegt; ihr Name „die Ziegenbalgschen Plätze" aber zeigt schon, daß wir sie hier nicht übergehen dürfen. In der mit der Königsstraße parallel laufenden unansehnlichen Admiralitätsstraße stößt man von Osten eintretend zuerst rechts auf das Druckereigebäude, einen neueren Erwerb, unmittelbar daneben ist der Eingang zum Seminargarten. Ziemlich tief darin liegt einen rechten Winkel mit der Straße bildend Ziegenbalgs altes Gartenhaus, worin er zwar selbst nie gewohnt, aber wohin er sich doch häufig zu seinen schriftlichen Arbeiten, zur Uebersetzung der Bibel und des Spenerschen Catechismus in die Stille zurückgezogen hat, in dem dann auch seine Wittwe bis zu ihrer Wiederverheirathung wohnte. Altes Besitzthum ist nur das Haus, der dahinterliegende Garten und ein Theil des links anstoßenden Grundes. Es scheint fast, als habe in alter Zeit eine Querstraße dicht am Hause vorbeigeführt, denn die Plätze rechts des Eingangs bis vor das Haus sind erst von der Leipziger Mission oder doch erst wieder von ihr erworben und der daran stoßende Grund, auf dem die „Schulkirche" und alle Schulgebäude stehen, wurde fast gleichzeitig mit dem Ziegenbalgschen Hause 1733 von der Mission angekauft, worüber es im Conferenzbuch unterm 20. Februar heißt: „Heute kamen wir endlich zu einem Schluß in einer schon lang deliberirten Sache, nämlich des seligen Propstes Ziegenbalgs Haus, so mitten unter den Heyden und Muhammedanern liegt, wieder an die Mission zu bringen aus folgenden Ursachen. Es wurde uns und den Schulkindern durch den Anwachs des Werks der Raum in dem alten Missionshause, darin alles nur ein Stockwerk hoch ist, immer mehr eingeschränkt; man wußte den öfters auszuräumenden Unflath fast nicht mehr zu lassen: selbiger und das gewöhnliche Schulgeschrei war den Europäischen Nachbarn ein bestän-

diger Verdruß: auch die zur Inspektion in diesem Hause nöthigen Missionare, wenn sie eine Familie haben, nicht Raum zu wohnen behielten. In solchen Umständen erwählten wir am liebsten obgedachtes Haus, da unsere Anstalten den Europäern nicht beschwerlich fallen, auch viel Hofraum ist und zunächst dabei noch andere leere Plätze, welche wir vielleicht auch bekommen können. Denn unsere Absicht gehet, so Gott will, dahin, die Malabarischen Schulanstalten, sobald es möglich, dahin zu verlegen: in welchem Fall auch die dabei nöthigen Missionarii sich daselbst hin zu wohnen begeben wollen." Und am 13. Juni 1734 wurde weiter „deliberirt, wie das Malabarische Schulgebäude auf dem neben sel. Herrn Ziegenbalgs Hause erhandelten Platze bequem anzulegen sei." Kohlhoff war der erste, welcher nach Vollendung der vielen Gebäude dort im August 1741 Wohnung nahm.

Aber auch schon in ältester Zeit war jene Gegend für die Mission noch von anderer als privater Bedeutung: „Am 17. Juli 1718 wurde der Anfang gemacht, vor Ziegenbalgs Garten unter einem Pandel (eine Art Schutzdach) wöchentlich dreimal in Malabarischer Sprache zu dociren, damit die Vorbeigehenden das Wort mit anhören könnten, und die Heiden Gelegenheit haben möchten, die nöthige Lehren zu ihrer Bekehrung desto reichlicher zu hören. Des Freitags wurde von Ziegenbalg Thesin tractiret und die Theologie erkläret. Des Mitwochens wurde von dem Boreiarischen Catecheten Friederich Christian Antithesin gehandelt, da er jedesmal gewisse Lehrsätze aus ihren Büchern widerlegte. Und des Sonntags wurde von dem Malabarischen Catecheten Joao de Almeida die früh gehaltene Malabarische Predigt in forma einer Predigt repetiret. Dabei sich denn jedesmal viele Zuhörer einfunden."

Der Weg zu dem dritten Platze, an dem das Missionseigenthum jetzt um einen alten Kern concentrirt ist, führt uns aus Trankebar eine Stunde weit hinaus nach Poreiar, wo jetzt die Bethlehemskirche inmitten eines ausgedehnten Landbesitzes liegt. In dieser selben Gegend war auch der für Gründler angekaufte und von ihm bewohnte „Jerusalems-Garten" gelegen. Da ihn Gründler kurz vor seinem Tode wieder verkaufte, würde uns jetzt selbst die Lage nicht mehr bekannt sein, wenn nicht bei Ankauf des Papiermühlengrundstücks erwähnt wäre, daß es nahe dem Jerusalems-Garten läge [1]). Die Ge-

---

1) Gründler schreibt am 6. Okt. 1715: „Zum Mühlenbau erwähleten der Herr Commandant und Mons. Adler einen Ort, der gleich hinter Boreiar und nur 2½ hundert Schritte von unserm Jerusalemsgarten entfernet ist. Welches mir

schichte der Papiermühle nun ist kurz folgende. Im Herbst 1715 wurde Gründler mit dem Commandanten eins, da so großer Papiermangel im Lande war, eine Mühle anzulegen, und zwar verpflichtete sich Jeder, aus seinen Privatmitteln die Hälfte der Kosten zu bestreiten. Wenn man auf dem bei der Bethlehemskirche vorbeiführenden breiten Sandwege, der in der Mark seines Gleichen sucht, eine kurze Strecke hinaufgeht, so liegt rechts an einem schönen Teiche am Eingang eines Gartens ein altes steinernes Gebäude, der Rest der alten Papiermühle. Der ältere Adler, Buchdrucker und Schriftgießer, verfertigte nicht nur Pläne und Risse, sondern übernahm auch die ganze Leitung, besah auch dazu nicht nur die Wasserkunst und Pulvermühle in Negapatnam, sondern machte selbst eine weitere Reise ins Land hinein. Es bestanden damals nicht so sehr weit landeinwärts von Trankebar tamulische Papiermühlen; die zur Beobachtung und Berichterstattung abgesandten Boten kehrten schon am 3. Tage sehr befriedigt zurück, brachten Proben und Formen, und hatten Hoffnung, daß zwei jener Arbeiter selbst kommen würden. Auch Adler kehrte von seiner Reise dahin sehr befriedigt zurück und machte sich dann frisch ans Werk. Es war eine außerordentliche Freude für Gründler, als er zum ersten Mal Briefe auf diesem selbst bereiteten Papier schreiben konnte. Allerdings ist es von etwas bräunlichem Ansehn, aber sehr stark, so daß es sich auch bis heute wohl erhalten hat. Der Umstand, daß Adler kein gelernter Papiermacher war, des Commandanten Abgang, Gründlers Tod, die Schwierigkeit, die Materialien zu beschaffen, brachten das, wie es scheint, bis auf den heutigen Tag in Indien einzig dastehende europäische Unternehmen ins Stocken, 1722 wurde das ganze Besitzthum verkauft, aber bald von der Mission wieder erworben, die dort nicht nur Landschulen etablirte, sondern 1728 sogar einen Missionar, Pressier, dort stationirte.

Damit haben wir nun unsere an die Gegenwart anknüpfende Uebersicht des alten Besitzstandes vollendet, und es wird Zeit, daß wir von den lebendigen Bausteinen und ihrer Bereitung zu reden anfangen: doch wir können es uns wiederum nicht versagen, an ein auf die Gegenwart gekommenes Denkmal der alten Zeit anzuknüpfen. Wir

---

gleichfals recht lieb war, weil auf solche Art die Gebäude dieses Werks zusammenkommen und ferner zu künftigen guten Anstalten dienen kann. Es ist auch ein sehr großer räumlicher Platz dabei. Und so es Gott beliebte, könnte einmal auf diesem Platz noch die Cattun-Weberei und Cattun-Schilderei angefangen werden."

schlagen das alte Kirchenbuch der tamulischen Jerusalemsgemeinde in Trankebar auf und lesen zunächst auf der ersten Seite ein inniges Gebet: „O du hoher Majestätischer Heiland HErr Jesu Christe! Du Erlöser des ganzen Menschlichen Geschlechts! Der du dir durch deine heilige Apostel allenthalben in der ganzen Welt eine heilige Gemeine aus allen Völkern zu deinem Eigenthum gesammlet und selbige bis hieher wider alle Macht der Höllen beschützet und erhalten hast, auch deine Knechte versichert, daß du sie bis ans Ende der Welt erhalten und annoch zu den letzten Zeiten durch Herzurufung vieler Heiden vermehren wolltest! Dein Name sei für solche Güte ewiglich gerühmet und gepriesen, sonderlich auch deswegen, weil du durch deine unwürdige Knechte an diesem Orte unter den Heiden dein heiliges Wort in Seegen sein lässest und angefangen hast, einige Seelen ans der verdammlichen Blindheit zu erretten und sie der Gemeinschaft deiner heiligen Kirche einzuverbleiben. — Siehe es ist dein Wort, du wollest es secundiren mit göttlicher Kraft, damit durch dein seligmachendes Wort in Jerusalem und Bethlehem dir viele Tausend Seelen möchten gebohren werden, die nachmals aus diesem irdischen Jerusalem in dein heiliges Jerusalem eingehen könnten mit ewigem Frohlocken und Jauchzen. Thue solches, o Jesu, um deiner gnädigen Verheißung und um deines heiligen Verdienstes willen. Amen."

Lesen wir nun die nächsten Seiten weiter bis zum Jahre 1720: es sind Namen und Zahlen, beim ersten Anblick gar trocken; bei näherem Zusehen und Vergleichen aber wirds lebendig und die einfachen Zahlen und Namen lehren uns sehr viel. Die Reihe eröffnet Andreas, Ziegenbalgs langjähriger treuer Diener, getauft am 5. September 1707 im Alter von 30 Jahren, mit heidnischem Namen Seperumal, ein freier Mensch, ein Sudra aus der Kaufmannskaste in Trankebar, verstorben 1731. Grade 250 sind darnach bis zum Schluß des Jahres 1720 durch die heilige Taufe oder Entsagung des römischen Aberglaubens der neuen tamulisch-evangelischen Kirche einverleibt, einige von Negapatnam, der holländischen Besitzung, herübergekommene werden durch ein besonderes Zeichen als früher Reformirte kenntlich gemacht. Aus den angegebenen Beschäftigungen und Vergleichung der Verwandtschaft ließe sich berechnen, wie viele dem Sudrageschlecht angehörten, auch wenn sie nicht unterstrichen wären. Mit Einrechnung einiger offenbar nur übersehener Kinder von als Sudra Bezeichneten finden sich unter der Gesammtzahl der 250 nicht weniger als 147 Sudras. Wie viele im Jahre 1720 schon in die Ewigkeit eingegangen, ist nicht angegeben, wie viele aber ihren Glaubensbund nicht gehalten

haben, können wir zählen: es sind 45, sage 45 von 250 und zwar solche, die nicht etwa kurze Zeit hinter sich gegangen und dann reumüthig wiedergekehrt sind, sondern solche, deren Weg vergehet und von Gott nicht gekannt ist. Doch nein, 25 davon sind frühere Katholiken. Wer möchte sich erkühnen, sie wegen des Rückfalles in die altgewohnten Satzungen ohne Weiteres den Verdammten beizuzählen! 6 sind arme Sklaven: wer wird vor dem ewigen Richterstuhl einmal schuldiger dastehen, sie oder ihre christlichen Herren? Wer kann auch wissen, ob nicht in der letzten Stunde mancher der Uebrigen sich zu der Lebensquelle zurückgewandt hat; aber das Verhältniß blieb für die treuen Diener Gottes hier auf Erden immer ein niederschlagendes. 25 abgefallene Katholiken unter 81 aufgenommenen! Das ist eine Strafe für die Proselytenmacherei, wird Mancher ausrufen. Stille! sind doch unter den Treugebliebenen die Familien der gottseligen spätern Landprediger Diogo, der bei der Aufnahme am 12. Nov. 1713 acht Jahre alt war, und Ambrosius, am 8. August 1717 vier Jahre alt, auch des alten treuen Stadtkatecheten Schawrimuttu, der mit Diogo zusammen auf der Predigerwahlliste stand, aber Alters halber ablehnte: Von den treugebliebenen Heiden nenne ich nur den einen Namen Aaron, getauft im August 1718, den ersten Landprediger. Solche Namen wiegen schwer. Freilich die eingehendste Betrachtung des tamulischen Kirchenbuchs allein kann nicht genügen, wir müßten auch das portugiesische vor uns haben und die Todtenlisten noch dazu; denn leider erzählten die Missionare in ihren Berichten gewöhnlich nicht den Effektivbestand, sondern gaben einfach die laufenden Nummern des Taufbuchs an [1]). Um diese Lücke zu ergänzen, fügen wir hier den genauen kurzen Bericht ein, der im Jahre 1725 zum erstenmal für die Europäer in Indien gedruckt wurde: „Die Malabarische Gemeine bestehet jetzo aus 147 Personen, worunter 87 erwachsene sind; 39 Schulkinder, theils kleine, theils schon herangewachsene, die alle in der Mission freien Unterhalt haben und 21 unmündige Kinder, die annoch bei

---

1) So noch ihr Bericht über 1716: „Anno 1712 war die ganze Zahl der getauften Personen überhaupt 202. Diese Anzahl ist nun binnen diesen 4 Jahren, außer den Catechumenen, mit 14 getauften Personen vermehret worden, welche nunmehr mit den vorigen in der Gemeine Gottes stehen und zu ihrem Heil mit dem Wort des Lebens geweidet werden." Dazu bemerkt Dal: „Es waren damals ungefähr 90 von ihnen schon gestorben und die Uebrigen wurden mit dem Wort des Lebens geweidet, d. h. in so weit man solches auch von ganz jungen Kindern sagen kann."

ihren Eltern sind. — Die portugiesische Gemeinde bestehet jetzo aus 132 Personen, darunter 68 erwachsene sind, 22 Schulkinder, die von der Mission freien Unterhalt haben; 9 Kinder, die von den Europäern zur Schule gesandt werden; 15 Kinder, die nicht zur Schule gehalten werden; und 18 unmündige Kinder, die noch nicht lernen können." Also eine Gesammtgemeinde von 279 Seelen, worunter 61 völlig von der Mission erhaltene Schulkinder. Da die Zeit von 1720—25 eher eine Zeit der Zerstreuung als Sammlung war, so dürfen wir die Gesammtgemeinde im Jahre 1720 wohl nur ein wenig niedriger, etwa auf 250 schätzen, nicht höher, denn von der portugiesischen Gemeinde erlagen natürlich viel mehr als von der tamulischen den Angriffen ihrer europäischen Gegner und zwiefachen Herren. Aber wenn zwei bis drei ein neues Werk beginnende Missionare in vierzehn Jahren unter den ungünstigsten Verhältnissen eine so große Gemeinde und zwar zu einem bedeutenden Theil aus angesehenen, wenn gleich nicht wohlhabenden Geschlechtern gesammelt haben, so können sie sich dieses Segens wohl freuen, und wir haben alle Ursache, den Wegen, welche zu solchem Ziele führten, genauer nachzuspüren.

Was der Mensch lieben soll, das muß er kennen. Ein Missionar, der sich losreißt von Vaterland und Freundschaft, um arme Seelen zu retten, muß an sich selbst erfahren haben, daß außer Christo nur Jammer und Verzweiflung ist, und im Heidenlande wird dann der tiefere Blick in das unsägliche Sündenelend auch seine Liebe vertiefen. Das Studium der Schäden des Volkes und besonders des abgöttischen Wahnglaubens ist daher auch eine der ersten Pflichten des Missionars. Wie eifrig Ziegenbalg dieser seiner Pflicht zu genügen suchte, beweist seine ausführliche und gründliche „Genealogie der Malabarischen Götter," welche gedruckt etwa 16 Bogen füllen würde [1]).

---

1) Näheres über diese Genealogie und ihren Inhalt siehe in meinem „Joh. Phil. Fabricius" Kap. 2. — Zur Sache gehört ferner eine Stelle der Apologie gegen Bövingh: „Bei Führung unsers Amtes haben wir uns auch sonderlich mit dahin beflissen, daß wir dieser Heiden Lehrsätze und alle ihre Doktrinen und Disciplinen, wie auch die unter ihnen vorgelaufenen Historien und Götter-Genealogien uns haben bekannt machen mögen, welches geschehen ist theils durch das fleißige Lesen ihrer eignen Schriften, theils durch die mit ihnen gepflogene Correspondence, theils auch aus den vielen Discoursen, die man stets mit ihnen gehalten. Hierinnen hat man es denn nach und nach so weit gebracht, daß man ihre Lehrsätze weit besser inne hat, und weit umständlicher von ihrem ganzen Heidenthum discourriren kann, als sie selbsten: welches um des willen ganz nöthig ist bei un-

Aber eine Liebe, die nur aus der gründlichern Erkenntniß des Jammers sich vertieft, ist übermenschlich; selbst die Missionare der Brüdergemeinde, die in erster Linie sich den ärmsten und verkommensten Völkern zuwenden, verschließen doch ihr Auge nicht gegen vereinzelte gute und erfreuliche Züge an ihren Pflegbefohlenen. Wie viel mehr Ziegenbalg und seine Genossen! durch ins Schwärzeste gemalte Bilder die Theilnahme der Missionsfreunde zu erregen, ist eine Eigenthümlichkeit erst der neueren Missionen; unsere alten Missionare erforschten das Elend nur, um die Mühseligen und Beladenen ihres Elends überführen und mit Ernst zur Buße rufen zu können. Wenn sie nach Hause davon berichten, so pflegen sie, wie in der Genealogie, auch die Reste der ursprünglichen Gotteserkenntniß aufzuweisen und zudem wollen ihre Mittheilungen immer der Wissenschaft dienen [1]). Die Genealogie, wie manche andere Schrift Ziegenbalgs, ist zum Druck bestimmt, und er hat schwer genug daran getragen, daß man in Halle engherzig erklärte, die Missionare seien ausgeschickt, diese Götterfabeln zu unterdrücken, nicht aber, sie noch in Europa zu verbreiten. Ziegenbalg war unermüdlich in wissenschaftlicher Erforschung des tamulischen Volksthums, der Sitten und Gebräuche, der Litteratur, wie ein umfänglicher, höchst lehrreicher gedruckter Briefwechsel und zahlreiche aufgezeichnete Gespräche kund thun, und seine Forschungen faßte er sodann in Abhandlungen zusammen; so entstand ein Buch über das „Malabarische Heidenthum," eine Malabarische Bibliothek, Malabarische Moralia, verschiedene Uebersetzungen. Gründler schrieb aus den

---

serem Amte, daß wir sie in der Falschheit ihrer Religion gründlich überzeugen und mit der Wahrheit unserer christlichen Religion bei ihnen einen desto größern Eingang haben finden können: denn es bilden sich diese Heiden durchgehends ein, daß sie die beste Religion haben und das klügste Volk sein."

1) „Wir halten es auch nicht für eine geringe Frucht unserer Mission, daß wir jährlich unser geliebtes Europa mit allerlei schriftlichen Relationen aus dieser Ostindischen Welt versehen können; denn es kommen nicht nur allein viele Briefe von uns dahin und zwar an unterschiedliche Nationen, die von den Umständen dieses Werks Nachricht geben, sondern es werden auch ganze Traktate von dem hiesigen Heidenthum und von der innerlichen und äußerlichen Beschaffenheit dieser heidnischen Völker gesandt, die nicht anders als angenehm sein können. Hinführo soll es in diesem Stück gleichfalls an uns nicht ermangeln, also daß nach und nach durch unsern geringen Dienst das geliebte Europa mit seinen heiligen Gesetzen und Statuten der Ostindischen Welt und diese hinwiederum in ihren innerlichen und äußerlichen Beschaffenheiten der Europäischen Welt besser kund und offenbar werde." Apologie.

medicinischen Büchern seinen höchst interessanten „malabarischen Medicus“ zusammen, um durch Bereicherung abendländischer Wissenschaft für die nach Indien gesandten Gelder zu danken. Und alle diese Arbeit ist vergeblich gewesen, über alle diese Schriften erging die engherzige Censur, die Prof. Michaelis einmal schreiben ließ: „Man hat auch Bedenken getragen, die Malabarische Sittenlehre und Moralia zu publiciren, weil in selbigen es am besten fehlet, nämlich an Erkenntniß des so tiefen Verderbens und deß, der uns daraus erretten kann, Jesu Christi.“

Der Herr Kanzler des Grafen Reuß zu Köstritz beweist freilich grade aus den Mittheilungen der Missionare, daß auch in den Malabaren „noch Funken und Reste des göttlichen Ebenbildes übrig seien, welche Christus, der alle Menschen erleuchtet Hiob 33, 29 und 30, Joh. 1, 9 in ihnen wirket und sie damit näher zu sich zu ziehen suchet. Je weiter sie nun diesem Zuge in ihrer Seele folgen, je näher kommen sie zu Gott, den sie suchen Hebr. 11, 6. Ist dem so, dann wird unschwer zu erkennen sein, daß man mit Bekehrung dieser Leute wohl etwas bescheidentlicher, als noch geschehen, zu verfahren, und vielmehr sie nach dem Exempel Pauli Act. 17, 22—31 allgemach weiter zu führen, als alle ihre Dinge überhaupt zu verwerfen und über einen Haufen zu stoßen habe.“ Ist dieser letzte Vorwurf des Kanzlers begründet, haben die Missionare wirklich Alles, was sie vorfanden, über den Haufen geworfen, dann freilich wären ihre wissenschaftlichen Arbeiten nicht blos durch Unterlassung des Druckes für Andere, sondern auch für sie selbst vergeblich gewesen oder man müßte den Hallenser Censoren beistimmen, daß überhaupt von einem heidnischen Volke nichts zu holen und nichts zu lernen ist. Den besten Prüfstein für die eigentliche Stellung der Missionare zum tamulischen Volksthum haben wir nun an dem Kasteninstitute. Wie haben sich Ziegenbalg und seine Mitarbeiter zur Kaste gestellt? Der Beantwortung dieser streitigen und vielfach verhandelten Frage können wir uns hier nicht entziehen [1]).

Das Urtheil der Historiker über das Kastenwesen bei den alten Aegyptern, Aethiopiern, Medern und Indern lautet einstimmig: „es ist der Schlüssel aller Künste und Wissenschaften der alten Welt.“ Ist

---

1) Zum Folgenden vergleiche namentlich die vom Leipziger Missionscollegium herausgegebene Broschüre über die Kastenfrage, welche noch durch das Missionshaus bezogen werden kann. Schade nur, daß bei der Aufgabe, die Geschichte gegen Mißdeutungen zu vertheidigen, die Stringenz der Beweise zuweilen nicht so klar heraustritt.

es doch Thatsache, daß die Römer nur durch Belebung der alten Kastenverfassung das ägyptische Volk in Kunst und Wissenschaft wieder heben konnten, gleichwie Indien es nächst der Barmherzigkeit Gottes dem starren Kastenwesen zu danken hat, daß es so verhältnißmäßig unversehrt der mehrhundertjährigen muhammedanischen Tyrannei entronnen ist, und daß es jetzt der vernichtenden Wirkung der europäischen Civilisation anders entgegen tritt als die nordamerikanischen Indianer. Und wie die Historiker über die welthistorische Bedeutung der Kaste, so sind die Orientalisten über ihren Ursprung einig, daß einestheils eingewanderte höher gebildete Völker von dem Barbarismus und der Verkommenheit schwärzerer Urbewohner sich durch einen Zaun zu trennen suchten [1]), und daß sodann die Gleichheit der Beschäftigung weitere Unterabtheilungen schuf. Das so Gewordene aber wurde darnach in die religiösen Systeme aufgenommen und so geschützt.

Wenn wir als Kinder in Josephs Geschichte lasen, daß man Joseph besonders, den übrigen Aegyptern und den 11 Brüdern wiederum je auf eignem Tische die Speisen aufgetragen, so haben wir vielleicht gedacht: wie sonderbar! Aber eine lieblose Verachtung fanden wir ebenso wenig darin, als jener Unterkämmerer in Daniels Jugendgeschichte, der Daniel auf seine Bitte statt der königlichen Speisen und Weine Zugemüse und Wasser willig verabreichte. Das Urtheil pflegt aber alsbald zu schwanken, wenn wir selbst beim Lesen des alten Vater Herodot, der wegen seiner unreflektirten sachlichen Darstellung so berühmt ist, an der Stelle, wo er vom Kastengeist der Aegypter spricht, daß kein Aegypter, Mann oder Frau einen Hellenen küsse, noch seine Gabel oder Kessel brauche, noch von dem Fleische reiner Thiere esse, wenn ein hellenisches Messer sie zerlegt hat, herausfühlen, wie unangenehm und lästig solche Sitten dem Historiker auf seinen ägyptischen Studienreisen geworden sind. Daß nach der Etiquette des päpstlichen Hofes der Papst außerhalb des Vatikans an besonderem Tische speist, würde einen protestantischen Theologen, der unter den Gästen Platz gefunden hat, noch nicht um seine Stellung daheim besorgt machen. Derselbe Geistliche, welcher bei Besichtigung solcher alter Doppelkirchen, wie in der Nürnberger Burg, wo oben die Herrschaften, unten die Höflinge sich setzten, so daß ihnen nur der Blick auf die Kanzel und etwa den

---

1) Siehe unter andern auch »History of India by Robert Hunter. London, Nelson and Sons 1863« S. 22: Die beste und billigste kleinere Indische Geschichte, die bis jetzt vorhanden, sehr anziehend geschrieben und die Resultate aller Indologischen Forschungen wiedergebend.

Altar gemein war, nur altkirchlichen Baustil studirt, empfindet vielleicht, wenn er von seiner eignen Kanzel den großen Kasten und das Gitterwerk sieht, welches die Patronatsherrschaft von der übrigen Gemeinde ausschließt, einiges Mißbehagen, aber gegen solches Kastenwesen mit Entziehung des Abendmahls und dergleichen einzuschreiten, wird ihm kaum beifallen. Es handelt sich ja auch nicht um Irrlehren, sondern nur um Ueberreste alter Sitten, und daß es auch für reformirte Kirchen möglich gewesen wäre, die von den Lutheranern (von den Katholiken wegen zu großer Nachgiebigkeit hier zu schweigen) geduldeten und zur christlichen Sitte umgebildeten Kastenreste, in gleich milder Weise zu beurtheilen, ist aus dem Beispiel des berühmtesten Indischen Bischofs Reginald Heber ersichtlich [1]). Als der Trankebarsche Missionar Schreyvogel, in der Absicht, sich den Weg zu einer Anstellung in der englischen Kirche zu bahnen, sehr hart über die Kastengebräuche und andere Sitten der eingebornen Christen in einem Briefe sich ausgesprochen hatte, urtheilte der Bischof nicht nur sehr streng über solch stürmerisches und gesetzliches Treiben gegen seine Freunde, sondern er schrieb auch selbst an Schreyvogel den 21. März 1826: „Bezüglich der Kastenunterschiede und anderer unter den eingebornen Christen noch verbliebenen Gebräuche, welche Sie als heidnisch und unstatthaft verwerfen, möchte ich mir eine weitere Auseinandersetzung über diese Sitten und Ihre Gründe zur Verwerfung ausbitten, denn Ihre Gründe erscheinen mir, offen gestanden, nicht genügend. — Es ist wünschenswerth zu wissen, ob die eingebornen Christen darauf als auf Unterschieden des religiösen oder des rein bürgerlichen Lebens bestehen, ob dies Verlangen bei den Sudras aus vermeinter größerer Heiligkeit und Reinheit entspringt, oder ob es nicht solche Merkzeichen des Adels und alter Abkunft sind, wie sie in Spanien, selbst unter den ärmsten Klassen, die Altspanier und Castilier von Personen gemischten Blutes scheiden, und in den Vereinigten Staaten Nordamerikas Neger und Mulatten, wie frei nnd wohlhabend sie auch sein mögen, völlig vom Familienverkehr mit Weißen ausschließen, auch ob die Christen aus hoher Kaste diesen Unterschieden anhängen, weil sie ihnen wirklichen Werth beilegen oder nur aus Furcht, den Umgang und die Achtung ihrer Nachbaren und Verwandten zu verlieren. So scheint

---

1) Siehe »The last days of Bishop Heber by Robinson, Madras 1829.« S. 150 und Anhang S. 58. Roberts in seiner Sammlung von Documenten gegen Duldung der Kaste »Caste opposed to Christianity« London 1847 stellt merkwürdiger Weise Hebers Brief an die Spitze.

es mir denn, daß wir diese Kastenunterschiede in der Kirche noch fortdauern lassen können, vorausgesetzt daß gehöriger Fleiß angewandt wird unsere Gemeinden zu lehren, daß von Natur alle gleich sind. In ihre Privatmahlzeiten und ihren geselligen Verkehr uns einzumischen, haben wir meiner Meinung nach noch weniger Anlaß; „denn Essen und Trinken verderben nicht den, um welches willen Christus gestorben ist.“ In den Schulen freilich und unter Kindern sollten die Plätze ꝛc., wie mir scheint, ohne Berücksichtigung der Kaste vertheilt werden, doch sollte selbst dort Vorsicht beobachtet werden, damit nicht Jemandem unnöthiger Weise Widerwillen eingeflößt wird [1]).“

So weit das Urtheil eines zum Urtheil berufenen Indischen Bischofs über die in der evangelischen Kirche bis dahin geduldeten Kastenreste; nun der Bericht, wie sie in unsern Kirchen Eingang gefunden. Da gilt es zunächst dem verbreiteten und verzeihlichen Irrthum entgegenzutreten, als habe die Frage Ziegenbalg wenig Schwierigkeiten bereiten können, weil eben wenig oder keine Sudras in seiner Gemeinde gewesen wären. Diese Ansicht gründet sich namentlich auf die Stellen der Missionsberichte, wo von dem weit ausgedehnten Unterstützungswesen gesprochen wird. Aber da macht man von der neuern Missionspraxis einen Rückschluß auf unsere viel weiseren Väter. In der alten Mission haben nicht die armen Parias, sondern hat vielmehr die Versorgung der armen Sudras den Missionaren die meiste Mühe gemacht, und aus zahlreichen Stellen, ja aus den Familientraditionen, läßt sich darthun, daß die Missionare keine Mühe und keine Ausgaben nach dieser Seite hin gespart haben, und die meisten angesehenen christlichen Sudrafamilien im Tamulenlande werden ihre Hebung auf irgend einen der alten Väter zurückführen. Gleichwie in der Christenheit eine weise Armenpflege sich besonders der herabgekommenen Familien und verschämten Armen annimmt, so konnten die damaligen Missionare ihre Wohlthätigkeit noch mehr auf diese armen Sudras concentriren, da die Parias zumeist als Diener der Europäer wohl versorgt waren. Wenn Ziegenbalg ferner oft sagt, daß keine vom hohen Geschlecht kämen, so meint er, der in so enger wissenschaftlicher Verbindung mit den Bramanen stand, hauptsächlich diese. Denn wie jene ersten Schlüsse

---

1) Daß Heber diesen Brief am Ende einer kurzen Wirksamkeit schrieb, kann seiner Bedeutung nicht Abbruch thun; denn er ruht auf Prinzipien, die der Bischof sein Leben durch verfochten. Die strengen Erlasse, welche darnach seit 1833 Bischof Wilson von Calcutta aus gegen die Kastenchristen des Südens erließ, sind doch auch nicht nach längerem Aufenthalt geschrieben.

durch die oben berichtete einfache Thatsache hinfällig werden, daß nach dem Kirchenbuche von den 250 Gliedern der tamulischen Gemeinde, welche bei der Kastenfrage allein in Betracht kommt, fast 150 dem Sudrageschlechte angehören, so ergeben ferner auch die beigesetzten nähern Kastenbezeichnungen, daß eine ganze Reihe den höheren Sudraabtheilungen beizuzählen ist.

Wenn man sich nun etwa solcher Ausdrücke Ziegenbalgs erinnert, in denen er sagt, daß bei den Christen aller vorige Unterschied aufgehoben sei, daß die Christen bei einander essen und trinken, ja ohne Ansehung ihres Geschlechts heirathen, so liegt die Vermuthung nahe, Ziegenbalg habe, weil ihn sein wissenschaftliches Interesse vielfach mit den Bramanen in Verbindung brachte, die Sudras gering geschätzt und geglaubt, mit ihnen als armen Leuten ganz nach Belieben handeln zu können. Denn das ist ja allerdings wahr, daß die Kaste auf einer europäischen Niederlassung nicht so leise angefaßt zu werden brauchte, als etwa in dem anstoßenden heidnischen Gebiete von Tanjour; aber selbst in Trankebar war zu jener Zeit, zumal bei einer feindseligen Obrigkeit, die auch sonst grundsätzlich die Landessitten schonte und von dem bloßen Predigen der Missionare schon Aufruhr und Krieg befürchtete, wie auch wirklich mannichfache Aufregung die Folge war, genügender Anlaß zur Vorsicht, und wenn nun Ziegenbalg trotz der vielen Kastenleute in seiner Gemeinde und trotz dieser zu befürchtenden Aufregung so entschieden gegen die Kaste vorgegangen wäre, dann müßte er allerdings als der prinzipiellsten Kastenstürmer Hauptmann angesehen werden. Es konnte ihm ja kaum entgehen, daß solches Auftreten die neue Mission nicht auf das Gebiet, nein auf die Stadtmauern Trankebars beschränken mußte, und daß die Folge höchstens, wie das Beispiel der Thomaschristen lehrt, das Schaffen einer neuen Christenkaste, aber damit auch die Unmöglichkeit, nach außen hin Einfluß zu üben, gewesen wäre. Hat nun trotz alledem Ziegenbalg von einer pietistischen Neigung, welche besonderes Gewicht auf enges brüderliches Zusammenleben und gemeinsames Beten im Kämmerlein legt, sich bestimmen lassen?

Constatiren wir zunächst das Faktum, daß trotz der Kastenpraxis der ersten Missionare die Heiden den Umgang mit den neuen Christen nicht abgebrochen haben, wie Ziegenbalg selbst 1709 erzählt: „Obwohl die Heiden allhier am Ort unter unsers allergnädigsten Königs Botmäßigkeit stehen, so haben sie doch einen heimlichen Haß gegen unsere Christen und wollen nicht gern Gemeinschaft mit ihnen haben, sonderlich wo es ihre Blutsverwandten sind. Gleichwohl haben

wirs anjetzo so weit gebracht, daß unsere neuen Christen bei den Heiden können im Hause sein und mit ihnen essen; und wiederum, daß die Heiden sich nicht mehr schämen, bei unsern Christen im Hause zu sein und mit ihnen zu essen. Ja ich habe gesehen, daß die Heiden unsern Leuten alle Liebe und Freundschaft erweisen." Und wenn Bövingh [1]) dagegen bemerkt, daß solche Spannung nie stattgefunden, also auch ihre Aufhebung kein Verdienst der Missionare sei, so können wir dies auf sich beruhen lassen, da dadurch ja das verhältnißmäßig friedliche Zusammenleben nur bestätigt wird und ein jeder Kenner Indischer Zustände zudem zugeben muß, daß ein Zusammenessen der Heiden mit Christen, welche durch Essen mit den Parias die Kaste gebrochen, und ein häuslicher Verkehr unter ihnen noch in der Jetztzeit, geschweige zu Anfang vorigen Jahrhunderts, eine reine Unmöglichkeit ist. Folglich haben die Sudrachristen aus Ziegenbalgs Gemeinde in ihrem häuslichen Leben und besonders im Essen die Kaste gehalten.

Unter den Akten findet sich ein Bogen mit Fragen, die von Missionsfreunden aufgeworfen den ersten Missionaren haben vorgelegt werden sollen. Ob dies geschehen und ob eine Antwort eingelaufen ist, kann ich nicht sagen, aber einige Fragen haben auch an und für sich Bedeutung, darunter folgende: „Warum die Parier so verachtet? Ob auch wohl ohne Anstoß und Partheilichkeit denen, die sich von ihnen zum Christenthum gewendet, in der Jerusalemskirche ein aparter Ort angewiesen, auch beim h. Abendmahl ein aparter Kelch gereichet werde, da ja in Christo weder Grieche noch Scythe etwas gelten sollte, sondern eine neue Creatur? Siehe Bövingh S. 47." Da weder eine Antwort aufzufinden, noch auch Bövinghs Schrift zur Hand ist, so müssen wir auf sich beruhen lassen, ob Zustände in der Gemeinde, oder etwa die katholische Praxis solche Frage veranlaßt hat. Trotz des Mangels einer direkten Antwort aber wissen wir, daß ein doppelter Kelch nicht gebraucht ist, wohl aber andere Zugeständnisse der Kaste nicht blos im häuslichen Leben, sondern auch in der Kirche gemacht

---

1) Auch Plütschau's Zeugniß gehört hierher, wenn er die Befürchtungen des Commandanten wegen der Kaste widerlegt: „Es ist so gefährlich nicht, als der Herr Commandant es macht, wenn er schreibt, würden die von guten Geschlechtern sehen, daß ein Missionair mit einem von geringem Cäst umgienge, würde ein solcher seines Lebens nicht lange sicher sein. Dagegen weiß ich, daß Herr Ziegenbalg, der doch auch mit geringen Malabaren umgehet, von den Bramanen, als vornehmstem Geschlechte, allenthalben mit großer Freundlichkeit aufgenommen worden."

sind, und zwar können wir den Beweis ohne Anwendung von Schlüssen aus unumstößlichen Thatsachen führen. Wir nehmen wieder unser Kirchenbuch zur Hand.

Daß die meisten Ausgaben der Mission den Sudras zu gut kommen mußten, haben wir schon oben gesehen, nun erfahren wir auch, daß sämmliche Katecheten und Lehrer, auch die Vorbeterinnen Sudras waren. Gründlers Köchin wird als eine Sudra bezeichnet, aber auch ohne solche Bezeichnung wäre nicht zu bezweifeln, daß, da die ältesten Missionare Köchinnen hatten, und selbst der eifrigste Gegner aller Kastenunterschiede noch heut zu Tage sein Essen sich wohl von einem Pariakoch nach der veränderten Sitte der Zeit, nimmermehr aber aus ganz natürlichen Gründen von einer Pariaköchin, sie müßte denn völlig in einer Kostschule anglisirt sein, wird bereiten lassen, selbige der Sudrakaste angehörten. Die katholischen Priester waren mit diesem Beispiel vorangegangen, um leichteren Eingang zu finden, und die Lutheraner folgten ihnen nach, indem sie auch, nicht nur auf Reisen, sondern selbst im nahen Poreiar, wie Gründler von sich berichtet, tamulische Kleidung trugen und ihr Essen sich von einer Tamulenfrau im Dorfe selbst bereiten und bringen ließen.

Von Ziegenbalgs Diener Andreas bemerkten wir schon früher, daß er ein Sudra gewesen, es lag dies auch schon in der Sitte der Zeit und hatte daher nicht einmal etwas zu bedeuten; daß aber auch der Kirchenwärter und Thürhüter aus dieser Kaste genommen wurde, hatte einen bestimmten Endzweck. Es heißt im Tagebuch von 1727 unterm 25. Juli: „Um der sich daran stoßenden Heiden willen ist nicht rathsam, daß der Kirchen-Wärterdienst von einem aus dem Bareier-Geschlecht verrichtet werde, sondern wie auch schon vormals geschehen, allemal einer aus dem Suttirer-Geschlecht dazu bestellet werde, und also wurde jetzo Friederich zum Kirchenwärter bestellet und zugleich zum Thürhüter im Missionshause. Es lassen sich beide Verrichtungen füglich combiniren, und ist dieser letztere Dienst ebenfalls für einen Suttirer viel anständiger. Indem vornehme Malabaren, wenn sie zu uns kommen, dadurch sehr offendirt werden, wenn sie sich von einem Bareier sollen anmelden oder von einem solchen unschlachtigen Menschen, wie der lahme Thürhüter Abraham bisher gewesen, wohl gar spröde Antwort sollen geben lassen. Der Todtengräber Mejappen, der sonst den Kirchenwärterdienst verwaltet, bleibt Todtengräber und dabei auch Hausknecht, der die in den Missionshäusern zur Reinlichkeit nöthigen Dienste verrichten muß.“ Daß die Phrase, „wie auch schon vormals geschehen“ in jenem Tagebuch immer bedeutet: „wie

es vor Herrn Schultze's Regiment schon gewesen," wie es ja auch der Zeit nach nicht anders bezogen werden kann, werden wir noch öfter finden, und darnach ist also von Ziegenbalg und seinen Mitarbeitern selbst der Dienst eines Kirchenwärters einem Sudra gegeben, wie denn auch die Arbeiten des Hausknechts und des Todtengräbers schon von Ziegenbalg combinirt nnd Einem übertragen waren.

Somit wäre also den armen Parias nur etwa der Todtengräberdienst geblieben. Das ist doch eine zu große Nachgiebigkeit und Härte! Um nicht ungerecht zu urtheilen, muß man sich erinnern, daß neben der tamulischen ja noch die starke portugiesische Gemeinde bestand, und die Missionare brauchten nur die begabteren Pariakinder, wie sie auch thaten, im Portugiesischen zu unterrichten und ihnen dann europäische Kleider anzuziehen, so waren sie Portugiesen und hatten den Vortritt vor den Sudras. Dies Mittel zur Linderung der Kastenübel wurde häufig angewandt, und außerdem ist unter jener scheinbaren Härte noch große Weisheit verborgen, wenigstens war es eine bedenklichere Concession der spätern Missionare an den Kastengeist, wenn später für Parias eigne Katecheten und Lehrer aus ihrem Geschlecht angestellt wurden; dieses Aufrücken der Parias zu kirchlichen Aemtern war zu theuer erkauft.

Mit dem Kirchenwärterdienst sind wir schon auf die Schwelle der Kirche getreten und können leicht uns mit einem Blick überzeugen, wie die obige Frage der heimischen Missionsfreunde nach getrennten Sitzen der Parias beantwortet werden muß. Schon als wir der Kirche uns näherten, mußte uns an der Kreuzgestalt die Größe der Seitenflügel auffallen, und namentlich wenn man vorher Indische katholische Kirchen gesehen hat, wird man schon vermuthen, daß dieser das getrennte Sitzen erleichternde Baustil absichtlich gewählt sei. Daß bei dem Beziehen der neuen Kirche auch gleich die Plätze vertheilt wurden, ist selbstverständlich, und daß dabei ein fester Plan mit Berücksichtung der Kasten beobachtet wurde, erhellt aus der Art und Weise, wie Gründler bei Ziegenbalgs Todtenfeier erwähnt, um die Theilnahme der Gemeinde zu veranschaulichen, alle hergebrachten Ordnungen vergessend, seien die Plätze eingenommen, wie es sich eben fügte. Wenn Ziegenbalg ausdrücklich versichert, daß sie auf die Würde des Amts (dignitatem officii) sähen, so bestätigt dies nach der gegebenen Statistik vielmehr unser Resultat. Am 25. März 1721 verändert Schultze die angewiesenen Sitze in der Kirche so, daß die Frauen zusammen rechts von der Kanzel, die Männer aber gegenüber fein nahe bei einander saßen. Er will es des bessern Verständnisses halber

gethan haben, dies ist aber jedenfalls kein ausreichender Grund; denn man setze nur in folgende Bemerkung der Missionare Walther, Pressier, Dal und Bosse vom Jahre 1727 die allein möglichen Namen ein, so ist klar, es wollte Schultze mit der neuen Anordnung ein von seinen Vorgängern der Kaste gethanes Zugeständniß rückgängig machen: „Es sind unsere Antecessores (Ziegenbalg und Gründler) anfangs genöthigt worden, den Bareirn, wenn sie die christliche Religion angenommen, in der Kirche einen besondern Ort anzuweisen; so sie sich auch gern haben gefallen lassen. Nachher hat man (Schultze) mit großer Mühe solchen Unterschied in der Kirche wieder aufgehoben. Als wir (Walther, Pressier und Bosse, denen sich Dal zugesellte, der übrigens als portugiesischer Missionar nicht in Betracht kommt) aus Europa neulich angekommen waren, meinten wir auch, es wäre so ganz recht und müßte so sein. — Nun aber haben wir nach einer und andermaliger Unterredung, daß Ordnung mit der christlichen Demuth und Einigkeit gar wohl bestehen könne, connivendo geschehen lassen, daß nun die Bareier von den Suttirern einen Schritt breit in der Kirche abgesondert sitzen: allein in Reichung der Sacramente wird kein Unterschied gemacht.“ Man braucht nicht anzunehmen, daß anstatt des Namens Schultze in Halle das „man“ eingesetzt sei, in Folge des gespannten Verhältnisses wird auch in den nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Papieren Schultze's Name wo möglich vermieden. Da von Vorfahren im Plural gesprochen wird, ist ja auch nur Ziegenbalg und seine Mitarbeiter zu denken. Sie haben den Sudras diese Concession gemacht und zwar offenbar gleich anfänglich, und daß nicht sie selbst dies Zugeständniß wieder rückgängig gemacht haben, erhellt außer der Wortfassung noch aus ihrer klar vorliegenden Stellung in den den letzten Jahren. Dies Faktum streitet auch nicht mit den Vorwürfen der Heiden, welche schon an dem Sitzen in einer Kirche Anstoß nahmen; wie vielmehr würden sie, wenn die Thatsache vorgelegen hätte, statt dessen das unterschiedslose Sitzen vorgeworfen haben.

Sollen wir uns nun über diesen neuen Beweis von Kastenduldung betrüben? Ein großer Theil des Uebelstandes ist schon beseitigt, wenn man sich selber daran gewöhnt und die Gemeinden darüber belehrt, daß solche Trennung um der Ordnung willen geschehen, daß die Parias gleich den Sudras ein alleiniges Recht auf ihren Platz haben, der jedenfalls auch zureichend und zum Sehen auf Kanzel und Altar geeignet gewählt sein muß, und daß darum auch Sudras, die dort Platz nehmen, sei es immerhin um ihre Vorurtheilslosigkeit zu zeigen, wozu die Kirche nicht der geeignete Ort und der Gottesdienst keine

passende Zeit ist, auch weil solche Herablassung den Parias die besten Plätze nimmt, fortzuweisen sind.

Abgesehen von dem getrennten Sitzen war aber kein Kastenunterschied in Ziegenbalgs Kirche, auch nicht beim Hinzutritt zum h. Abendmahl, und man muß zugeben, daß es allerdings anstößig, weil der im Worte Gottes gebotenen Unterordnung des Weibes unter den Mann widersprechend ist, wenn die Sudrafrauen als solche vor den Pariamännern den Vortritt haben und durch dieselben von ihren armen Schwestern getrennt werden [1]). Aber da nirgends in der Schrift die Ordnung nach Geschlechtern geboten ist, so ließe sich vielleicht eine nicht minder natürliche und sicher dem christlichen Gemüthe entsprechendere Ordnung allmählich einführen, daß die Familien als solche zusammengehen. Daß Ehepaare vor und nach der Hochzeit, ganze Familien bei traurigen oder freudigen Familienereignissen zusammen zum Tische des HErrn zu treten wünschen, diesem Wunsche begegnen wir nicht nur in der Heimath, sondern auch im Tamulenlande, und wenn die hergebrachte Ordnung dies nicht gestattet, so wird möglichst auf einen Sonntag, der sonst kein Abendmahlssonntag ist, die Feier des Abendmahls erbeten, und welcher Geistliche könnte die Feier des Abendmahls abschlagen? Kommen wir diesem Zuge entgegen, und lassen den Sudrafamilien als Familien den Vortritt; denn namentlich bei streitigen Fragen muß feste Ordnung gelten, und es ist dies immer besser, als wenn wie in der englischen Kirche eine Vorschrift nicht gegeben wird, was natürlich zur Folge hat, daß nun die Parias zuerst und die Sudras, welche sich nicht drängen lassen wollen, zuletzt hinzutreten — eine gewiß nicht erwünschte Sitte. Wird dann wie beim Sitzen darauf gesehen, daß auch die Sudras nicht von dieser Sitte abweichen, mit Ausnahme der dienstthuenden Kirchendiener, welche hinzutreten, wie es der Verlauf der Feier erlaubt, und wird etwa noch dahingewirkt, daß die zu confirmirenden Knaben zusammen und gleichfalls die Mädchen zusammen hinzutreten, wie sie zusammen gelernt haben, (dies einemal ohne ihre Familien, wie vielfach auch in Deutschland) und wird vielleicht bei den monatlichen Zusammenkünften mit den Missionsdienern auch von denselben als Einer Körperschaft das Abendmahl gefeiert: so wäre nicht nur alsbald aller irgend berechtigter An-

---

1) Uebrigens die Engländer dürfen die Lutheraner dieser eingeschlichenen Unsitte wegen nicht eben anschuldigen, hat doch die übertriebene englische Etiquette und Höflichkeit gegen Frauen bewirkt, daß die Frauen zuerst zum Tische des HErrn hinzutreten vor den Männern.

stoß beseitigt, sondern auch eine Aussicht guter Ordnung für die Zukunft gegeben.

Doch von der Gegenwart zurück in die Vergangenheit! Nicht mit dem gewordenen, mit dem werdenden Kastenübel haben wir es hier zu thun und müssen nun noch zeigen, daß alle jene Zugeständnisse von Ziegenbalg nicht erst in seinen letzten Jahren gemacht sind, sondern daß er schon bei Beginn seiner Wirksamkeit prinzipiell nicht anders stand [1]).

In dem handschriftlichen „Bericht von den Verhindernissen in dem Werk der Bekehrung der Heiden von Anno 1706 den 9. December bis Anno 1708 den 15. December lesen wir unterm 24. Februar 1707 die Nachricht von einem merkwürdigen mit einem Arzte geschlossenen Vertrage: „Nachmittag ging ich (Ziegenbalg) ein wenig ausspazieren. Da denn mein Medicus nebst einigen von seinen Freunden zu mir kam und sagte, wie er bisher ziemlicher maßen den Unterschied zwischen der Romanischen und Lutherschen Religion eingesehen hätte, weswegen wenn wir mit ihm gewisse Condition eingehen wollten, begehrte er mit seiner ganzen Freundschaft zu unserer Religion zu treten. Erstlich wenn wir eine eigene Kirche für die schwarzen Indianer allhier außer der Stadt bauen wollten, indem seine Familie und alle andern Malabaren eine große Furcht hätten, mit den blanken Europäern umzugehen und in ihre Kirche zu gehen. Fürs andere, menn wir ihm nach Beschaffenheit dieser Lande seine Freiheit in Kleidung, Essen und Trinken, wie auch in andern äußerlichen Dingen lassen wollten. Fürs dritte, wenn wir seine Sache mit dem katholischen Pater so weit befördern helfen wollten, daß er seine Tochter demjenigen, mit welchem sie erstlich wäre verlobt gewesen, öffentlich anvertrauen möchte und schriftliche Versicherung bekäme, daß er allhier in des Königs Gränzen frei wohnen, handeln und wandeln dürfte und in allen Stücken nach Recht und Gerechtigkeit wider den katholischen Pater und seine Anhänger beschützet werden, daß er weder ihm noch seiner Freundschaft etwas Unbilliges thun dürfte, weil er nunmehr sich gänzlich dem Rechte des Königs in Dänemark übergeben wollte. Ich versprach ihm solches nach Möglichkeit zu verschaffen und dahin bemühet zu sein,

---

1) Da das Verhalten in der analogen Frage der Sklaverei doch auch wohl einen Rückschluß zuläßt, so sei hier beiläufig erwähnt, daß es mit dem überall ersichtlichen Bestreben die Sklaverei zu mildern nicht für unvereinbar gehalten wurde, daß Frau Ziegenbalg und Frau Gründler Sklavinnen besaßen.

daß alles nach Gerechtigkeit hierinnen möchte geurtheilt werden. Er sollte uns aber hierin eine schriftliche Versicherung geben und sich mit seinen Freunden unterschreiben. Den 25. Februar ging dieser Mann etliche Tagereisen ins Land und wollte wegen des gemachten Contrakts mit seinen Freunden reden. Gott gebe, daß er möchte beständig bleiben, so würde durch ihn das Werk unsers lieben Königs sehr können befördert werden, indem er sonst unter den Katholischen ein Katechet gewesen und etliche tausend Malabaren zu Christen getaufet. Nachdem dieser Mann in seiner Abwesenheit erfuhr, daß der Herr Commandant und alle andern auf des katholischen Paters Seite waren, auch einer von seiner Freundschaft festgenommen an seiner Statt, vorgebend, daß er entlaufen wäre, so konnte er wohl merken, daß er keine Hülfe haben würde, und kam also nicht wieder, hat mir aber geschrieben von dem Ort, da er sich niederließ."

Seitdem bildet die Vereitelung dieses schönen Contraktes einen der ständigen Vorwürfe gegen den Commandanten. Man sieht deutlich, die zweite Bedingung wegen der Kastengebräuche hatte für Ziegenbalg durchaus nichts Bedenkliches und in Halle findet man das Bedenkliche auch nur nach einer ganz andern Seite hin, wenn wegen dieses Berichts angefragt wird: „Ob nicht der mit dem Malabarischen Medico wegen Veränderung der Religion geschlossene Accord wenigstens den Anschein gebe, als wollte man die Leute durch Versprechung leiblicher Vortheile zum Christenthum bringen." Daß Ziegenbalg nach diesem Vertrage, der noch vor den ersten Taufen und vor Erbauung einer Kirche geschlossen wurde, stets handelte, beweisen außer den angeführten Thatsachen auch manche Aeußerungen: „Wir lassen euch gerne, heißt es in einem Gespräch mit Bramanen, bei euren gewohnten Landesspeisen und nöthigen Niemand, der von euch zu unserer Religion tritt, daß er andere Speisen essen solle, als er von Jugend auf gewohnt ist. Aber das tadeln wir und verwerfen es als eine Thorheit, daß ihr in der Enthaltung dieser und jener Speise eine Heiligkeit, ja die Seligkeit selbsten setzet und diejenigen verdammet, die mit gutem Gewissen und ohne die geringste Verunreinigung allerlei Speise und Trank zu sich nehmen." Und an einem andern Orte: „wenn ihr zu unserer christlichen Religion tretet, so werden wir euch nicht nöthigen, daß ihr euch in Kleidung, Essen und Trinken und andern solchen äußerlichen Dingen nach uns Europäern richten sollet, sondern wir werden euch hierin eure Freiheit lassen, daß ihr thut, wie es dieses euer Land mit sich bringt. Denn wir verlangen unter euch keine Veränderung in solchen äußerlichen

und leiblichen Dingen, sondern eine Veränderung eures Herzens und Sinnes, als worinnen die rechte Bekehrung besteht." Nach solchen Worten und Thaten sind demnach alle andern Aeußerungen zu verstehen, die übrigens fast stets sich gleich aus dem Zusammenhang selbst richtig erklären oder nach dem ganzen Charakter der Zeit verstanden sein wollen. Den Mißdeutungen mancher Stellen, z. B. über das Essen sind wir schon gelegentlich entgegentreten, am deutlichsten liegt aber das Mißverständniß bei solchen Stellen zu Tage, wo von Heirathen verschiedener Geschlechter in einander gesprochen wird [1]). Es war schon etwas ganz außerordentliches, daß die Mission in ihren Einrichtungen nur Sudras und Parias unterschied, die vielen Unterabtheilungen schmolzen mehr zusammen; da nur Christen einander heirathen durften, so mußte, wenn nicht die ganze Verwandtschaft übergetreten war, die übliche Verwandtenheirath [2]) unterbleiben und so verschmolzen denn sonst getrennte Geschlechter. Denn daß Sudras nur Sudras und die Parias gleichfalls nur in ihrem Geschlecht geheirathet haben, beweisen wiederum die Angaben des Kirchenbuchs und Aeußerungen der spätern Missionare, die offenbar auch über die Zeit vor ihnen gelten, wenn sie z. B. 1726 berichten: „Wenn ein Bareier-Mädchen aus unsrer Schule groß worden, so darf man gar nicht gedenken, daß sie einer heirathen werde, der nicht ihres Geschlechts ist, ob er gleich dabei noch so arm wäre." Auch das wollen wir noch erwähnen, daß vor dem März 1726 in Poreiar nur eine Schule für Sudras eröffnet war, damals erst wurde eine zweite für die Parias errichtet, „als welche bisher noch gar keine gehabt haben, indem sie

---

1) Gründler und Ziegenbalg waren auch sehr dagegen, daß Europäer Eingeborne heiratheten, nicht so Plütschau und Jordan, welche nur mit Mühe von diesem Schritt zurückgehalten werden konnten, zu dem auch Dal geneigt war, der 1725 an Prof. Lange schrieb: „Wenn Ew. Hochehrwürden vom 13. Februar 1708 unter andern diese Frage thut, ob es Personen gebe, mit welchen sich die Missionarien verheirathen könnten: so möchte ich gerne wissen, was eigentlich die Ursache gewesen, daß Ew. Hochehrwürden hinzugesetzt haben nationis Germanicae aut Danicae; denn da Ew. Hochehrwürden eodem dato an die Gemeine schreiben: „Wir erkennen euch für liebe Brüder und Schwestern in dem HErrn," so können sie ja nicht wie manche Dänen, denen Herr Schultze beizupflichten scheint, meinen, daß man die Indianer, wenn sie gleich Christen geworden, nur müsse für schwarze Bestien halten."

2) In dem Traktat vom verdammlichen Heidenthum bezeichnet Ziegenbalg diese Verwandtenheirathen ausdrücklich als heidnisch und sündig. Ein Zeugniß, daß wir in jenen Stellen an die Beseitigung dieser Unsitte zu denken haben.

ihres geringsten und verachteten Geschlechts wegen nicht unter den andern Kindern sitzen dürfen."

So glauben wir denn an dem Verhalten der ersten Missionare zur Kaste dargethan zu haben, daß sie mit Nichten alles Vorgefundene über den Haufen geworfen, sondern weise unterschieden haben, welche Volkssitten beibehalten werden dürften. Neben der hohen Meinung von den Anlagen der Tamulen, ihren Wissenschaften und Künsten und dieser Schonung ihrer Eigenthümlichkeiten, läuft etwas unvermittelt eine nach Art der ältesten Kirchenväter gedachte Ueberzeugung von der persönlichen und besondern Wirksamkeit des Teufels in der Heidenwelt; einzelnen gelehrten Heiden fiel dies schon auf, und sie erkundigten sich, warum doch die Missionare so viel vom Teufel schrieben und redeten. Wahrscheinlich ist besonders das 2. Kapitel des tamulischen Traktats „vom verdammlichen Heidenthum" gemeint, des ersten Buches, welches 1713 in Trankebar auf der tamulischen Presse erschien und vier Auflagen erlebte; dort wird davon gehandelt, wie das Heidenthum in diese Welt gekommen sei und sich ausgebreitet habe. Als Gott sah, wie nach der Sündfluth die Sünde und das Heidenthum sich wiederum ausbreiteten, so wollte er dem einen Damm setzen durch die Erwählung des Volkes Israel und Offenbarung seines heiligen Wortes, aber der Teufel andrerseits betrog die Menschen, indem er durch die Poeten die verschiedenen Religionen schuf und zur Verbreitung des Heidenthums selbst oftmals den Menschen erschien, sich von ihnen als Gott verehren und die mancherlei Gottesdienste einrichten ließ. So fing er die Menschen in seine Schlingen, und diese, den Trug nicht durchschauend, machten Götzenbilder je nach den trügerischen Gestalten, worin er ihnen erschienen war, erbauten ihnen Tempel, verrichteten Opfer und dergleichen. Der Teufel that dann auch an den verschiedenen heiligen Plätzen, Tempeln und bei den Götzenbildern Lügenwunder und breitete dadurch das Heidenthum immer weiter aus. Gottes Strafen blieben dafür nicht aus, die thörichten Menschen wurden dahin gegeben, wie nach Röm. 1 im ersten Kapitel ausgeführt wird, in ihres Herzens Gelüsten. Die weißen Fremdlinge fanden selbst in der schwärzern Hautfarbe eine Strafe der Sünde, eine Hindeutung auf den schwarzen Urheber des Heidenthums, wie denn Ziegenbalg einmal vor einer großen Versammlung die schwarze Farbe als Zeichen Gottes an ihrem Leibe darstellte: „Es sind noch andere geistliche Ursachen, (außer der Hitze), daß ihr so schwarz seid und stets schwarz bleibet, nämlich Gott hat euch äußerlich an eurem Leibe bezeichnen wollen, daß ihr eures groben Heidenthums wegen unter dem

Fluch stehet und unter allen Völkern der Erden die letzten sein würdet, die das Heidenthum verlassen und zu einem Volk Gottes werden würdet. Daher sehen wir, daß die heutigen Heiden in der Welt, sowohl hier in Asien als auch in Afrika und Amerika lauter schwarze Leute sein, ausgenommen die Chineser, Japaner und einige andere Nationen."

War das ganze Heidenvolk so direkt unter Herrschaft des Teufels gestellt, daß es gleichsam seine Livree trug, so war der Feuereifer des Elias und des Bonifacius Axt auch hier berechtigt. Als im Oktober 1706 Ziegenbalg auf des Herrn Commandanten Pferd ausritt, sich die Gegend zu besehen, kam er auch zu einer Pagode, worin Sivas Weib verehrt wurde; „um selbiger stunden sehr viel aus Porcelain gemachte Götter: Wir voll göttlichen Eifers stießen einige um, einigen schlugen wir die Köpfe ab, dabei den armen Leuten zu zeigen, daß es solche ohnmächtige und nichtige Götzen wären, die weder sich selbst, noch viel weniger ihren Dienern einige Hülfe thun könnten." Nun war die Sache zwar nicht so schlimm und darum auch nicht so gefährlich, wie sie aussieht; ein dabeistehender heidnischer Lehrer belehrte alsbald den eifrigen Missionar, es seien keine Götter, sondern nur der Götter Soldaten, wahrscheinlich nach Art der kleinen thönernen Pferde, die oft in großer Menge vor den Pagoden standen, zum Dienst, wenn etwa die Götter ihr Reich inspiciren wollten. Doch fragte man von Halle aus, ehe noch die Schrift des ehrwürdigen Generalsuperintendenten Nitsch über diesen Gegenstand erschien, bedenklich an: „Warum die Missionarien kein Bedenken getragen, einige aus Porcelain gemachte Götzenbilder der Heiden in einer Pagode umzustoßen, einigen aber die Köpfe abzuschlagen?" Man mißbilligte es, daß Ziegenbalg an einer Pagode, vor der auch Könige abzusteigen pflegten, hoch zu Roß vorüberzog, ja man war selbst bedenklich, als bekehrte Christen ein güldenes Götzenbild auslieferten: „Wie geht es zu, daß die bekehrten Heiden dies den Missionarien verehret? Sollte es vielleicht damit eine solche Bewandtniß haben, als mit Labans Teraphim, welche Rahel entwandte?" Gleiche Ueberbedenklichkeit zeigten die Hallenser auch bei anderer Gelegenheit.

Entsprechend der Anschauung von der direkten Begründung des Heidenthums durch den Teufel und seine Poeten, traten nun die Missionare auch als Boten Gottes auf und Gott redete direkt durch sie; ein Brief an die Heidenschaft, der zuerst geschrieben und dann gedruckt als Traktat verbreitet wurde, beginnt: „O ihr Malabaren, die ihr auf der Küste Coromandel wohnet, ihr Menschen von einer unsterblichen Seele, höret und verstehet meine Worte, der ich euer Gott und

Schöpfer bin: denn ich bin der einige Herr über Himmel und Erden, über Seligkeit und Verdammniß, über Leben und über Tod, über Seel und Leib, ja über alle Menschen und über alle erschaffenen Creaturen. Ich allein bin der wahrhaftige Gott. Warum betet ihr doch außer mir so viel andere Götter an?" In eindringlichster Weise wird so von Gott dem Vater selbst die ganze Heilslehre vorgetragen. Nun höre man A. H. Francke's strenges Urtheil darüber: „Ich muß bekennen, daß ich gedacht den Brief an die Heidenschaft mit zur fünften Continuation des Berichts zu gebrauchen; aber das kann ich nun nicht thun; denn er ist geschrieben als unmittelbar von Gott. Daraus würde amplissima materia cavillandi erwachsen, als ob ihr euch donum propheticum arrogiret und unmittelbare Eingebungen, wie die alten Propheten gehabt, von euch ausgäbet. Ohne Zweifel ist das eure Meinung nicht, und glaube ich gewiß, daß ihr eure dona für keine andere als ordinaria wollet gehalten wissen. Ich wollte aber auch von Herzen wünschen, daß diese Schrift nicht in forma extraordinaria prophetica abgefaßt wäre. Unterschiedenes möchte auch wohl anders zu setzen gewesen sein: welches auch von wohlgesinnten vielleicht möchte erinnert werden, wenn mans so drucken ließe. Der ganze Vortrag des Evangelii könnte auch der Apostolischen lautern Verkündigung Christi und seines Evangelii, beides in der Sache selbst und im affectu Evangelico, weit mehr conformiret werde. Dieses habe ich euch wohlmeinend, wie es in meinem Herzen ist, schreiben wollen bloß zu desto mehrer Aufweckung und von euch selbst verlangten freundlichen Erinnerung, nicht aber euch dadurch in eurem Fleiß niederzuschlagen." Demnach wurde in der fünften Continuation S. 211 nur der Extrakt dieses Briefes in indirekter Sprache gegeben; während aber nach dem Orginalbriefe ein solches Verlangen war, daß Auflage auf Auflage sich folgte, hätte der Extrakt wohl wenig Einwirkung gehabt. Ziegenbalg hatte beim Schreiben jenes Briefes so recht den Geist der Orientalen getroffen, die bei allen ihren Erzählungen die Personen direkt redend einführen. Nun möchten manche denken, so wird auch wohl jene Anschauung von den Erscheinungen des Teufels und seinem direkten Einwirken orientalische Gewandung sein; aber das wäre doch ein Irrthum; denn Gründler erzählt Manche Beispiele, wie der Teufel Personen, die sich haben wollen taufen lassen, zugesetzt habe, z. B. einer Mutter die ihr Kind zur Taufe trug, auf der Straße es habe entreißen wollen, wie er Leute, welche die christliche Lehre im Herzen hatten und beim Unterricht aussprechen wollten, am Sprechen gehindert. Das kräftigste Gegenmittel war dann wohl die schnellere

Spendung des Taufsakraments; sind doch auch die altkirchlichen Stücke des Exorcismus und der Abrenuntiation gewiß die kräftigste Waffe gegen solche teuflische Anfechtungen, und mußten den Missionaren auf heidnischem Gebiete daher recht erwünscht kommen. Da erscheint es nun fast unglaublich, daß der Exorcismus von den ersten Missionaren soll nie angewandt sein, und doch ist dies bezeugt. Dal schreibt 1725 an Professor Lange, daß bis dahin der Exorcismus trotz der dänischen Kirchenordnung in der Mission nicht gebraucht sei und will daher auch die Freiheit zu andern Abweichungen herleiten. Wir sind nicht im Stande Weiteres darüber beizubringen, denn die einzige erhebliche Notiz, welche wir über den Vollzug der Taufe haben, ist Gründlers Nachricht an Lange, der gern apostolische Riten eingeführt sehen wollte, daß auch bei ihren Taufen etwas reichlicher Wasser gebraucht würden — ein freilich ungenügender Ersatz für das Wegfallen einer so bedeutungsvollen Handlung. Immerhin wäre diese Weglassung ein neuer Beweis, daß Ziegenbalg mit seinen Aeußerungen über die Wirksamkeit des Teufels die biblischen Gränzen nicht hat überschreiten wollen, wie denn auch diese Anschauung ihn nicht hinderte, zu schreiben: „Die Heiden führen ein sehr stilles, ehrbares und tugendsames Leben," und die natürliche Treue und Aufrichtigkeit der Nation zu loben, doch mit Beschränkung auf solche Personen, „die sich bei ihrer Natur der Civilität befleißigen: dahingegen viele sind, die nicht als natürliche Menschen, sondern als unvernünftige Bestien leben."

Mit dieser letzten Erklärung wird er denn wohl hüben und drüben befriedigt haben; für uns ist die Thatsache wichtiger, daß es nicht grade die nach Menschen Urtheil Ersten und Edelsten des Volkes waren, welche sich der neuen Gemeinde anschlossen, und wir möchten lieber wissen, wie das Urtheil über das Leben und die Gesinnung der neuen Christen lautet. Es ist ein Streit darüber zwischen Bövingh und den Hallensern geführt; Bövingh erwartete nach den Berichten, in der Jerusalemsgemeinde die ersten Christen vorzufinden und traf es dann ganz anders. Die Hallenser erwidern, zu dieser Erwartung hätten ihn die Berichte nicht berechtigt, und dann wäre es ja auch möglich, daß Jemand im Geist anfange und hernachmals im Fleisch vollende. Gründler, den Bövingh zum Beweise anführt, gesteht, daß manche die Missionare zu betrügen suchen, und, wenn ihre Bosheit an den Tag komme, nach Befinden wieder fortgehen müssen. In manchen Herzen habe Gott sein Werk, daß die Gnade sich kräftig erweise zum rechtschaffenen Christenthum, aber es sei noch im Anfange und stehe auf schwachen Füßen. Da Gründler hier von Christen redet, welche

nach Befinden wieder fortgehen müssen, so ist damit angezeigt, daß strenge Kirchenzucht zur Reinhaltung der Gemeinden angewandt sei. Nach Dals Bemerkungen über Kirchenzucht wäre freilich im Tamulenlande jede andere Zucht als der Gebrauch des Stockes unmöglich oder doch unnütz, „denn 1) Zurückweisung vom Abendmahl bei denen, die nicht in groben Lastern leben, ist der Mission schädlich, 2) der große Bann würde noch schädlicher sein. Wenn ihr uns nicht wollet in eurer Gemeinde haben (würden unsere Leute sagen), so müssen wir wieder Heiden oder Papisten werden. 3) Verweisung des Landes, Verkaufung nach Cabo u. dgl., so die Obrigkeit auch bei den unsrigen vorzunehmen pfleget, ist am allerschädlichsten, weil die Leute an andern Orten Gottes Wort nicht haben können. 4) Geldstrafen zu geben haben die Leute kein Geld. 5) Unehrlich gemacht zu werden, darnach fragen sie hier nicht viel. 6) Folglich bleibts eine Art von der besten Disciplin, sie mag nun als civilis oder ecclesiastica consideriret werden, die Herr Schultze vor einiger Zeit vornahm, da er ein Weib, die in Abwesenheit ihres Mannes öffentlich in Hurerei lebte, ins Missionshaus holen und wacker abpeitschen ließ und sie darauf zu einer Köchin in der Missionsküche machte. Der Ausgang hat auch gezeiget, daß solches gut gewesen, denn da neulich ihr Mann hieher kam, so ließ er sich bewegen, sie zu pardonniren, da er sonst sich von ihr würde haben scheiden lassen."

Diese Auseinandersetzung würde nun kaum von Ziegenbalg unterschrieben sein. Wie scharf urtheilt er über den katholischen Pater, der selbst Leibesstrafen dictirte und vollzog! Wohl aber hielt er hoch von Kirchenzucht: der Vorwurf, er habe Jemand von der Kanzel wirklich excommunicirt, ist schon erwähnt. Seine Widerlegung dieses Vorwurfs in der Apologie, zeigt ihn aber doch als einen strengen eifrigen Beichtvater: „Es wurde 1710 am ersten Sonntage nach Ostern über das Evangelium Joh. 20 von Ziegenbalg eine Predigt gehalten, darin er sonderlich diese Worte erklärte: Nehmet hin den heiligen Geist; welchen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen, nnd welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten. Wie man nun gewohnet ist mit der Gemeinde als Väter zu reden und in der Application ihren Zustand vorzustellen, so wurden auch in dieser Predigt die gemeinen und besondern Sünden, die man noch an diesen und jenen sahe, vorgestellt und vornämlich ein Exempel, da einer bei Bestrafung seiner Sünden sich so gar halsstarrig und widerspenstig gegen seinen Beichtvater erwiesen, welcher, weil er die Privatbestrafung und Ermahnung nicht annehmen wollte, öffentlich zu bestrafen würdig sei. Hiebei

wurde sein Name genannt und ihn selbsten redete man ernstlich an, daß er in sich gehen, seine Sünden und Ungehorsam erkennen und fernerweit sich nicht in seinem Herzen verhärten sollte, damit man nicht genöthigt würde nach der Macht, die Christus laut des Evangelii seinen Knechten gegeben, ihn als ein faules und unnützes Glied von dem Leibe Christi abzusondern. Nun hatte man in diesen Worten keine andre Schuld begangen, als daß man die Person mit Namen genannt, welches aber in unserer kleinen Gemeinde keine solche Criminalsache ist, als wie in den großen Gemeinden in Europa, denn man hat die Glieder unserer Gemeinde dahin gewöhnet, daß sie vielmal und zwar sowohl alte als junge in den öffentlichen Catechisationen mit Namen aufgerufen werden und hält man wohl dieser und jener Person ihr Verbrechen gebührend vor; worüber sich Keiner in der Gemeinde beschwert, sondern solches als väterliche Bestrafungen aufnimmt."

Der Beichtstuhl, im eigentlichsten Sinn, war der Mittelpunkt von Ziegenbalgs seelsorgerlicher Thätigkeit, und wenn an der Stellung zur Beichte sich die theologische Richtung eines Geistlichen erkennen läßt, so ließ Ziegenbalgs Lutherthum nichts zu wünschen übrig. Trotzdem, daß grade auf die Beichte und Absolution sich die Hauptangriffe der pietistischen Partei gerichtet hatten, stand Ziegenbalg unwandelbar fest zur altlutherischen Praxis. Sein alter Lehrer Professor Lange konnte sich gar nicht mehr in ihn finden, in einem Briefe vom 31. Dezember 1710 läßt er seinen Kummer also aus: „Ich habe sonst aus den wertheften Brüdern ihren Briefen ersehen, daß sie die Lutherischen vom Pabstthum noch ererbeten Ceremonien beibehalten, welches vielen bei uns bedenklich vorgekommen ist, sonderlich was die Privatbeichte betrifft, sintemal dieselbe unter denen, mit welchen man, so oft man will, conversiren und sie exploriren kann, keinen Nutzen zu haben scheinet und es ihnen ja ohne das freistehet sie vom Gebrauch des h. Abendmahls zu suspendiren, wenn es nöthig sei. Ich habe es aber damit entschuldigt, daß sie zu Kopenhagen in ihrer Instruktion wohl würden an die dänischen Kirchensatzungen verbunden worden sein, daher sie denn allen allerlei würden. Unterdessen wäre es gut, wenn man mehr Freiheit für die neugepflanzten erhalten und gebrauchen könnte." Daß sich Lange mit seiner Entschuldigung im Irrthum befunden hinsichtlich Plütschau's, sahen wir im Bövinghischen Streit, wo Plütschau seine ganze Stellung nach seiner Aufgabe als Beichtvater bemessen hat. Und Ziegenbalg war ein solcher Anhänger der Privatbeichte, daß er mit einigem Schein vom Commandanten angeklagt

wird, als lehre er die Ohrenbeichte. Nach Plütschau's Berichtigung hat sich die Sache folgendermaßen verhalten: „Ich erinnere mich, daß Herr Ziegenbalg einstmals in einer Predigt lehrte, daß wer sein Gewissen mit diesen oder jenen Sünden besonders beschweret finde, er selbige seinem Beichtvater entdecken und sich solchergestalt eine Erleichterung in seinem Gemüthe schaffen möchte: denn es wäre besser seine Sünden auf Erden zu bekennen, als daß sie Gott der Herr am Tage des Gerichts vor allen heiligen Engeln und Auserwählten sollte offenbar machen. Als nun der Herr Commandant aus diesem Vortrag einen papistischen Irrthum herausklauben wollte, habe ich erinnert, dieses würde zwar papistisch sein, wenn man einen zur Erzählung aller und jeder Sünden nöthigen wolle, aber rathen, daß man diejenigen Sünden absonderlich berichte, die uns drücken und die wir fühlen in unserm Herzen, das sei gut lutherisch."

Ja Ziegenbalg ruhte nicht eher, als bis er die volle lutherische Kirchendisciplin in Trankebar eingeführt hatte, bis auch der obrigkeitliche Stand sich daran betheiligte. Es hat sicherlich einigen Grund, daß der Commandant berichtet, Ziegenbalg habe ihm, wenn er zur Mission sich günstiger stelle, das landesherrliche jus episcopale verheißen. In allen Eingaben, welche ein königliches Privilegium für die Mission fordern, wird stets auch erwähnt, daß an Ort und Stelle ein Consistorium für Kirchenzuchtsfälle errichtet werden müsse: „Weil auch viele Sachen vorfallen, die modo Consistoriali abzuthun sein, so werden fünf Personen als einer aus dem Secretrath, der Secretarius, einer von den Compagnie-Predigern und die zwei Missionarien dazu verordnet, um solche Sachen zu untersuchen und abzuthun, da denn ihr Schluß die nöthige Gültigkeit haben soll." Diese Vorstellung fand denn auch Eingang; es ergingen königliche Ordres an die Compagnie und den Commandanten. Der Commandant wurde zum Präses, die Missionare und einer der Catecheten zu Assessoren ernannt. Nach der am 10. Februar 1717 von der Kanzel verlesenen Intimationsschrift haben sich „alle, die zur Jerusalems-Gemeine gehören oder auch mit denselben in sündlichem Umgang leben, sie seien Europäer oder Indianer, Portugiesen oder Malabaren, zu gehöriger Zeit willig zu sistiren und sollen gedenken, daß solches eine königliche Verordnung sei, die man allerunterthänigst respektiren müsse und die keineswegs zum Verderben, sondern zu eines Jeden Besten und zur Aufrichtung eines wahren und thätigen Christenthums allergnädigst verordnet worden." Dieses auf Missionsgebiet gewiß einzig dastehende landesherrliche Consistorium hat darnach lange Zeit in großem Segen bestanden. Die

Zuziehung eines Catecheten lag nicht in Ziegenbalgs Plan und ist darum auch niemals ausgeführt. Ziegenbalg wünschte vielmehr neben dem Consistorium zur Erleichterung der Missionare und zur schnellern Abstellung aller Unordnungen die Erlaubniß, Aelteste aus der Gemeinde erwählen zu können, „die nicht allein auf das Leben der Neubekehrten gute Aufsicht haben, sondern auch allen entstehenden Streitigkeiten gleich abhelfen sollen.“ Die Begränzung der Thätigkeit und die beigefügte Begründung: „Denn die, welche die christliche Religion angenommen haben, sollen fernerweit nicht mehr der heidnischen, sondern der christlichen Justiz unterworfen sein,“ zeigt zur Genüge, daß damit nicht die Uebertragung einer reformirten Einrichtung und die Paralysirung des Consistoriums beabsichtigt war, sondern weil unter dem Commandanten und dem dänischen Obergericht noch ein heidnisches Oberhaupt und die alten Landesgesetze bestanden, so sollten nun die Christen davon eximirt und das niedere Gericht unter Aufsicht der Missionare von einem Gemeindeausschuß verwaltet werden. Durch diese Einrichtung wollte Ziegenbalg ohne Verletzung der geistlichen Würde das erreichen, was Schultze ausübte und Dal wünschte, und es trat auch späterhin so ins Leben; übrigens konnte auch schon das Consistorium dieselben Dienste leisten, indem ja die Obrigkeit dessen Beschlüsse ausführen mußte. So wurde z. B. eine Sklavin, welche zum vierten Male ein uneheliches Kind geboren, verurtheilt, am Pranger ausgestrichen und mit einem Eimer Wasser übergossen zu werden.

Solche Fälle, wie der eben berichtete, rufen die Frage hervor, warum denn solche Personen überhaupt aufgenommen sind zur Schande des christlichen Namens; statt solche Beispiele von Kirchenzucht möchten wir lieber von der Sorgfalt bei der Aufnahme und anderen aufbauenden kirchlichen Maßnahmen hören. Die Beschuldigung, daß Leute aufgenommen seien, welche um äußerlicher Gründe willen, um Unterstützung zu finden, das Christenthum anzunehmen kamen, kehrt so häufig wieder, daß wir einer prinzipiellen Aussprache der Missionare über diesen Punkt hier Platz geben müssen: „Wenn wir in unserm Amte nach dem Exempel Christi und seiner Apostel verfahren wollen, so können wir keinen von uns stoßen, er mag auch mit noch so vielen falschen Absichten zu uns kommen, sondern müssen mit Lehren und Vermahnen so lange an ihm arbeiten, bis er seine falschen Absichten erkennen lernt und nachmals aus wahren Absichten sich zu der heiligen Taufe präpariren lasse: denn ob wir gleich viele unwissende und aus falschen Absichten zu uns kommende in so weit annehmen, daß sie täglich öffentlich und beson-

ders das Wort Gotles von uns hören können, so weiß ja Herr Bövingh wohl, daß wir solche Leute nicht so bald taufen, sondern sie wohl 1, 2, 3 und 4 Jahr unter der Zahl der Catechumenorum stehen lassen, bis wir an ihnen verspüren, daß sie ihre falschen Absichten abgelegt haben und durch die heilsame Lehre Jesu Christi zur wahren Buße und Glauben gekommen sind. Aus was für Absicht kamen doch zu Christo so viele Arme, Kranke, Besessene und andere dem Leibe nach bedrängte Leute? suchten sie darunter nicht vielmehr das Leibliche als das Geistliche? Und mußte ihnen nicht ihre Krankheit, Armuth und andere leibliche Beschwerung dazu dienen, daß sie von Christo unterrichtet und zum geistlichen Seelenheil gebracht wurden? ja kam ihnen nicht Christus auch in ihrer leiblichen Noth zu Hülfe, und ließ sichs jammern, wenn sie etliche Tage seiner Lehre fleißig zugehöret und nichts zu essen hatten? thun wir nun wider unser Amt, wenn wir hierinnen Christo Jesu nachfolgen? und weiß denn Herr Bövingh aus der Theologia Thetica nicht, daß Gott bei Bekehrung der Menschen vielfältig die media paedagogica gebrauchet, als Armuth, Kreuz, Gerichte Gottes, Krankheiten, damit er sich alsdann der mediorum ordinariorum, nämlich seines heiligen Wortes, Tauf und Abendmahls bei ihnen zur Seligkeit gebrauche? Betrachten wir die Bekehrung des ganzen Europae von dem Heidenthum zum Christenthum, so zeigen uns die Kirchenhistorien, daß fast alle Nationen theils aus Zwang und durch Krieg, theils aus Erlangung der Ehrenämter und anderer Freiheiten, theils aus Furcht vor Ungnade und Strafe, theils auch aus Heirath der heidnischen Potentaten mit den christlichen und aus vielen andern falschen Absichten vom Heidenthum zum Christenthum getreten sein. Und gleichwohl hat Gott solches so vermittelt, daß in der ganzen Welt das Licht des Evangelii nirgends heller ist als in gedachtem Europa."

Daß Ziegenbalg immer diese mittelalterliche Missionspraxis im Sinne gelegen, und daß er gern in der Weise eines Otto von Bamberg aufgetreten wäre, bezeugen mancherlei Umstände. Wie erschrak man in Halle, als er einmal einen Ueberschlag von 6000 Thalern für eine Erforschungsreise ins Innere des Landes hinein vorlegte, dieselbe Reise, welche dann ihr Ende im ersten Tanjourschen Dorfe fand; seine erste Reise nach Madras bald zu Roß, bald im Palanquin mit dem großen Gefolge erregte weit und breit, obgleich nicht ganz gegründetes, Aufsehen. Daß die Obrigkeit zu Trankebar die Mission mit allen Regierungsmitteln unterstützen, den Bekehrten die besten Stellen zu geben habe, erschien Ziegenbalg selbstverständlich. In seinen Entwürfen zur Auswirkung eines neuen königlichen Privilegiums kehren folgende

Punkte stets wieder: „1)Nachdem die Missionarien nöthig haben, bei Erweiterung des Werks mehrere Gebäude von neuem aufzuführen und die jetzigen zu erweitern: so soll ihnen die Obrigkeit in Trankebar dazu bequeme Plätze anweisen und sonst auch zur Vollziehung solcher Gebäude alle mögliche Hülfe leisten. Wenn sie Baugrund oder Häuser von andern erkaufen müssen, soll ihnen die gewöhnliche Grundgerechtigkeit sechs Procent freigelassen werden. 2) Diejenigen, die aus dem abgöttischen Heidenthum oder auch aus dem blinden Papstthum zu unserer reinen Evangelischen Kirche treten, sollen von allen Europäischen Christen in Trankebar als Mitgenossen des Reichs Jesu Christi geliebet und vor allen andern, Heiden und Papisten, zu diesen und jenen Compagnie-Diensten, dazu sie tüchtig sein, angenommen werden, damit die übrigen Ungläubigen sehen und erkennen, wie man die Religion hochschätze und nach selbiger an den Glaubensgenossen alle Liebe und Wohlthat erweise. Es sollen auch solche neubekehrte Christen wider ihre Widersacher geschützet und mit christlicher Bescheidenheit tractiret werden. 3) Wenn einige von den gläubig gewordenen entweder aus ihrer Familie und aus ihren vorigen Wohnungen gestoßen werden, oder wenn einige aus der Fremde sein und keine Wohnung haben: so sollen ihnen vor allen andern auf dem zu Trankebar gehörigen Grunde leere Plätze zur Aufbauung nöthiger Häuserchen und Wohnhütten verstattet und angewiesen werden, allwo ohne dem den Heiden, Mahometanern und Papisten dazu Freiheit vergönnet wird. 4) Die Schulen der Missionarien sollen von allen Lutherischen Einwohnern und sonderlich von der dasigen Obrigkeit zu allen Zeiten möglichster Maßen befördert werden. Und weil aus der Jugend das beste Christenthum zu ziehen ist, so sollen die Missionarien ihre Schulen mit Kindern immermehr anwachsen lassen und beständig gute Sorge tragen für der Kinder gute Erziehung und treuen Unterricht. 5) Angesehen, daß die Jugend in solchen Schulen auch zum gemeinen Besten christlich auferzogen wird, so sollen die Aemter und Dienste bei der Compagnie am allererstен durch dergleichen tüchtige Subjekte bestellet werden. Und so auch Heiden oder Mahometaner ihre Kinder in der Missionarien Schulen erziehen lassen, ohne daß sie selbige taufen lassen wollen, so sollen auch diese nach befundener Tüchtigkeit eher Bedienungen bei der Compagnie zu erwarten haben, als diejenigen Personen, welche in der Heiden Schulen auferzogen sind."

Ziegenbalg wollte eine Mitwirkung des christlichen Staats auf dem ihm eigenen Gebiete, daß aber der Missionare nächste und eigentliche Aufgabe auf Bekehrung der einzelnen Seelen gerichtet sein müßte,

hat er auch nie vergessen, und Bövinghs Vorwurf, er ließe die Catechumenen blos durch andere informiren, ist übertrieben und einseitig: „Was die Catechumenen auswendig zu lernen haben, als den Catechismus und die Ordnung des Heils [1]), solches lernen sie von den Catecheten, sintemal wir Missionarien selbsten keine Zeit dazu finden, daß wir ihnen solche Stücke vorsagen sollten, auch muß der Catechet ihnen alle Worte dessen, was sie auswendig lernen, deutlich erklären. Aber was die eigentliche Information zum rechten Verstande der Glaubensartikel anlanget, die im Catechismo und der Ordnung des Heils enthalten sind, geschiehet selbige von uns Missionarien, als die wir täglich in der Malabarischen Sprache an zwei aparten Oertern Catechisation halten, eine mit den getauften, die schon zum feinen Erkenntniß gekommen, nebst den großen Schülern, die andre aber mit den Catechumenen und mit den getauften Schulkindern, die noch in der Catechismus-Milch zu unterrichten sein, solches wird täglich continuirt. Hiernebst wohnen auch die Catechumenen den öffentlichen Predigten und Catechisationen bei, also daß wir ihnen genugsam Unterricht mittheilen und hierinnen nur das wenigste auf den Catecheten ankommen lassen. Diejenigen nun, die die Taufe verlangen und derselben würdig erkannt werden, die informiren wir apart 1 oder 2 Monate specialissime vorher."

Der Unterricht der Catechumenen ist darnach allerdings sehr gründlich gewesen, das Centrum bildete die Erklärung des kleinen lutherischen Catechismus, den die Catechumenen schon auswendig gelernt haben mußten, wenn der spezielle Unterricht der Missionare begann. In jener ersten Zeit hat darnach auch die christliche Lehre allein den Unterrichtsstoff gebildet, während späterhin die Heilsgeschichte mehr Berücksichtigung fand. Von einem Anschluß an das Catechumenatswesen der alten Kirche verlautet nichts, es war ja auch damals noch wenig erforscht. Ziegenbalg hat sicher die grade für den Unterricht von Catechumenen unübertreffliche Ordnung des lutherischen Catechismus inne gehalten, während die spätere Praxis nicht nur der Weise der alten Kirche, sondern auch gesunden lutherischen Prinzipien widerspricht. Wir fügen die für die Geschichte des Catechumenats nicht un-

---

1) Es ist die dem „Compendium oder kurzer Begriff der ganzen Christlichen Lehre in 34 Artikeln" von Freylinghausen angehängte „Ordnung des Heils, in Fragen und Antworten den Einfältigen und Unerfahrnen zum Besten vorgestellet und mit Sprüchen H. Schrift bewähret." Es sind nur sieben Seiten, und in Inhalt und Form zum Unterricht der Catechumenen wohlgeeignet.

wichtige Stelle aus dem Conferenzbuch vom 22. Juni 1731 hier ein, weil sie auch für Ziegenbalg ein Zeugniß abgiebt: „Unter den fünf Hauptstücken des kleinen Catechismi pflegten die Catecheten den Leuten zuerst das Vater-Unser zu lehren. Weil sich aber diesfalls auf Seiten der Catechumenen verschiedene Hinderungen zeigten, so untersuchten wir die Sache und erfuhren, daß man zu des seligen Herrn Ziegenbalgs Zeiten nicht vom Vater-Unser den Anfang gemachet, sondern daß solches erst nachher aufgekommen. Es ist auch unsern Umständen nicht gemäß, bei den Catechumenen damit anzufangen; denn es präsupponiret dieses Gebet schon eine Erkenntniß christlicher Wahrheiten und wird manchem Catecheten noch schwer, darüber zu catechisiren. Es ist öfters bei etwas einfältigen Leuten lange Zeit damit zugebracht worden: da ihnen doch der Glaube und die Taufformel eher nöthig thun, auch faßlicher sind. Denn wenn sie nun zu einer Taufpräparation gezogen werden, so gehet der Docens darin methodo historica, anfangend von der Schöpfung und dem Sündenfall, und so weiter. Welche Ordnung auch in den meisten kleinen Büchlein gehalten wird. Gedächte man etwa, die Catechumenen müßten doch auch angewiesen werden, zu Gott zu beten: so kann dazu theils auf andere Weise Anleitung gegeben werden, theils hören sie auch selbst das Vater-Unser vielfältig in Kirch und Schulen hersagen. Dieses nun wurde den Catecheten vorgestellet und hinfüro folgende Ordnung zu halten anbefohlen. Nämlich 1) den Glauben vorzubeten, als welcher wie ein Faden vom Paradies an ad novissima (zu den letzten Dingen) führet. 2) Die Taufformel, weil dieselbe mit dem Glauben die genaueste Verbindung hat, auch kurz ist. 3) Die 10 Gebote, als nach welchen ein getaufter Christ sein Leben und Wandel einzurichten hat. 4) Das Gebet des HErrn. 5) Vom heiligen Abendmahl als einem Mittel den Glauben zu stärken und zu erhalten [1]). Wir haben hier den Heidelbergschen Catechismus in Portugiesischer Sprache, darin

---

1) Nach denselben Theorieen faßte dann später Fabricius sein Vorbereitungsbüchlein für die Catecheten ab, in dem die Geschichte des Lebens Jesu einen außerordentlichen Raum einnimmt. Einzelne Catechismusterte sind hineinverflochten als Antworten. So der erste Artikel im 3. Cap. „von der Schöpfung," der zweite Artikel im 15. Cap. nach Vollendung der Lebensgeschichte Jesu, der dritte Artikel im 16. Cap. „von göttlicher Buße zur Sündenvergebung;" die Einsetzung von Taufe und Abendmahl Cap. 20. Des Vater-Unsers wird beim Gebet Cap. 23 gedacht, und dann mit dem Gedankengang der siebenten Bitte zum Schluß, zu den letzten Dingen, übergeleitet.

ist ebenfalls der Glaube und die Taufformel zuerst erklärt. Ingleichen einige Römisch-Portugiesische Catechismen, die auch vom Glauben anfangen."

Wie Ziegenbalg und seine Mitarbeiter, vielleicht ohne sich selbst genau Rechenschaft über ihre Motive zu geben, den Catechumenenunterricht in echt lutherischer Weise einrichteten, während ihre dem Namen und Rufe nach orthodoxeren Nachfolger sich durch den Umstand, daß die Reformirten und Katholiken die neu erdachte Lehrordnung schon befolgten, vom falschen Pfade nicht abschrecken, sondern vielmehr darauf führen ließen: dies beweist der bekannte Streit mit den Reformirten in England über die vermeintliche Auslassung des 2. Gebotes vom Bilderdienst. Gründler machte Ziegenbalg vor dem Drucke aufmerksam, es könnte Anstoß bei den Reformirten geben, wenn das Bilderverbot fortbliebe, Plütschau wäre nach spätern Aeußerungen nicht dagegen gewesen, es als erläuternden Spruch dem ersten Gebot beizudrucken, welchen Ausweg auch die Hallenser namentlich in einem heidnischen Lande praktisch fanden, aber Ziegenbalg wich trotz dieser Vorstellung nicht vom Herkommen ab; und selbst noch als die Sache in England schon zur Sprache gekommen war und der Erzbischof von Verbreitung eines sektirerischen Lutheranismus gesprochen und gedroht hatte, seinen Geistlichen die Theilnahme an der Mission zu verbieten, so meinte er, weil die Eintheilung der Gebote etwas menschliches sei, wolle er eben beim vaterländischen Herkommen verbleiben. Die Ausdruckung jenes zweiten Gebots unter dem ersten ist darnach allein Gründler während Ziegenbalgs Heimreise nach Europa zuzuschreiben.

Wenn Ziegenbalg in diesem Streite fast das Tüttelchen auf dem J gewahrt hat, so ist dies eine Bürgschaft, daß die in so lutherischer Weise unterrichteten Catechumenen, wenn sie nun durch die h. Taufe der christlichen Kirche einverleibt waren, auch in gleicher Weise weiter gepflegt und geweidet wurden. Durch die Taufe wurde ja das Anrecht auf den Empfang des h. Abendmahls gegeben, dazu war größere Erkenntniß von Nöthen, und die Taufe schließt daher nicht das Lehren überhaupt, sondern nur das vorbereitende Lehren ab. Zunächst noch ein Zeugniß, wie sehr Ziegenbalg dieser weitere Unterricht am Herzen lag, und wie sehr er alle Hindernisse zu beseitigen strebte. Er fordert, daß einem königlichen Privilegio folgender Passus eingereiht werde: „Diejenigen Herrren und Frauen, die ihre Leibeigenen taufen lassen, sollen selbige nach der Taufe fleißig zur Kirchen und täglich eine Stunde zur Privat-Information schicken, damit sie im Christenthum recht gegründet werden. Auch sollen Sklavenkinder, die in Jerusalem getauft

werden, niemals verkauft, sondern zu der Missionarien Schulen gehalten und zu der Erkenntniß Jesu Christi mit allem Fleiß von ihren Herren und Frauen angeführt werden."

Gaben die Missionare sich solche Mühe, für alle Gemeindeglieder die Hindernisse eines fortdauernden Unterrichts zu beseitigen, so läßt sich leicht abnehmen, daß alle, die ganz unter ihnen standen, ihre Hausgenossen, die Schulkinder und Armen, reichlich im Worte Gottes unterrichtet wurden. Täglich von 6—7 wurde im Portugiesischen und Tamulischen von den Missionaren Gebet und Catechisation „über den Catechismus Lutheri" gehalten. Abends fünf bis sechs fand gleichfalls eine Catechisation statt, aber gewöhnlich über Freylinghausens Theologie. An diesen beiden Hausandachten Theil zu nehmen, wurde die Gemeinde mit allem Fleiß angehalten. Gemeindegottesdienste fanden drei statt, Mittwochs eine Catechisation, Freitags gewöhnlich eine Predigt, doch wenn viele Heiden gegenwärtig waren, eine ihnen angenehmere und nützlichere Catechisation. Fehlte schon in diesen beiden Nebengottesdiensten das liturgische Element nicht, Collecte und Segen, so entfaltete es Sonntags seine volle Schönheit nach Ziegenbalgs Schilderung: „Des Sonntags früh um 8 Uhr (später um 7 Uhr) gehet die Kirche an und währet bis 10 Uhr, allwo erstlich beim Eingang vom Küster ein Kirchengebet gelesen wird. Nachmals singet man ein Kyrie, alsdann „Allein Gott in der Höh sei Ehr." Darauf wird eine Collekte und die Epistel abgesungen vorm Altar. Nach einem abermaligen Liede wird das Evangelium abgesungen. Hierauf kommt der Glaube. Nach selbigem geht die Predigt an über die Evangelien. Nach der Predigt wird wieder ein Lied gesungen. Sind keine Communicanten, so wird gleich darauf eine Collekte gesungen und der Segen gesprochen. Nach dem Segen wiederum ein kurz Lied, und dann mit einem Gebet geschlossen. Des Sonntags Nachmittags geht die Kirche um 3 Uhr an und währet bis $^1/_2$5. Nach Gebet und Lied treten zwei Knaben vor die ganze Gemeinde und beten ein Hauptstück aus dem Catechismo Lutheri mit der Erklärung. Wiederum ein Lied und die Predigt über die ordentlichen Sonntagsepisteln. Nach der Predigt wiederum ein Lied, Collekte und Segen."

Solcher ausführlichen Schilderungen giebt es mehrere von Ziegenbalgs Hand und zwar mit augenscheinlichem Wohlgefallen an vertraute Freunde geschrieben, kein Wort der Klage, daß er sich gezwungen der dänischen Kirchenordnung anbequemen mußte. Wäre solcher Zwang vorhanden gewesen, so ließ sich in der That nicht absehen, warum die Missionare nicht später, als von Kopenhagen ein spiritua-

listischer Wind wehte, der alle solche Ordnungen niederblasen wollte, nach Kräften mit niedergeblasen hätten. Aber Bövingh macht doch Ziegenbalg den Vorwurf, er habe das Absingen der Collekten, Episteln und Evangelien abschaffen wollen. Hören wir darüber die Apologie: „Ziegenbalg hatte bis dahin Nachmittags der Malabarischen Gemeinde nur die Episteln erklärt und verlangte, daß ihm noch eine Frühpredigt des Sonntags zur Erklärung der Evangelien gegönnet werden, und weil sich gar so wenig Zeit in den Frühstunden dazu fand, so proponirte Ziegenbalg, ob es dienlich wäre, daß man lieber in der Portugiesischen Predigt das Absingen der Episteln und Evangelien nebst den zwischenliegenden Liedern unterließe. Da aber Herr Bövingh dawider redete, so wurde die Sache alsobald vergessen und man blieb beim Alten, wie Ziegenbalg auch nach Herrn Plütschau's Abgang das Absingen der Collekten, Episteln und Evangelien in der nun malabarischen Amtspredigt beibehalten hat und auch am Freitage solche beibehält nebst dem Absingen der Collekten in der Früh- und Nachmittagspredigt des Sonntags." Man sieht, es handelte sich im Grunde um etwas ganz anderes. Plütschau als der ältere hatte das Vorrecht, die Amtspredigt zu halten, nun aber war Ziegenbalg bald vom anfänglichen Irrthum zurückgekommen und erkannte klar, daß bei der Mission das Hauptgewicht auf die tamulische Gemeinde fallen müsse, nimmt er doch zu anderer Zeit, als Plütschau z. B. Nachmittags zu viel Zeit beanspruchte, seine Zuflucht zu dem doch gewiß nicht pietistischen Begriff der geistlichen Uebersättigung. Mit Plütschau's Weggang wurde demnach Ziegenbalg Hauptliturg, und die tamulische Gemeinde hatte fortan den Vorrang.

Prof. Lange in Halle und seine gleichgesinnten Freunde schüttelten gewaltig den Kopf, als alle papistischen Reste, steinerne Altäre, brennende Lichter, Apostel- und Marientage in Trankebar eingeführt wurden, vom allgemeinen Priesterthum wurde dort auch zu wenig gesprochen und noch weniger darnach gehandelt. In allem öffentlichen Auftreten Ziegenbalgs trat eine gar hohe Meinung von der amtlichen Würde zu Tage, die Missionare ließen sich gern Priester tituliren, und nannten sich selbst in ihren tamulischen Schriften nicht anders als mit dem katholischen Titel Padri. Francke selbst schrieb Ziegenbalg, daß Spener und andere hochgestellte Geistliche den Regierungen weit bescheidener entgegengetreten seien. Als in jener schon erwähnten Ehesache sich die drei Regierungen von Madras, Negapatnam und Trankebar gegen ihn erklärten, erließ er im Mai 1712 eine schließliche Antwort, die allerdings Hörner und Zähne hat: Unterdessen bin ich viel

zu wenig, gegen drei Gouvernemente in dieser Sache zu protestiren. Gleichwohl aber, weil man hierunter nicht allein meine Person, sondern mein Amt und das ganze Werk der Bekehrung angreift: so werde ich genöthigt nach bisherigem Stillschweigen und nach ihren immer noch anhaltenden Beschuldigungen endlich eine confirmirte Abschrift Ihrer drei Schreiben zu verlangen und sehr dienstlich zu bitten (vermöge des Gesetzbuches unsers allergnädigsten Erbkönigs laut des dritten Capitels p. 84 und 85. Art. 7 und 9), daß man diese meine Schrift allhier mit in das Protokoll einführen wolle. Mein Absehen ist nicht, Hochwertheste Herren, daß ich Sie künftighin dieser Sache wegen beschweren und selbige Copien allhier beantworten wolle, sondern daß ich darauf mich gegen die Herren in Madras umständlich erklären könne. Wollen Sie denn mit meiner Erklärung nicht zufrieden sein, so berufe ich mich alsdann auf meinen allergnädigsten König. Hierdurch wird vielleicht in Europa desto besser kund werden, wie man allhier in Indien mit uns Missionaren umzugehen pflege, und wie man oftmals eine Ursache vom Zaun breche, uns in unsern heiligen Verrichtungen hinderlich zu sein, uns in Europa schwarz zu machen und die Förderer des Bekehrungswerks auf andern Sinn zu bringen. Denn so sehr, als man in Europa bemühet ist, solches heilige Werk mit allem Ernst und Fleiß zu befördern, so sehr ist man leider bisher in Indien bemühet gewesen, es am Fortgang zu hindern. Gott aber, dessen Werkes ist, wird einmal eine Scheidung vorgehen lassen zwischen Licht und Finsterniß, zwischen Wahrheit und Unwahrheit!"

Die Sprache klingt allerdings etwas hierarchisch, und dafür, daß seine mündlichen Reden gleichfalls immer einen imponirenden Eindruck machten, sorgte Ziegenbalg unbewußt, indem er die ihm angeborne Gravität und wohlklingende Rede noch durch Haltung und Kleidung vermehrte. Nach dreijährigem Aufenthalt im heißen Indien, erzählt er selbst, trägt er noch außer dem Hause stets europäische schwarze Tuchkleidung (im Hause dagegen einen seidenen Schlafrock), und so muß es geblieben und auch für andere Missionare Regel geworden sein nach Dals Klage: Ich möchte auch die Frage formiren, ob ein Missionarius vom Haupt zum Fuße müsse schwarz gekleidet gehen, weil solches in diesem Lande wegen des vielen Schwitzens etwas beschwerlich ist, indem man die schwarzen Kleider nicht wieder kann waschen lassen, und also unter den schwarzen noch andere weiße anziehen, folglich doppelt gekleidet gehen muß, da doch eine einfache Kleidung in der großen Hitze mehr als zu viel ist." Eine Aenderung haben die ersten Missionare allerdings in ihrer heimischen Kleidung vorgenommen, sich statt

der Perüquen breite ausgeschlagene Hüte angeschafft, (von derselben Form freilich, wie sie damals viele Geistliche in Deutschland trugen) aber die äußere Würde litt sicher nicht darunter, denn es geschah nach des Commandanten Bericht, „damit sie desto mehr vor ehrwürdige Männer, die in Demuth und Geistlichkeit der Engel einhergehen, möchten angesehen werden."

Man könnte versucht sein, es Ziegenbalg gleichfalls als hierarchisch auszulegen, wenn er bei aller möglichen Ausdehnung der Mission doch stets eine einheitliche Oberleitung in Trankebar festhalten will: „Vor allen Dingen haben die Missionarii dahin zu sehen, daß solch Bekehrungswerk in Trankebar erst wohl fundirt und auf einen guten Fuß gesetzt werde. Wenn es dann daselbst zu einem guten Stande gebracht worden, also daß es beständig wachsen und zunehmen kann, und die Providenz Gottes hinführo ihnen aus Europa mehrere subsidia zufließen lässet, daß sie ohne Abbruch und Hinderung des Werks in Trankebar, auch an andern Oertern in Ostindien die Bekehrung der Heiden suchen können: so sollen sie dazu Freiheit haben und erstlich zu dessen Versuch einige Arbeiter nach Bengalen und nach der Malabarischen Küste auf die dänischen Logien aussenden und nochmals zusehen, ob solches auch auf andern Plätzen geschehen könne. Wenn aber welche entweder auf einige andere europäische Stationsplätze, oder auch an solche Oerter, wo die Mahommedaner oder Heiden das Regiment haben, versandt werden, sollen sie und das Werk, das sie anfangen, von dem Werke zu Trankebar dependiren und alles unter dem königlich dänischen Direktorio angefangen werden." Bedenkt man jedoch, daß bei den damaligen Communicationsmitteln die einheitliche Oberleitung niemals centralisirend und die persönliche Wirksamkeit der Missionare, worauf ja bei einer Mission fast alles ankommt, zurückdrängend wirken konnte, und daß daher auch ein büreaukratisches Schreiberregement wie es jetzt auf politischem Gebiete Indiens Fortschreiten hemmt, nicht zu fürchten war, und sieht andererseits die Geschichte an, wie die Mission mit durch Mangel solches einheitlichen Regiments zu Grunde gegangen, so muß man vielmehr die Weisheit und den Fernblick Ziegenbalgs bewundern. Auch darin können wir nun nichts so hierarchisches finden, daß Ziegenbalg die Heraussendung unordinirter Candidaten wünschte. War einmal im Tamulenlande eine ebenbürtige Kirche gegründet, welche noch dazu in der Heimath durch eine allen andern Kirchenbehörden gleichbestehende Behörde vertreten war, so brachte es die allgemeine kirchliche Sitte mit sich, die Ordination am

Sitze der neuen kirchlichen Stelle vorzunehmen. Jedenfalls ist es doch schöner und geziemender, wenn der Ordinand in der Sprache seiner Gemeinde gleich predigen kann, als wenn ein schon Ordinirter stammelnde Redeübungen vornimmt und Gefahr läuft, das Heilige dem Gelächter auszusetzen. Außerdem war so Freiheit gegeben, was die Missionare dringend wünschten, geeignete Personen als Rektoren der Schulen eben auch mit diesem Titel anzustellen, die daneben wie ihre europäische Collegen den eigentlichen Geistlichen zu assistiren hatten, und auch wie diese nach Wunsch und Fähigkeit zum geistlichen Amt übertreten konnten. So wäre allerdings die Ordination vor der Entwerthung geschützt, der sie zu vermeintlichem Gunsten der jetzigen Missionen Preis gegeben ist. Man wird Ziegenbalg nicht absprechen können, daß er kirchlichen Takt und Sinn in reichem Maße besaß, er war ein voller Kirchenmann in allen regimentlichen und amtlichen Fragen, persönlich aber frei und gern gestattend, was ihm selbst in früherer Zeit in Opposition zu den orthodoxen Geistlichen Herzensbedürfniß gewesen war. In seiner Stellung zu den Katholiken verbindet er so den altlutherischen Gegensatz, welcher im Papst womöglich den Antichrist sieht, mit persönlicher Freundlichkeit. In seinem Wohnsitz Trankebar wünscht er scharfe obrigkeitliche Edikte: „Weil man auch mit Mißvergnügen vernommen, daß den Papisten in Trankebar wider die Königlichen Gesetze so viele Freiheit eingeräumt worden ist, z. B. bei ihren Festen Stücke los zu brennen, auf öffentlichen Straßen Processionen zu halten, von ihren Heiligen Comödien zu agiren und sich dabei über unsere christlich Evangelische Religion hochmüthig erheben, auf dieselbe schmähen: so soll die dasige Obrigkeit scharf dahin sehen, daß solch papistisches Unwesen nicht ferner gestattet werde. Und so einige aus dem Papstthum von der Wahrheit unserer Religion überzeuget würden, sie anzunehmen, so sollen sie daran nicht gehindert, sondern gefördert und geschützt werden.“ In Madras dagegen und auf dem Thomasberge macht er bei dem Bischof und in den Klöstern Besuche, es wird freundschaftlich disputirt, Bücher werden ausgetauscht, und was die Hauptsache, Ziegenbalg verschmähte es nicht, von den tüchtigen alten katholischen Missionaren zu lernen; an die von ihnen geschaffene Kirchensprache hat er sich eng angeschlossen, wie alle seine Schriften und besonders sein Neues Testament beweist; er achtete also auch hier die historische Continuität.

Merkwürdig genug hat er auch die damalige orthodoxe Abneigung gegen Collekten mit einer pietistischen Wendung sich angeeignet. Als in Hamburg vornehme Glieder der Geistlichen sich zur Einsamm-

lung entboten, mit Versicherung, bestermaßen das Werk von der Kanzel zu empfehlen, er solle nur eine Schrift an den Rath einreichen, so konnte er sich nach seinem eigenen Ausdrucke „ganz und gar nicht dazu bequemen.“ Gleicherweise versagte er einem Missionsfreunde Dr. Richter seine Mitwirkung zu einer Collecte, „weil aller Orten so gar viele sind, die von den Anstalten und Umständen dieses Werks entweder gar nichts wissen, oder doch gar übel davon unterrichtet sind.“ Das Geld aber, welches unterrichtete Wohlthäter einsenden, welche aus den gedruckten Berichten die Umstände des Werkes und die Nothwendigkeit der Hülfe kennen, will er gern annehmen. — Daß in seiner Gemeinde fleißig gebetet wurde, lag ihm ernstlich am Herzen, und in diesem Drange scheute er sich nicht Einrichtungen zu treffen, die fast mit der spätern Brüderordnung zusammentreffen, er theilte die Gemeinde nach Geschlechtern, auch wohl noch nach dem Alter, und ließ sie zu bestimmten Stunden dann frei aus dem Herzen beten. Ja er trifft selbst eine den Tageslosungen der Brüdergemeinde ähnliche Einrichtung. An dem Glückstopf, in den nach des Commandanten hämischer Darstellung jeder der Gäste des Missionshauses greifen mußte, ist doch so viel wahr, daß die Missionare „einen Vorrath von auserlesensten biblischen Sprüchen gesammelt gehabt, wenn etwa ein guter Freund käme, ihn einen Spruch herausnehmen zu lassen, um nach Anleitung desselben ein christliches Gespräch mit ihm zu führen.“ Wer von uns möchte die Missionare darum tadeln, der sich an den täglichen Betrachtungen von Hiller, Roos, Bogatzky (dessen Schatzkästlein durch Fabricius auch den Tamulen geschenkt ist) erquickt hat? So lange unsere Kirche nicht das allgemein gefühlte Bedürfniß nach einem Lectionarium befriedigt, wird eben Jeder, der sich nicht der Sitte, die Bibel von Anfang bis zu Ende durchzulesen, zuwenden mag, in seiner eignen Weise seine tägliche Speise sich wählen dürfen. Solche Veranstaltung zeugte wenigstens von dem Sehnen, der eignen Wählerei überhoben zu sein, den freien Texten waren die Missionare auch beim Predigen nicht gewogen. Feste Sitten und Gebräuche, das Herkommen, das Wiederkehrende, ist ja, bei Orientalen zumal, Stern und Kern des ganzen Lebens. Eine Ostindische Mission, die diesem Zuge nicht entspricht, hat keine Hoffnung auf Befestigung und Dauer. Dies ist auch der Grund, warum die neuern kastenstürmerischen Anschauungen wie ein giftiger Mehlthau auf die Indischen Missionen gefallen sind, und die, welche das Vorhandensein der Kaste vornehm glauben ganz ignoriren zu können, wirken nicht minder verderblich; denn eine Kirche, welche christliche Sitte schaffen will, muß liebend an das Vorhandene

anknüpfen, muß den Volksgeist darauf studiren. Viele christliche Sitten aber können sich auch durch alle Länder gleich bleiben und eine Mission, die wie die alte Trankebarsche an eine Kirchenordnung gebunden ist, nimmt sie ohne weiteres herüber. Als übersetzte und also in Brauch gekommene Theile der Kirchenordnung nennt uns Ziegenbalg 1710: „Den Taufactus der kleinen Kinder, der Erwachsenen; die Handlung des heil. Abendmahls; den Verlobungs- und Trauactus; die Ritus und Reden beim Kirchgang der Sechswöchnerinnen [1])."

Es ist interessant, hier auch den Kirchgang erwähnt zu finden, der doch nach Bericht der spätern Missionare selbst in der dänischen Zionskirche nicht üblich war, wie es im Conferenzbuch unterm 2. März 1731 heißt: „Weil seithero zum öffentlichen Gottesdienst des Sonntags in der Malabarischen Gemeine Vormittags nur 2 Stunden verordnet sind, so war nicht practicabel, die bei Sechswöchnerinnen ihrem Kirchgang vorgeschriebenen Ritualia so zu verrichten. Man mußte also dieses Mittel erwählen, daß man die Sache mit einer kurzen Formel nach geendigter Predigt von der Kanzel anzeigte: so lange bis

1) Da natürlich von einer Agende nur sehr wenige Exemplare nöthig waren, behalf man sich lange mit Abschriften. Und als es dann endlich zum Druck kam, war die kirchliche Zeit schon im Untergehen und fand man den Abdruck aller Stücke nicht so nothwendig. Doch ist auch das »Rituale Trangambaricum« von 1781 noch recht reichhaltig. Es enthält auf 141 Quartseiten: Kindertaufe, Nothtaufe und deren kirchliche Bestätigung, Taufe der Erwachsenen, Aufnahme von Katholiken, das heil. Abendmahl, Krankenkommunion, kirchliche Verlobung mit Gebung der rechten Hände, dreimaliges Aufgebot (den Namen Hans und Grete sind überall Christian und Maria substituirt), Einsegnung der Ehen, Bestätigung heidnischer Ehen unmittelbar nach der Taufe, Gebet über der Kirchgängerin, Formel beim Werfen der drei Hände voll Erde ins Grab, Collekte vor und nach der Predigt, eine Reihe von Dankgebeten mit dem Trishagion; die Introiten für die Adventssonntage, Weihnachten, Neujahr, die 40tägige Passionszeit, Gründonnerstag und Abendmahlssonntage, (Charfreitag keine Liturgie) Ostern, Buß- und Bettag, Himmelfahrt, Pfingsten, Trinitatis, für die Sonntage nach Trinitatis reiche Auswahl; Epiphanias, Mariä Verkündigung, Johannis, Mariä Heimsuchung, Michaelis, Allerheiligen; die Ordination und zum Schluß ein Sündenbekenntniß für die allgemeine Beichte (ein köstliches für Privatbeichte war Theil des Catechismus). Dies Inhaltsverzeichniß allein ist der beste Beweis für die Kirchlichkeit der Trankebarschen Mission, fehlt doch auch im Eingang der Taufe, bei der Consecration und beim Segnen das Kreuzeszeichen nicht, die Spendeformel lautet wahrer Leib und wahres Blut, und übersetzt „ist" nicht als Copula, sondern als attributives Sein (Ziegenbalg freute sich, in diesem Punkt ein treuer Lutheraner, daß die tamulische Sprache jede Zweideutigkeit beseitige).

man mehrere Zeit gewinnen kann. In der dänischen Zionsgemeinde wird dieser ritus gar nicht observirt?"

Wie in diesem Fall, giebt auch sonst das später gedruckte Ritual nur kleine Stücke der zu Ziegenbalgs Zeiten üblichen Observanz. Wie schön beschreibt uns Ziegenbalg den Hergang eines Begräbnisses: „Wenn wir eine Leiche haben, so lassen wir unsre ganze Gemeine mit den Schulen zusammenkommen, gehen in dasjenige Haus, wo die Leiche ist, singen erst ein Lied, nachmals lieset ein Knabe die Epistel aus dem 5. Kapitel der ersten Epistel an die Thessalonicher. Darauf wird wieder ein Lied gesungen, nachmals lieset ein Knabe das Evangelium aus dem 11. Kapitel Johannis. Alsdann gehen wir mit der Leiche in processu fort und singen auf der Straße bis an unsre Kirche Lieder. Wenn die Leiche auf dem Kirchhof eingescharrt ist, gehen wir wieder in die Kirche, singen einige Lieder und halten allemal bei Jung und Alt, bei Sklaven und freien Leuten eine Leichenpredigt oder doch einen Sermon vorm Altar: sintemal bei solcher Gelegenheit sehr viele Heiden und Mohren zusammenkommen, um mitzusehen und anzuhören. Nach Ausgang der Kirche gehen einige wieder in das Trauerhaus, haben ein gut Gespräch und essen Betel-Areck." Gründler vermehrte die Feierlichkeit: „Den 2. Nov. 1715 ward Zacharias ein Taliar begraben. Bei dieser Leiche ließ ich zum erstenmal die 8 Träger mit langen weißen Leinen-Kleidern und schwarzen Leibbinden gehen, welche ich kaum hatte machen lassen. Dieses gefiel sonderlich den Malabaren wohl, die noch desideriret hatten, daß auch der Wattiar (Lehrer), der vor den Kindern hergehet, ein solch Kleid haben müßte, welches ich ihm auch werde machen lassen." Diese feierliche, kirchliche Weise des Begräbnisses gefiel den Tamulen, die auf das Begräbniß sehr viel geben, ungemein, öfter war der Wunsch, auch also bestattet zu werden mit Grund zum Uebertritt, allgemein daher auch nach Dals Bericht das Murren und Mißvergnügen, als Schultze aufhörte die Leichen persönlich zu begleiten [1]).

1) Da wir so oftmals Dals Klagen über den schlechten Zustand der Schultzeschen Mission citiren, müssen wir auch anführen, mit welcher Gesinnung er also klagte: „Hierbei protestire ich noch einmal, daß ich den bisherigen schlechten Zustand dieser Mission nicht referire im Unglauben. Denn ich habe in meinem Herzen eine lebendige Hoffnung, daß Gott den gemachten geringen Anfang werde segnen. Solcher meiner Hoffnung lasse ich mich bei aller Gelegenheit merken. Als mir neulich einer rieth, mir einen Lesepult machen zu lassen, um nicht den Kopf immer nach dem Buch hinunter zu bücken; so ließ ich auf selbigen den Herrn Christum auf einem Stuhl sitzend malen, mit einer Krone auf dem Haupt und

Auch über den Hergang bei Hochzeiten haben wir einige Worte Ziegenbalgs: „Haben wir eine Trauung, so pflegen wir die meisten aus unserer Gemeinde darzu zu bitten, welche Braut und Bräutigam in die Kirche führen ohne sonderliche Ceremonien, ohne daß sie selbige oftmals unterwegs mit Rosenwasser besprengen. Erstlich wird in der Kirche ein Lied gesungen. Nachmals treten Braut und Bräutigam vor den Altar, allwo einer von uns einen Sermon machet, alsdann schreitet man zur wirklichen Trauung, während der Zeit brennen zwei Wachslichter auf dem Altar. Nach der Trauung wird wieder ein Lied gesungen und Braut und Bräutigam werden von unserer Gemeinde nach Hause begleitet, allwo sie Betel-Areck essen und unter einander gute Lieder singen lassen." In diesem Bericht wird gleichwie in dem gedruckten Ritual keine Notiz davon genommen, daß der Mann der Frau das Tali um den Hals hängt, ohne welches doch in Indien eine rechtmäßige Ehe nicht gedacht werden kann. Das Umhängen des Tali fand nämlich nach Schluß der kirchlichen Handlung Statt, und der Missionar kümmerte sich darum, als um eine Privathandlung nicht weiter, bis sie endlich erkannten, daß es mit dem Gehenlassen nicht gethan sei. Wegen der Bedeutung für die Gegenwart stehe hier die betreffende Stelle des Conferenzbuches vom 23. Januar 1733: „Die heidnischen Eheweiber tragen nach Landesgebrauch ein gewisses Halsband, tali genannt, mit einem heidnischen Zeichen ihrer Abgötterei. Um solches letztere aus der Gemeinde abzuschaffen, wurde nach Befragung der sämmtlichen Catecheten, auch Untersuchung der hierin üblichen Praxis der Römisch-Katholischen, resolvirt, ein anderes christliches Zeichen anzunehmen, nämlich die drei Buchstaben aus dem Namen Jehova יהוה (dreimal der erste Buchstabe Jod, wohl als Andeutung der h. Dreieinigkeit) und ein und ander Modell eines solchen tali gießen zu lassen: als welches ohne jenes heidnische Zeichen weiter nichts abergläubisches noch eitles an sich hat, sondern vielmehr die Verbindung des Weibes an ihren Mann bedeutet." Der Einfluß Walthers als tüchtigen Hebräers hat offenbar die Bedenken gegen Annahme solches neuen mystischen Zeichens überwunden. Ob nicht Ziegenbalg das einfache, allgemein verständliche Kreuzeszeichen vorgezogen haben würde?

---

einem Scepter in der Hand, und vor Ihm einen Juden Malabaren und Mohren, die mit aufgehobenen Händen Ihn anbeten. Und solches um die grünende Hoffnung meines Herzens an den Tag zu legen, daß dermaleinst eine große Menge von Juden, Heiden und Mahomedanern sich zu dem Herrn Christo bekehren, Ihn für ihren Heiland erkennen und Ihm in Heiligkeit und Gerechtigkeit dienen werden."

Nach und nach sind wir nun fast allen kirchlichen Riten und christlichen Sitten begegnet, grade die Handlung aber fehlt noch, durch deren Einführung der Pietismus sich ein unläugbares Verdienst erworben hat: die Confirmation, welche auf dem Missionsgebiet, wo kein Schulzwang besteht, noch weniger entbehrt werden kann, als daheim. Ziegenbalg hat sich ihre Einführung nicht beifallen lassen, weil sie im eigentlichen Dänemark noch nicht obrigkeitlich angeordnet war, (dies geschah erst 1736), dennoch ist sie auf unserm Missionsgebiet sehr alt und auf Dals Rath schon von Schultze eingeführt: „In den Schleswig-Holsteinischen Landen haben wir den ritum confirmationis. Daher als ich sah, daß Herr Schultze die Jugend sehr ließ heranwachsen, ohne ihnen das h. Abendmahl zu geben, da sie doch, wenn sie können, sehr früh heirathen, vorher aber nach der dänischen Kirchenordnung das h. Abendmahl müssen empfangen haben: so rieth ich im Jahr 1724 dem Hrn. Schultze, daß er die größten Knaben und mannbaren Mädchen in der Fastenzeit zum h. Abendmahl präparirte, und im Ostern sie dazu admittirte, welches er denn auch that und sich eine ziemliche Mühe damit machte."

Wir sehen, mit der Einführung fester kirchlicher Ordnungen ging es in der Mission gut voran, bei den Trauungen und Begräbnissen sahen wir auch schon das Volksthümliche mit einziehen, in weit größerm Maße machte es sich nach einer Seite hin geltend, und wurde nicht nur geduldet, sondern gepflegt, wo man es am wenigstens erwarten sollte, im Gesange. Ziegenbalg war ein großer Gesangesmeister, oft wurde in der Kirche bei festlichen Gelegenheiten, auch des Commandanten Geburtstag mehrstimmig gesungen und musicirt, ja eigens Oden dazu gedichtet. Selbst nach Europa berichtet ihm Gründler von dem Fortgang des Quartetts und einer neuen solchen Aufführung. So war er gewiß befähigt und wird mit Freuden die an ihn herantretenden Aufgaben gelöst haben. Zunächst ohne Zweifel mußte er die liturgischen Gesangtöne der neuen Sprache conformiren, eine nach neuern Erfahrungen so schwierige Aufgabe, daß das völlige Abbrechen der Tradition auf diesem Gebiete recht zu bedauern ist. Daran schloß sich die Uebersetzung der stehenden Lieder der dänischen Kirchenordnung; natürlich sind die Lieder allmählich entstanden, doch ließ sich hierüber nur eine Notiz auffinden: „Am 16. Juli 1714 revidirte Ziegenbalg die malabarischen Kirchenlieder und machte noch 15 neue dazu, welche künftig als ein Gesangbuch von 48 Liedern sollen gedruckt werden." Zwei, vielleicht auch drei dieser Lieder gehören jedoch Gründler zu. Daß die erste Ausgabe von 1715 nicht erhalten ist, schadet nichts, da der von

Schultze besorgte unveränderte Abdruck von 1721 noch existirt. Außer solchen Gottesdienstliedern wie „Wir glauben all an einen Gott" (darnach zu schließen wäre also der Glaube, entsprechend der dänischen KO, gesungen), „Liebster Jesu wir sind hier" und den Hauptliedern für die Festtage und kirchlichen Handlungen finden sich drei Litaneien und eine ganze Reihe freier Bearbeitungen nach dem Tone das Magnificat: „Meine Seele erhebt den Herren." Ziegenbalg und ihm nach die folgenden Missionare haben also das altkirchliche Psalmodiren in seiner einfachsten Form in der Mission heimisch gemacht und zwar aus dem ausgesprochenen Grunde, weil diese Singweise dem einheimischen Gesang näher stehe. Aber damit nicht zufrieden, ließ Ziegenbalg ein Gesangbuch ganz nach der tamulischen Verskunst und den Landesmelodieen verfertigen und gebrauchen [1]). Ihm stand ein berühmter Dichter zur Verfügung, Kanabadi Wattiar, mit seinem Taufnamen Christian David, der die Hauptthatsachen des christlichen Glaubens besang. Aus seinen und eines andern Lehrers Liedern wurde ein zweites Gesangbuch zusammengestellt: „Wir haben, erzählt Ziegenbalg, auch ein ander Liederbuch, deren Gesänge auf malabarische Melodieen gesungen werden, als welches nicht meine, sondern zweier Präceptoren Arbeit ist, aber von mir aprobiret worden." Eine Stunde an jedem Nachmittage mußten die Schulkinder die tamulische Verskunst an diesen Liedern lernen, und den Lehrern wurde wiederholt eingeschärft, auch gar die einheimischen Singweisen zu üben, welches Gebot aber wohl kaum nöthig war, haben sich doch nach glaubhafter Nachricht viele von Kanabadi's Liedern bis heute erhalten.

Nach alledem wird es wohl keiner weitern Zeugnisse bedürfen, daß das schon seiner äußern Ausdehnung nach nicht gering zu schätzende

---

1) Die Kunde von dem Vorhandensein dieses zweiten Gesangbuches ohne die Notiz, daß es auf tamulische Melodieen gearbeitet sei, hat mich in meinem „Joh. Phil. Fabricius" S. 220 zu falschen Muthmaßungen verleitet. Alles was in dem mir vorliegenden Schultzeschen Handexemplar den auf 52 Seiten gedruckten 48 Ziegenbalg-Gründlerschen Liedern folgt, sind Schultzesche Lieder. Es sind ihrer 100, zweigetheilt in 52 und 48, ganz in derselben Reihengefolge gedruckt, wie sie im 2. B. der A. H. N. S. 465 ff. als verfertigt aufgezählt werden. Schultze hat nämlich, so wie ein Bogen Lieder fertig war, sie in die Druckerei geschickt, und diese der eigentlich ersten Ausgabe voraufgehenden Bogen sind zufälliger Weise durch Schultze's eigne Sorgfalt erhalten. Nach Vollendung der ersten 52 Lieder trat eine längere Pause ein, eben so nach den zweiten 48; so erklärt sich, wie Fabricius von einem Trifolium Schultzescher Lieder sprechen kann: S. Joh. Ph. Fabricius S. 221.

Missionswerk auch in dauerhafter, fester Weise aufgeführt ist, und daß die Arbeiter daran, wie zum Segen ihrer treuen Arbeit, in ihren Grundsätzen immer gesunder, in allen ihren Maßnahmen immer weiser geworden, ja auch persönlich es gefühlt haben, welch köstlich Ding es ist, daß das Herz fest werde. Um nicht zu umfänglich zu werden, haben wir gewöhnlich nur das bisher Unbekannte angeführt und müssen daher zur Ergänzung der einzelnen Züge auf die reichlich vorliegenden gedruckten Quellen und deren Bearbeitungen verweisen. Wie vieles wäre sonst noch zu sagen über die eingebornen und europäischen Gehülfen, über die Manuscripte und Drucksachen, über das Familienleben und die Freunde der Heimath, und in erster Linie über die mit größter Liebe gepflegten Schulen von den ersten Anfängen bis zum Seminar hinauf. Die Summe aber und der schließliche Eindruck würden doch immer gleich bleiben auch bei solchen Lesern, die aus den an zweifelhaften Stellen immer besonders reichlich gegebenen Citaten hin und wieder ein anderes Resultat ziehen zu können meinen: Unter Ziegenbalgs, Plütschaus und Gründlers Händen ist in Trankebar ein festes Gotteswerk gegründet, ein Zweig der lutherischen Kirche eingepflanzt, den mütterlich zu pflegen die Kirche nicht vergessen darf.

Achtes Kapitel.

Der Rückschlag.

Der Entwicklungsgang der Mission, wie ihn die letzten Kapitel gezeichnet haben, und die Charakteristik Ziegenbalgs als eines kirchlich gesinnten Missionars weicht so sehr von der gewöhnlichen Auffassung und dem bisher Veröffentlichten ab, daß eine solche Darstellung nicht allein durch Mittheilung abgerissener Stellen, sondern durch reale Thatsachen sich rechtfertigen muß. Vor allem ist zu belegen, daß schon Zeitgenossen einen Unterschied zwischen den Anfängen der Mission und Ziegenbalgs letzten Lebensjahren herausgefühlt haben. Läge nicht die Befürchtung nahe, daß ohne solchen Nachweis unsere frühere Darstellung für ein Phantasiestück gehalten werden möchte, so würden wir uns nicht berechtigt glauben, aus den bisher sorgfältig verborgenen Papieren, weil sie zum großen Theil Privatbriefe sind, Mittheilungen zu machen, obgleich wenigstens Ziegenbalgs Persönlichkeit in keiner Weise bei der genaueren Betrachtung verliert.

Einem aufmerksamen Leser der alten Halleschen Nachrichten wird alsbald der Abstand zwischen den Berichten vor Ziegenbalgs Reise und den späteren auffallen, welche einfach historisch den Fortgang des Werks berichten, vorwiegend aber mit den Heiden gehaltene Gespräche mittheilen; es fehlt das Feuer, man wundert sich, mit welch geringer Begeisterung wichtiger Fortschritte gedacht wird, und wie spät oftmals die freudigsten Ereignisse, z. B. die Einweihung der Neuen Jerusalemskirche publicirt werden. Da nach unserm Berichte über das Missionswerk die Energie der Missionare in jener Zeit nicht abgenommen hatte, auch die Indischen Verhältnisse fortdauernd sehr günstig blieben, so konnte man wohl schnellere Fortschritte erwarten, aber keinesfalls in Indien geheime Hindernisse vermuthen, und da auch in Europa dieselben günstig gesinnten Personen am Ruder blieben, so läßt schon diese Lahmlegung auf eine hervorgetretene Verschiedenheit der Missions-

grundsätze schließen. Ziegenbalg hätte auch fast das Wort sprechen können: Gott bewahre mich vor meinen Freunden, mit meinen Feinden will ich schon selber fertig werden. Der eisenfeste Mann, welcher bei dem grimmigsten Wüthen der Feinde nicht einen Schritt zurückgewiesen war, brach zusammen, als darnach die eignen Leiter der Mission Befehl gaben, das ganze Gebäude wieder niederzureißen, als jener Rückschlag erfolgte, der nun schließlich noch unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt.

Daß eine Wandlung in Ziegenbalgs Charakter und Richtung vorgegangen sei, wird von verschiedenen Seiten bezeugt. A. H. Francke erklärte, daß er ihn nicht zum Missionar erwählt haben würde, giebt also damit sein Urtheil über den Studenten Ziegenbalg ab, desgleichen hatte Neubauer den nach Indien gereisten heftigen, leicht erregbaren Jüngling im Gedächtniß und wundert sich daher über den Heimgekehrten: „Seine Reden sind im persönlichen Verkehr lieblich, wohlbedacht und keineswegs überstürzt, wie ich ihn mir sonst vorgestellt hatte.“ Will man auf des Commandanten Hassius Urtheil, Ziegenbalgs ganzes Wesen sei durch die Heimreise geändert, auch nur wenig geben, so fällt es doch ins Gewicht, daß Ziegenbalg selbst sich einer fortschreitenden Aenderung bewußt ist, nach einem Briefe, welchen er im Herbste 1712 an seinen alten Lehrer M. Samuel Großer in Görlitz, mit dem er in regelmäßiger Correspondenz stand, richtete: „Es bewundert derselbe die wunderbare Führung Gottes, die mir in der Welt widerfahren ist, und machet hieraus diesen Schluß, daß Gott oftmals frommen, ihm ergebenen Seelen ohne sonderlichen Menschen-Beitrag mehr Weisheit verleihe als andere begreifen können, wobei Er meldet, daß Er unterschiedliche dergleichen Beispiele beobachtet habe, und deswegen alle Erziehung für nichts anders als für eine solche Sache ansieht, dabei man Gott blos die Hände zu Werkzeugen überlassen, im übrigen aber ihn nach seinem h. Willen schalten lassen müsse. Dieses ist eine sehr theure Wahrheit und würde man auf Schulen und Universitäten gehörige Reflexion darauf machen, so würde die christliche Kirche in allen drei Hauptständen stets mit tüchtigen Personen versehen werden, durch welche nicht nur allein das verfallene Christenthum unter den Christen in einen bessern Stand könnte gebracht, sondern auch unter den Heiden, Muhammedanern und Juden zu ihrer Bekehrung und zur Fortpflanzung der christlichen Kirche viel Gutes ausgerichtet werden. Das meiste, ja alles zur Zubereitung solcher tüchtiger Arbeiter muß zwar Gott thun, doch liegt es auch viel an der Anweisung und Anführung guter Lehrer, welche so weit kommen, daß sie

sich von Gott recht leiten und führen lassen können. Die Gaben, die mein hochwerthester Herr an mir preiset, erkenne ich zwar in Demuth und schreibe sie alle der Gnade und Barmherzigkeit Gottes zu: wenn ich aber die rechte Wahrheit bekennen soll, so hat das liebe Kreuz das meiste dazu beigetragen, daß mein blödes Naturell ganz verändert und in eine solche von Gott geheiligte Großmüthigkeit gesetzet worden, welche da keine Gefahr noch Ungemach scheuet. Ja die Welt, die mir von Jugend auf contrair gewesen und bis hieher mit mancherlei Lästerung, Verfolgung, Haß, Neid, Widerstand und vielen wunderlichen Proceduren mir zugesetzet hat in Meinung, mir zu schaden, hat hiedurch nur meine Wohlfahrt befördern müssen, daß ich unter geduldiger Aushaltung aller Prüfungen desto besser von Gott geläutert und in diesen meinen jungen Jahren zu einer desto größern Erfahrung der geistlichen Dinge gelanget bin. Und solche anhaltende Prüfungen und mancherlei Trübsale nebst meiner schwachen Leibes-Constitution sind annoch dasjenige Salz, welches mich vor Hoffarth, Liebe der Welt und andern gefährlichen Zufällen verwahret und mich desto eifriger machet in der Welt beides mündlich als schriftlich die Wahrheit zu bezeugen und unter Heiden und Christen mit meinen von Gott empfangenen Gaben zu wuchern, wozu mir Gott auf allen Seiten reichliche Gelegenheit zeiget. Ich erkenne mich unterdessen für einen unnützen Knecht, und schreibe alles der Gnade, Weisheit, Kraft, Segen und Leitung Gottes zu, was er durch mich zum besten meines Nächsten in der Welt wirket. Es erfreuet mich aber gleichwohl und treibet mich zum Lobe Gottes an, wenn ich sehe oder höre, daß entweder meine mündliche oder schriftliche Arbeit in der Welt einigen Nutzen hat und suche meinem Herrn, der mich zu seinem Knechte gewürdigt hat, desto getreuer zu werden, zweifele auch nicht an seinem ferneren Beistande und gnädiger Mitwirkung. Denn Gott hält sich gar innig zu denjenigen, die sich in der Welt zu seinem Dienst in wahrer Gelassenheit und gänzlicher Uebergabe des Herzens aufrichtig gebrauchen lassen."

Diese hier mit nur unwesentlichen Abkürzungen aufgenommene Stelle belegt unter andern, daß es nicht subjektive Einfälle, sondern in Ziegenbalgs Sinne gedachte Wahrheiten waren, wenn wir seine Jugendzeit als eine Missionsschule Gottes auffaßten und wenn wir seine amtliche Laufbahn vorwiegend unter dem Gesichtspunkt des Kreuzes darstellten, andererseits werden die fortlaufenden Zeugnisse über seine im Lauf der Zeit geänderte Geistesrichtung oder wohl richtiger über das Wiederhervortreten seines eigentlichen Charakters von so kompetenter Seite ergänzt, daß nur noch die Thatsache eines Widerstandes

gegen die Weise seiner Missionsarbeit von Seiten solcher, welche wir von vornherein für seine Geistesverwandten halten müssen, hinzuzukommen braucht, um jede andere Charakteristik unhaltbar zu machen. Und solchen handgreiflichen Beweis liefert die traurige Wahrheit, daß Ziegenbalg sowohl als sein Freund und College Gründler untergegangen sind im Kampfe mit einem überpietistischen Missions-Collegium, welches die Gedanken des uns schon bekannten Missionssecretairs Wendt von einer apostolischen Mission in der Praxis durchführen wollte.

Schon früher, als wir denken möchten, offenbarte sich ein Gegensatz zwischen Wendt und Ziegenbalg, wenigstens schreibt Gründler im September 1719 ans Missions-Collegium: „Das Mißtrauen gegen die Missionare hat sich schon in einem Privatschreiben des Herrn Wendt an den Herrn Propst Ziegenbalg 1714 angefangen; hat sich fortgesetzt, da der Herr Propst in Kopenhagen war, um das Beste der Mission zu suchen, allwo der Herr Wendt dem Herrn Propst allerhand Schwierigkeiten bei seinen Gesuchen in den Weg gelegt hat, dadurch er mit Mühe hat hindurcharbeiten müssen, welche zwar der Herr Propst vor denen theuern Gliedern des Collegiums verschwiegen, die aber dem Sekretario noch erinnerlich sein werden aus beider gehabten Privat-Diskursen (jedoch mag Ew. Excellenz dem Oberhofmeister von München etwas davon bekannt geworden sein), die aber allsofort dahin bemühet gewesen sind, daß der Herr Propst auf seine Gesuche die erwünschten Entschließungen erhalten, damit er getrost seine Fortreise hat antreten können. Als nun der getreue Gott den lieben Herrn Propst auf seiner Reise gnädiglich bis wieder hieher nach Ostindien geführet hatte, so kam vor 2 Jahren abermal ein besonderes Schreiben an den Herrn Propst vom Herrn Secretario Wendt an, in welchem sein Mißtrauen gegen beide Missionare noch mehrere und stärkere Wurzeln gewonnen hatte. Ich schreibe vor Gott, daß dieses dem lieben Mann bis in seinen Tod Betrübniß verursachet hat."

Es ist billig, auch Wendt's Verantwortung dagegen zu hören: „Was der Herr Mag. Gründler von der Zeit meldet, daß von mir geschehen sei, da Herr Ziegenbalg selbst zugegen war, ist falsch und muß Herr Ziegenbalg unrecht verstanden sein." Von jener Zeit dies gelten zu lassen, können wir nicht ganz umhin, da ein Brief Ziegenbalgs vorliegt, worin er Wendt's Dienste in Kopenhagen sehr rühmt, freilich er datirt sich aus den ersten Tagen seines dortigen Aufenthalts, und es ist recht möglich, daß beide Männer zu selbständig und zu thätig für einander waren. Daß Ziegenbalg zum wenigsten sich gehemmt

fühlte, beweist schon die Thatsache, daß er vom Orte des Collegiums aus nicht einmal geschichtliche Notizen zur Einsammlung einer Collekte nach Straßburg zu senden wagt, und daß Wendt schon vor Ziegenbalgs Ankunft gegen ihn eingenommen war, vermag er selbst nicht zu läugnen. Wir haben ja schon früher gesehen, wie er im Bövinghischen Streit, obwohl er in den Missionsanschauungen von diesem seinem Jugendfreunde noch weiter abging, doch persönlich Bövingh außerordentlich nahe gestellt blieb, so daß er selbst jene schreckliche Disposition über Ziegenbalgs Mängel verfaßte; und daß Gründler seinen sterbenden Collegen nicht falsch verstanden hat, ergiebt sich aus Ziegenbalgs denkwürdiger richtiger Antwort auf den von Gründler gemeinten Brief Wendt's vom 22. December 1716. Er verläuft nach Berührung einiger Geldangelegenheiten folgendermaßen [1]):

Wohledler, insonders hochgeehrter Herr Wendt!

— — Es ist mir leid, daß solche (Geld-) Sache meinem wertheften Herrn so viel Mühe und Arbeit verursachet. Wie ich denn genugsam aus dessen Schreiben verstanden habe, daß Er bei der Mission nicht gern mit solchen äußerlichen Dingen (externis), sondern mit eigentlicher Seelenarbeit wollte zu thun haben. Dabei stehet er in Sorge, daß wir Missionare uns gleichfalls allzusehr durch die externa von dem rechten Zwecke unsers Amtes würden abhalten lassen, und schreibet hiervon in solchen Ausdrücken, daß ich seine Meinung sehr wohl darunter verstehen kann. Nun lobe ich allerdings seine Begierde, gerne in einem solchem Amte zu stehen, da er keine andere als Seelenarbeit haben dürfte. Was mich anlanget, so habe ich von meinem 15. Jahre an, da ich zu Gott gezogen wurde, allezeit ein groß Bedenken getragen, Seelen-Sorge auf mich zu nehmen, würde auch nicht Theologie studirt haben, wenn der sel. D. Spener mich nicht dazu animirt hätte. Und als ich auch schon eine Zeitlang Theologie studiret,

---

1) Ueber diesen Brief schreibt Michaelis: „Der Brief, welchen der sel. Herr Ziegenbalg an Herrn Wendt geschrieben, wird hier vom Herrn Prof. Francke ganz geheim gehalten und nicht einmal den vertrauten Freunden communicirt, geschweige, daß man von dessen Inhalt an der Frau Ziegenbalgin ihre Verwandten sollte etwas kund werden lassen. Wir bitten auch, Herr Wendt wollen selbigen Brief ihres Orts gleichfalls für sich behalten, ohne denselben weiter zu communiciren, weil er Ihre Person doch vornämlich und allein betrifft. Uns kömmts übrigens vor, daß die Gemüther derer Missionarien bei dieser Gelegenheit etwas irre worden sind, daß es ihnen hat scheinen wollen, als wären sie bei ihren bedrängten Umständen in Kopenhagen gleichsam vergessen."

so war doch die Furcht, Angst und Bangigkeit, dermaleins Seelen mir anvertrauen zu lassen, so groß und stark bei mir, daß ich 1703 meine studia wollte fahren lassen und mich in eine solche Lebensart einbegeben, da ich blos das Wohlsein meiner eigenen Seele wahrnehmen und gleichwohl auch darbei an anderer Seelen arbeiten könnte, doch so, daß ich mir selbige zu meiner Verantwortung nicht eigentlich anvertrauen ließe. Solches wäre auch geschehen, wenn nicht der Herr Abt Breihaupt mich damals zurückgehalten hätte. Je mehr ich aber mich für ein solches Amt gescheuet und gerne der Sorge anderer Seelen entfliehen wollen, je tiefer hat mich Gott dahinein gerathen lassen. Und weil ich hierunter den Finger Gottes handgreiflich sehen können, habe ich mich willig darein begeben und will auch gerne so lange darunter stehen und aushalten, so lange es seinem h. Willen gefällt. Unterdessen habe ich bisher weit inniger einsehen lernen, wie schwer es sei, an Seelen zu arbeiten und bei selbigen etwas rechtschaffenes auszurichten, und mit was für großer Angst, Sorge, Arbeit, Mühe, Kämpfen und Ringen solches Amt zu führen sei, wenn man keine Verantwortung davon haben will. Wer dieses recht erwäget, wird auf keine andere Art und Weise dahinein begehren, als wenn er sonderbaren Wink und Berufung Gottes siehet, welches denn nachmals sein größter Trost ist. Ich wollte ihm also nicht rathen ein solches Seelenamt so ängstlich zu begehren, wenn Er nicht augenscheinlich siehet und recht innerliche Versicherung hat, daß es Gottes Ruf und Wille sei. Unterdessen wird es ihm nicht an Gelegenheit fehlen auf allerlei Art und Weise auch in jetziger Station an Seelen zu arbeiten. Es sind seiner besondern Aufsicht Pagen anvertrauet, versucht Er nur an selbigen allen Fleiß und arbeitet an deren Gemüths-Verbesserung in aller Treue, also daß sie zu der rechten Art des Christenthums durch Ihn in der Gnade Gottes gebracht werden, so hat Er schon viel erarbeitet, sintemal selbige, weil sie am Hofe dienen, nachmals durch ihr Exempel bei vielen andern Nutzen schaffen können, welcher Nutzen insgesammt eine Frucht seiner Arbeit sein wird. Und ist man im geringen oder in dem wenigen, das einem Gott anvertrauet hat, treu, so wird man über mehreres gesetzet.

Wenn wir nun aber dieses unsere Hauptsorge in der Welt sein lassen, daß wir das Heil unserer eigenen Seelen recht wahrnehmen und zugleich andere Seelen gewinnen und zu Gott führen möchten, so müssen wir nicht gedenken, daß der Dienst der Seelen den Dienst des Leibes an dem Nächsten aufhebet. Denn so genau der Leib mit der Seelen verbunden ist, so genau ist auch der Dienst des Leibes mit dem

Dienst der Seelen verknüpft und kann von einander nicht getrennet werden. Wollte ich meinem Nächsten den Dienst des Leibes verweigern, der doch in der ganzen heil. Schrift so sehr urgiret und ganz genau mit dem Dienste Gottes verknüpft wird, so ist mein Christenthum nicht rechter Art und der Glaube und Liebe, darinnen das ganze Christenthum bestehet, ist bei mir eine bloße Speculation und keine Thätigkeit, denn der Glaube und die Liebe, die ihren Sitz im Herzen haben, müssen sich zwar auch in der Ausübung aller christlichen Pflichten gegen Gott offenbaren, werden aber hauptsächlich an dem Dienste gegen die Nächsten erkannt, ob sie rechter Art seien oder nicht, und zwar nicht nur allein an dem Dienste gegen des Nächsten Seele, sondern auch an dem Dienste gegen des Nächsten Leib. Daher wenn ich mich beschwere, dem Nächsten im äußerlichen und leiblichen zu dienen, oder solchen Dienst ansehe als eine Hinderung an dem Dienste Gottes und an dem innerlichen Dienst der Seelen, so erwäge ich nicht genugsam, worin die Schrift die rechte Art des Glaubens und der Liebe setzet. Befürchtet man sich auch, der äußerliche Dienst werde nicht Frucht schaffen, es würden keine Seelen dadurch bekehret, so ist das schon genug, wenn man hierinne den Befehl Gottes erfüllet und der Verbindlichkeit seines Gewissens in kindlichem Gehorsam ein Genügen thut, daß man ein genugsames Zeugniß eines rechtschaffenen Glaubens und einer thätigen Liebe bei sich spüret und in anderer Gewissen ein solches Zeugniß hinterlässet. Will man sagen, man werde durch solche externa allzusehr in seinem Gemüthe zerstreuet und leide selbsten Schaden an sich, indem einem allzu viel innerliche Kräfte entgingen, so dienet zur Antwort, daß die meiste Zerstreuung des Gemüths nicht eigentlich herkomme von dem Dienste selbsten, den man dem Nächsten im äußerlichen leistet, als welcher eine große Beruhigung des Herzens mit sich bringet, weil man thut, was man nach dem Willen Gottes zu thun schuldig ist, sondern solche Gemüthszerstreuung kommet entweder daher, daß man noch zu keiner Gemüthsfestigkeit gekommen ist, oder daß man den äußerlichen Dienst gegen den Nächsten nicht in gehöriger Ordnung und Willigkeit verrichtet. Manche meinen, sie sind weit im Christenthum gekommen, wenn sie blos vor sich in der Stille leben und mit Niemandem umzugehen haben, da es ihnen denn an Gelegenheit fehlet, die Proben ihres Christenthums zu sehen. Wenn sie aber mit allerhand Art Menschen umgehen und ihren Glauben und Liebe in äußerlichem Dienste offenbaren sollen, so werden sie erst gewahr, auf was für schwachen Füßen sie stehen, und wie es ihnen noch an der Thätigkeit des Christenthums fehlet. Andere lieben nur ein solches

Christenthum, dabei sie beständig in ihrem Gemüthe einen süßen Geschmack empfinden können und wollen sich in keinen äußerlichen Dienst gegen den Nächsten einlassen, dadurch solcher Geschmack und süße Empfindlichkeit bei ihnen möchte vermindert werden. Aber solche Leute lieben sich selbsten am meisten und bedenken nicht, daß man aus Liebe, dem Nächsten zu dienen, sich auch des innerlichen geistigen Geschmacks öfters begeben muß. Nun ist es freilich wahr, je mehr man sich dem Dienste des Nächsten widmet und ihm gerne im Leiblichen und Geistlichen zu Hülfe kommen will, je stärker muß man in seinem Christenthum sein und desto ernstlicher kämpfen, ringen und sich verwahren. Was mich anlanget, so habe ich mich von Jugend auf gerne der Einsamkeit beflissen und mir ein solches Amt gewünschet, darin ich mich wenig zerstreuen dürfte. Aber ich habe nachmals überleget, daß man hauptsächlich um des Nächsten willen in der Welt sei und sich vornehmlich darauf legen müßte, wie man dem Nächsten und durch den Nächsten Gott dienen möchte. Daher, ob ich gleich befunden, daß es mir ungemein angenehmer gewesen, wenn ich habe beständig in der Studierstube für mich allein sein und ohne Gemüthszerstreuungen meinen Betrachtungen und Meditationen obliegen können, so habe ich doch gesuchet, mich hierinnen zu überwinden und mir allmählich anzugewöhnen, daß ich auch in der Conversation der Menschen bei diesen und jenen äußerlichen Verrichtungen meine innerliche Gemüthsruhe verwahren und nach und nach tüchtig gemacht werden möchte, dem Nächsten im äußerlichen und innerlichen zu dienen, ohne daß meinem Christenthum dadurch Abbruch geschehe, sondern eben dadurch recht ausgeübet werde.

Ich komme endlich auf die Haupt-Sache, welche diese ist, daß mein hochgeehrter Herr sich besorget, wir Missionärs würden uns in allzu viel äußerliche Dinge hineinstecken und dabei uns an der eigentlichen Arbeit der Seelen hindern lassen. Hierauf dienet zur Antwort, daß unser Missionarien-Amt allerdings mit vielen externis verknüpft ist, denen wir aber uns nicht entziehen können, wenn wir anders zu unserm Hauptzweck gelangen wollen. Es ist leider nach dem kläglichen Sündenfall mit den Menschen so beschaffen, daß man durch die externa erst zu den internis bei ihnen gelangen kann. Daher kann keine Arbeit an Seelen ohne externis sein. Was zwar das Lehramt unter den Christen in Europa betrifft, so ist es nicht mit so vielen äußerlichen Dingen verknüpfet als das Missionarien-Amt allhier unter den Heiden. Denn da sitzt ein Lehrer beständig in seiner Studier-Stube, lieset, meditiret, schreibet, hält an bestimmten Tagen seine Predigten,

verrichtet die Actus ministeriales, besuchet die Kranken, fraget dann und wann nach dem Zustand seiner Zuhörer und hat sich weiter um ihre äußerlichen Umstände gar nichts zu bekümmern. Aber bei Führung des hiesigen Missions-Werks muß man sich in allerhand äußerliche Dinge mit hineinstecken, man will oder will nicht, soll es anders so geführet werden, daß es seinen Fortgang habe.

Nun meinet mein hochgeehrter Herr, solche äußerlichen Dinge wären eigentlich unsere particular Sachen, die wir hier und daselbst in Europa zu besorgen hätten, und unsere Haushaltungen und Familien, darein wir uns gestecket hätten, die uns eine Abhaltung und Hinderniß an der Seelenarbeit sein würden. Was mich anlangt, so ist mir meine Haushaltung nicht die geringste Hinderniß an meinen eigentlichen Amtsgeschäften, sondern da mich Gott mit einer guten Gehülfin versehen, so werden mir durch Ihr alle Haushaltungs-Sachen benommen. Meine particular Sachen in Europa sind auch gar wenig, die jährlich alle mit einem kleinen Briefchen können ausgemacht werden. Was meinen Collegen, den Herrn M. Gründler, anlanget, so hat ihn Gott gleichfalls im Heirathen mit einer solchen Gehülfin versehen, daß er sich im geringsten um häusliche Dinge nicht bekümmern darf. Sein Reichthum drücket ihn auch hier gar wenig. Denn was er mit seiner Frauen bekommen, stehet alle daselbst in Europa. Und weil ihm solches allda aufgehalten wird, so weiß ich, daß er hier schon mehr als 1000 Thaler Schulden hat, die er mit 8 bis 10 Procent verzinset. Und unerachtet, daß er hinwiederum allhier alte Schulden ausstehen hat, so sind doch die Leute hier in Trankebar so arm, daß sie ihm selbige nicht zahlen können, er wollte denn auf Verkaufung ihrer Häuser dringen, welches er nicht thun will. Daher ist es eine ungegründete Annahme, da man daselbst meinet, er stecke hier in lauter Gelde und könne große Summen der Mission vorstrecken, wenn es mangeln sollte. Und da ihn Gott im leiblichen gesegnet, so wird man solches ja nicht für eine Hinderniß dieses Werks ansehen, sondern ihm zutrauen, daß er werde wissen, solches alles rechtmäßig zu gebrauchen und bei Ueberschreibung seiner Particularien nicht das Hauptwerk liegen lassen. Wir wenden demnach auf unsere particular Sachen die allerwenigste Zeit und benehmen unserm Amte dadurch im geringsten nichts.

Die eigentlichen äußerlichen Dinge aber, denen wir bei Führung des Missionswerks hier unterworfen sein müssen, und die uns in unserm Amte viele Zeit wegnehmen, bestehen in folgendem: Unsere Gemeine, die aus den Heiden gesammlet ist und noch gesammlet wird, stehet in solchen Umständen, daß wir Missionarien nicht nur allein für

die Seele, sondern auch für den Leib der meisten Glieder in selbiger Sorge tragen müssen. Solches aber muß recht verstanden werden. Wenn sich einige bei uns angeben, daß sie das Christenthum wollen annehmen, so trennen sie sich von ihren Familien wegen Annehmung des Christenthums und haben ferner keinen Unterhalt von den ihrigen zu hoffen, weil allezeit das Haupt der Familie im Besitz aller Güter bleibt und die andern, die von ihm abhängen, nicht länger zu unterhalten verbunden ist, als lange sie unter seiner Disposition stehen bleiben. Daher müssen solche Leute Anweisung zu ihrem leiblichen Unterhalt haben. Oder wenn auch von andern Oertern her eine ganze Familie kömmt und sich zu der christlichen Lehre begeben will, so muß sie sich doch aus ihrer vorigen Possession ihrer leiblichen Subsistenz begeben und nunmehr bei dem Christenthum neue Anweisung zu ihrem Unterhalt haben. Darum ehe wir diese und jene in die Zahl der Catechumenen annehmen, müssen wir Sorge tragen, wie sie auf eine beständige Art und Weise hier subsistiren und mit Arbeiten ihren leiblichen Unterhalt verdienen können, damit die Armenkasse durch sie nicht beschweret werde. Wollten wir ihnen diesen leiblichen Dienst verweigern, so würden wir ihnen die Gelegenheit benehmen, daß sie die Mittel des Heils nicht brauchen und ihren Seelen nach errettet werden könnten, indem sie sich des leiblichen Unterhalts wegen anderwärts hinbegeben müßten. Dergleichen Sorge liegt uns nicht allein ob bei der ersten Annehmung der Catechumenen, sondern wenn nachmals unter den Getauften diese und jene in veränderliche Umstände kommen und wegen leiblicher Unterhaltung Rath und That nöthig haben, so fällt die Sorge wiederum auf uns Missionare, daß wir auf Mittel und Wege sinnen, wie ihnen durch Anweisung dieser und jener Arbeit geholfen werden kann. Dieses ist bei unserm Amte eine sehr schwere Sache, kann aber nicht vermieden werden, wenn man anders der Hauptsache selbst nicht eine Hinderniß setzen will. Hierzu kömmt, daß wir selbst alle leiblichen Sachen verhören und abthun müssen, die in der Gemeine, Schulen und in dem ganzen Werke vorgehen. Und weil unsere Gemeine noch keinen christlichen Richter hat, und wir sie nicht ferner unter den heidnischen Gerichten wollen stehen lassen, so gelangen alle vorfallenden streitigen Sachen an uns selbsten, da wir als ihre Lehrer nach verhörter Sache die streitigen Parteien suchen zu begütigen und sie zufrieden zu stellen. Dazu verstattet man einem Jeden freien Zugang und haben täglich viel Ueberlaufens nicht nur allein von den unsrigen, sondern auch von den Heiden. Die Besorgung aller Schulanstalten, die Druckerei und was damit verknüpfet ist, das

Bauen und die Fortsetzung aller anderen äußerlichen Anstalten, lieget auf uns. Und ob wir gleich zu diesem allen nöthige Leute gesetzet haben, so müssen wir doch täglich von allen Raport hören und Anordnung thun, wie dieses und jenes ferner fortgesetzet werden soll. In der General-Conferenz kommen meist lauter äußerliche Sachen vor. Hiernächst müssen wir selbst die Rechnung führen, welches uns nicht nur allein Zeit wegnimmt, sondern öfters auch leiblichen Schaden verursachet, darum weil wir nicht allezeit bei der Rechnung sitzen können, sondern hier und darzu Geld ausgeben, das wir nachmals vergessen anzuschreiben, weil wir nicht gleich bei der Rechnung gewesen sein, da wir es denn ersetzen müssen. Weiter nimmt uns die Uebersetzung der Bibel, das Bücherschreiben in malabarischer und portugiesischer Sprache, wie auch die Correspondenz nach Europa ziemliche Zeit weg, ist aber bei diesem Werk eine nothwendige Sache. Die Correspondenz hier in Indien müssen wir gleichfalls fortsetzen, da wir nicht allezeit geistliche Sachen schreiben können, sondern auch leibliche Sachen mit tractiren müssen. Z. E. öfters müssen wir der äußerlichen Missionsanstalten wegen von andern Oertern her Eisen, Kupfer, Balken, Bretter und andere Materialen verschreiben. Diese äußerlichen Dinge sind alle so beschaffen, daß sie zugleich mit dem Hauptwerke als ein nothwendiges annexum bei der Mission müssen betrieben werden, so daß man sie alle zum rechten Endzweck richtet und dabei allezeit die Sorge der Seelen seine Hauptsorge sein lässet. Und eben deswegen, weil man sich bei diesem Werke noch in so viele äußerliche Dinge einbegeben muß, so gehören gar sonderliche und wohlgesetzte Gemüther zu dem Missionarien-Amt, daß sie eins mit dem andern in gehöriger Ordnung recht zu betreiben wissen. Solche Personen, die sich in dem Umgange allerlei Menschen und bei Verrichtung äußerlicher Dinge so unruhig befinden und nichts anderes thun wollen, als nur in der Stille meditiren und dociren, dieselbigen schicken sich nicht wohl hierzu. Daß wir jetzigen Missionarien solche äußerlichen Dinge bei unserm Amte ohne großen Abbruch der Hauptsache verrichten können, kömmt zugleich mit daher, weil uns Gott die Gnade und Gabe gegeben, alle unser dociren, predigen, catechisiren, diskuriren mit den Heiden und andere solche eigentliche Amtsverrichtungen ohne Verlust vieler Zeit zu verrichten, indem wir dasjenige, was wir dociren wollen, nicht erst aufschreiben und memoriren dürfen, als wohl andere Lehrer thun, da wir doch in einem Tage über unterschiedliche Materien predigen, dociren und catechisiren und doch auch auf äußerliche Dinge einige Zeit wenden können. Sind aber unsere Nachfolger hierinen nicht expedit, so

soll es ihnen schwer und ganz unmöglich fallen, dasjenige zu thun, was durch den Beistand Gottes uns möglich zu thun gewesen. Unterdessen wollten wir gern von solchen äußerlichen Dingen frei sein, weil sie uns manche Sorge und Bekümmerniß verursachen; aber weil sie in der genauesten Connexion mit dem Werke verknüpft sein und gegenwärtig keine andere Verfassung gemachet werden kann, so nehmen wir sie willig über uns, uneracht, daß wir nicht den geringsten Vortheil, sondern lauter Mühe davon haben und eben nicht dazu verbunden wären, wenn uns nicht die Liebe darzu dränge, nach welcher wir das Werk gerne auf allerlei Art und Weise befördern wollen. Darbei aber bleibet unsere Haupt-Sorge und Bemühung, wie wir den Seelen durch das Wort Gottes beikommen und sie in der Gnade Gottes so weit bringen möchten, daß sie errettet und zu der Gemeinschaft Gottes gebracht werden. Daher sowohl publice als privatim von uns das Wort Gottes und die ganze Lehre der Seligkeit sehr reichlich, deutlich, einfältig und überzeuglich gehandelt wird, so als wie es der Zustand derer, die noch Heiden sein, und derer, die in die Zahl der Catechumenen gehören, wie auch derer, die schon getauft sein, erfordert.

Wie nun das Missionswerk hier mit vielen äußerlichen Dingen verknüpfet ist, so hat es auch daselbst in Europa solche äußerliche Dinge nöthig. Die interna, wodurch man allda solchem Werk zu Hülfe kommen kann, bestehen blos darinnen, daß man Gott um dessen Fortgang ernstlich anrufet und uns Missionarien durch Briefe erwecket, ermuntert, vermahnet und gute Rathschläge mittheilet. Das übrige bestehet alle in externis, daß man selbigen allerhand äußerliche Hülfsmittel darbiete und sich bemühe, uns selbige sicher zuzusenden, auch diesertwegen hin und wieder eine Correspondenz halte und zusehe, wie zum gesegneten Fortgange dieses Werks daselbst gute Verfassungen möchten gemacht werden.

Weil nun mein hochgeehrter Herr mit in dem dasigen Missions-Collegio stehet und als Secretarius sich gebrauchen läßt, so ist es freilich wahr, was Er schreibet, daß solche äußerlichen Dinge daselbst alle auf Ihn zusammenstoßen. Ich weiß auch ganz wohl, daß Er dafür keine besondere Besoldung, sondern nichts als viele Mühe und Arbeit hat. Unterdessen ist es gleichwohl nöthig, daß wir Jemanden daselbst haben, der solche äußerlichen Dinge über sich nimmt und besorget. Daher da er sich ein Gewissen darüber macht und Schaden an seiner eignen Seele darunter besorget, so wäre zu wünschen, daß er einen andern noch neben sich hätte, der solche äußerlichen Dinge besorgen

könnte. In England ist der Herr Secretarius Neumann zur Besorgung solcher äußerlichen Dinge überaus dienstfertig und geschäftig. Sie sind dort auch ganz willig, uns in particular zu dienen, wohl wissend, daß was sie uns Arbeitern zu gute thun, dem Werke selbst zu gute komme. Wie sie denn außer ihrem gewöhnlichen Präsent dies Jahr auf unser Verlangen und auf unsere Rechnung zwei Kisten Bier, 30 Ellen schwarzes Tuch zur Kleidung, allerhand Medicamente, Safran, Kümmel ꝛc. mit heraus gesendet haben und sich ganz willig erboten, uns ferner in solchen Dingen zu dienen.

Ich hätte überaus gern gewünschet, daß wir dies Jahr aus Dänemark Briefe bekommen hätten, daß ich aus selbigen desto besser einsehen können, wie man daselbst gegen uns eigentlich gesinnet sei. Unterdessen da keine von da bei uns eingelaufen sein, so haben wir doch aus andern Briefen verstanden, daß man allda sehr besorget sei, wir Missionarien würden uns durch die äußerlichen Dinge allzu sehr zerstreuen und allgemach von dem rechten Zwecke unsers Amts abkommen, ja mithin ganz weltlich werden. Wo nun solche Besorgung nur blos dabei bleibet, daß man uns deswegen ermahnet und warnet, so kann sie keinen Schaden thun, und wir werden ganz willig solche Vermahnung annehmen und selbige uns zu Nutze machen, als die wir gar wohl wissen, daß wir noch in der Welt sein und in Gefahr stehen, zurückzufallen und vereitelt zu werden. Daher wir niemals genug machen und uns sattsam verwahren können und ganz nöthig haben, auch von andern treuen Knechten hierzu ermuntert zu werden. Wir prätendiren nur dabei, daß man unsere Schwachheiten mit Geduld tragen und nicht alles an uns zur Sünde machen wolle, was in sich selbsten keine Sünde ist, sondern erst durch den Mißbrauch zur Sünde wird. Wenn aber solche Besorgung bei denen, die solchem Werk die Hand bieten sollen, gegen uns ein völliges Mißtrauen verursachet und so weit gehet, daß man uns und das Werk gleichsam dahin giebet, auch Muth und Hand sinken lassen will, selbiges ferner zu unterstützen, so ist solch Mißtrauen gegen uns der Grund zu vielen bösen Consequenzen, dadurch das Werk nicht anders als großen Schaden leiden muß. Wie ich denn besorge, daß es daselbst schon so weit gekommen ist und kann die zweijährige Unterlassung des Schreibens an uns und die Zurückbehaltung des Missionsgeldes nirgends anders herleiten als aus diesem Grunde. Die Correspondenz mit den Freunder in England lieget auch stille, da doch anjetzo, da keine Schiffe aus Dänemark gekommen, England derjenige Weg ist, dadurch wir nöthigen Bericht von diesem Werke überschreiben und von dannen wie-

der Nachricht erhalten können. Wäre dieser Weg uns nicht offen, so würden sie daselbst nicht wissen, ob noch eine Mission hier in Indien sei oder nicht, und wir würden auch nicht wissen, was der Mission wegen daselbst vorginge. Ja da auch im November vorigen Jahres selbst aus Kopenhagen von der Compagnie ein Fiscal herausgesendet worden und viele andere mit selbigem hierher zugeschrieben haben, so sind doch wir Missionarien allein ohne briefliche Nachricht gelassen worden. Aus Ursache, daß man dies Jahr abermals das Missionsgeld nicht übersendet oder doch, wo es etwa auf einem holländischen Schiff noch rückständig sein sollte, gleichwohl keinen Advisbrief mit englischen Schiffen an uns herausgeschicket hat, wurden wir genöthigt, eine Summe Geldes auf Interesse zu nehmen und selbige mit einem schweren Zinse zu verzinsen. Und weil hier am Orte kein Geld vorhanden ist, wird einer von uns genöthigt werden, in wenigen Tagen selbst nach Madras zu reisen. Es wird aber solches Mißtrauen, wo es nicht bei Zeiten gehoben wird, noch mehrere und größere Consequenzen zum Schaden dieses Werks nach sich ziehen. Denn wenn man kein Vertrauen mehr zu uns Arbeitern hat, auf welche doch alles in diesem Werke ankommt, sondern meinet, es könne durch uns ferner nichts mehr ausgerichtet werden, so fällt daselbst aller Eifer, Ernst und Fleiß dem Werke zu Hülfe zu kommen dahin. Dasjenige, was wir von äußerlichen Dingen dahin berichten, wird nicht nach der Liebe, sondern nach dem einmal gegen uns gefaßten Mißtrauen geurtheilet. Die Gemüther, die vorhin dem Werke geneigt gewesen, werden abwendig gemacht, denjenigen, die als Mitarbeiter herausgesendet werden, wird eine widrige Idee von uns eingeprägt. Wir selbst werden in unserer Arbeit niedergeschlagen und müde gemacht, also daß dasjenige, was uns vorher leicht war, nunmehr ganz schwer wird und was andere dergleichen Consequenzen mehr. Wenn ich dieses alles bei mir überlege und solchen Consequenzen entgegensehe, so wird mein Herz voller Betrübniß und Traurigkeit, daß ich manches mit Seufzen thue, was ich doch mit Freuden thun sollte. Unterdessen ergebe ich mich in alles und lasse dieses meinen ersten Vorsatz sein, durch göttlichen Beistand in aller Treue und nach allem Vermögen dasjenige, was mir oblieget, ferner mit Anrufung Gottes und unermüdetem Fleiß zu verrichten und meine Leibes- und Seelenkräfte ganz gerne bei solchem Werke aufzuopfern.

Mein hochwerthester Herr und Freund wolle es zum besten aufnehmen, daß ich in diesem Briefe so gar offenherzig bin und so weitläufig auf sein Schreiben antworte. Es geschieht zu keinem andern Ende, als daß hinführo zur Beförderung dieses Werkes ein besseres

Vertrauen und Verständniß unter uns möchte angerichtet werden, als welches höchst nöthig ist, wenn anders den jetzt gemeldeten Consequenzen vorgebeugt werden soll. Ich versichere Ihn, daß ich Ihn herzlich liebe und gerne alles aus dem Wege geräumet wollte wissen, was unserer Liebe ein Hinderniß setzen könnte. Er kann auch gewiß glauben, daß seine Erinnerung, um die Hauptsache mit Ernst zu treiben, ganz fruchtbar und nützlich bei mir gewesen ist. Ich erkenne meine Schwachheit, Fehler, Gebrechen und Unvermögen. Doch kann ich mit Aufrichtigkeit meines Herzens bezeugen, daß mir es hauptsächlich darum in der Welt zu thun sei, wie ich meine und anderer Seelen erretten und zu Gott führen möchte. Und da ich gewahr werde, daß meine Arbeit öfters nicht den gesuchten Endzweck erreichet, so überfällt mich manchmal eine solche Betrübniß und Traurigkeit, daß ich mich nicht zu trösten weiß und habe manche schlaflose Nächte. Es gehöret gar große Geduld darzu, daß man unermüdet mit den Heilsmitteln an den Seelen arbeitet und Gott um Gnade, Kraft, Segen und Gedeihen anrufet, sich aber nicht abschrecken lässet, wenn die Arbeit vergeblich zu sein scheinet. Gott wird ja durchkämpfen helfen und machen, daß ich ferner mein Amt mit Frucht und Nutzen zu vieler Seelen Heil führen kann.

Schließlich bitte ich an alle hohe Gönner und Freunde daselbst meine gehorsamste Empfehlung zu machen. Meine Frau danket für den überschriebenen Gruß und lässet wiederum grüßen. Der Herr hat uns nunmehr schon zwei Söhne geschenket, die ich diesem Werke gewidmet habe, wenn sie anders Gott leben lässet und ihnen nöthige Geistesgaben mittheilet.

Ich ergebe meinen hochgeehrten Herrn der Leitung und Führung Gottes stets verharrend

Tranquebar, den 15. Aug. 1718.

meines hochgeehrten Herrn Wendts
zu Gebet und Liebe verbundenster
Barthol. Ziegenbalg.

Durch diesen Brief läßt uns Ziegenbalg wenige Monate vor seinem Tode einen Rückblick thun auf seine ganze Amtsarbeit, wir erkennen seine Missionsideen und hören von den verborgensten Sorgen seines Herzens. Wie groß erscheint aber darnach auch die Differenz mit dem Missionscollegium und dessen Secretair! Und es handelt sich nicht etwa um einen bloßen Wortkampf, sondern das Collegium führt seine Ideen gleich praktisch aus. Seit Ziegenbalg in Indien weilte, waren noch keine Gelder wieder geschickt worden, durch die Beiträge

und Collekten aus allen Theilen Deutschlands hatte er im Ganzen etwa 10000 Thaler zusammen bekommen, gewiß nicht durch Verdienst des Collegiums, aber dennoch hielt sich dasselbe dadurch berechtigt, die Gelder aus der königlichen Missionsfundation zur Hebung des Christenthums im eigenen Lande durch wohlfeilen Bibeldruck 2c. zu verwenden — die erste traurige Confusion zwischen den äußern und der sogenannten innern Mission. Ohne nur von Indien einen ersten Brief abzuwarten, hielt man sich von vornherein versichert, daß solche Menge Geldes die Missionare verweltlichen müßte, hatte doch Ziegenbalg an alle Freunde geschrieben, er brauche Geld zu einem Kirchenbau und zu Schulen. Wendts Schreiben hieher zu setzen, ist durch Ziegenbalgs Antwort schon überflüssig gemacht, wir wählen dafür eine bestimmtere Stelle aus einem Briefe Wendts nach Halle vom 8. Nov. 1718, welche den durchgreifendsten Gegensatz gegen Ziegenbalgs obige Anschauungen offenbart: „Wie Sie die Mission anjetzo ansehen, wird dem sämmtlichen Collegio, so auch mir zu vernehmen sehr angenehm sein. — Mit einem solchen System von Bequemlichkeiten dieses Lebens und menschlichen Hülfsmitteln läßt sich nicht weit kommen, es hält mehr auf als es fördert. Der Mann, der der Erstling ist des erlösten Menschengeschlechts und an seinem Theil gewiesen hat, wie es mit den übrigen erfolgen solle, hat sich des Dinges geäußert, auch in seinen ersten Gliedern, den Jüngern und Aposteln, ein Muster gegeben, wie man ihm gleich werden müsse und mit der Fülle des Geistes durchdringen, wenn man Seelen von der Welt zu Gott, zum himmlischen und geistlichen Sinn, zur Seligkeit bringen wolle. Und so die Bequemlichkeiten dieses Lebens, die menschlichen und weltlichen Hülfsmittel was sonderliches ausrichten könnten, hätte Er, das Haupt, sie in seiner Macht und hätte sich und seine Glieder so reichlich damit versehen können, als es kein sterblicher Mensch thun wird noch kann. Ein großer Vortheil an der Mission ist es und hat man Gott herzlich zu danken, daß er den Missionärs noch immer eine neue Thür nach der andern eröffnet, auch auf auswärtigen Plätzen, und wolle Gott seine Barmherzigkeit lassen immer weiter ausbrechen. Sollten aber zu den neuen Plätzen immer neue Fundationen hinzukommen müssen, daß Kirchen und Schulen von Geldern aus Europa gebauet und Kirchen- und Schulbedienten von den Missionaren unterhalten werden: so wird die Mission in wenig Plätzen beschlossen werden und der Lauf des Evangelii bald gehemmet werden. Asia muß sich in externis selbst helfen können ohne Europa, und muß aus Europa nur das göttliche und himmlische haben, das Wort Gottes und das

göttliche Leben, oder es wird nichts daraus. Jesus hat ohne externis das göttliche Erkenntniß, das göttliche Leben, seinen Geist in die Welt gebracht, und da solches erstlich in die Jünger kommen, ist dieses Licht von ihnen auf die übrigen gebracht, die da gläubig worden. Haben wir das in Europa, und wir senden die Leute, die es haben, in Asia, so ist ihr Werk, daß sie dies Leben in die Indianer bringen, und unser Werk, daß wir dazu helfen, und damit haben wir genug gethan; Geld zu Kirchen, Essen und Trinken soll Europa nicht in Asiam senden, das wird allzu weitläufig, das wird kein Ende sein, auch Europa nicht Zulänglichkeit haben, als das für seine eigene Verschwendung nicht genug hat, sondern es aus den andern Theilen der Welt zusammenholen muß. — Wirds nicht so, daß erstlich Gemeinen gesammelt und durch die Lehre Christi ein solcher Sinn in sie kömmt, daß sie die externa selbst besorgen, so ist nicht Deutschland, noch England, noch Dänemark capabel dazu, und wenn es auch wäre, gehets doch nicht an, es wird nichts daraus. Wie wir selbst sind, so ziehen wir andere. Wollen nun die Missionarien sich so in externa hineinstecken, wie Herr Propst Ziegenbalg und Herr M. Gründler thun: so werden sie denen, so sie bekehren wollen, einen gleichen Appetit und Sinn einpflanzen mit ihren Werken und Wandel ohne Wort, und so wirds schlecht aussehen und die armen Leute schlechter daran sein als sie gegenwärtig sind. — Herr Ziegenbalg hat sich einen Garten und Haus von wenigem Gebrauch um 1000 Thaler von den Geldern gebaut (?), die wohl intentionirte Seelen ihm nicht um Häuser und Gärten willen geschenket haben. Sie bauen eine Kirche von so viel Tausenden, dadurch keine einige Seele errettet wird. Aber was wird daraus? ein europäisches Christenthum, das die Welt für den Himmel erwählet. Wenn einfältige Indianer oder kluge Bramanen im N. T. von dem armseligen Jesu lesen und von seinen treuen und gleichgesinnten Jüngern und benachrichtigt werden, daß zween davon in Trankebar sein sollen, so werden sie dieselbe, wenn sie solche zu sehen nach Trankebar kommen, eben so wenig in Propst Ziegenbalgs und M. Gründlers Hause vermuthen, als die fleischlichen Juden ihren Messiam an Jesu in der Krippen und in der Knechtsgestalt des Menschensohns. M. Gründlern seine Heirath ist die Pest für ihn und seinen Collegen, gebe Gott nicht auch für die nachfolgenden Missionarien. Doch glaube ich, wird Gott Herrn Ziegenbalg wieder aus der Welt erretten, wenn Herr M. Gründler ein Kaufmann worden, und wenn nicht mit Worten, sondern mit Werken die

Welt bekennet, die Er lieb gewonnen." — — Doch wir müssen abbrechen, um nicht durch weitere Mittheilung solcher Verläumdungen und solches frommen Unsinns die Geduld der Leser zu sehr zu ermüden. Hiergegen gehalten, ist doch Ziegenbalgs obiger Brief außerordentlich milde und gemessen, und Wendt's geistlicher Aufgeblasenheit gegenüber, ist der väterlich berathende Ton des erfahrenen Streiters Gottes recht wohl gewählt. Ihm, dem in Mühseligkeiten aller Art ergrauten oder doch früh schwach gewordenen Manne, wird es zum Vorwurf gemacht, daß er sich von seinem eigenen Erbgut und den persönlichen Geschenken seiner Freunde und Gönner ein stilles Plätzchen zur Arbeit ankauft. Sein Gesuch um Erhöhung des Gehalts, von A. H. Francke als billig und nöthig dringend befürwortet [1]), brauchte mehrere Jahre zur Erledigung, und dann erhält er statt nach Francke's Wunsch 500 nur 300 Thaler, aber mit solchen unwürdigen Bedingungen, daß er sie von sich wies. Bei der zunehmenden Entkräftung brauchte er kräftige europäische Speisen und Getränke, da hielt ihm das Missionscollegium vor, wie erfreulich es früher Sr. Majestät gewesen, daß er sich mit der einfachen tamulischen Kost beholfen. Gründler wurde die Gehaltserhöhung nicht bewilligt, weil er eine reiche Frau geheirathet habe; deren Reichthümer — 8000 Thaler — standen in Kopenhagen auf Zinsen, Gründler erbot sich den Zehnten der Zinsen an die Mission zu zahlen, wenn nur ein Collegialmitglied für die Uebermachung der Gelder sorgen wolle, nein er konnte diese bei der weiten Entfernung selbstverständliche Gefälligkeit nicht erlangen. Kurz das Verfahren des Missionscollegiums oder richtiger Wendts verstößt nicht nur gegen das ABC der Missionsleitung, sondern ist auch im höchsten Grade unbillig und willkürlich.

---

1) „Es gedenken auch die Missionarien von der Erhöhung ihres Salärs, welches mich gar nicht Wunder nimmt, sondern gar gewiß, daß solche Erhöhung nöthig sei, weil es, wie alle Beschreibungen anzeigen, drinnen nicht wohlfeil, sondern vielmehr theuer zehren ist. Ich wünschte einem Jeden Hrn. Ziegenbalg und Hrn. Gründler 500 Thlr. oder zum wenigsten 400. Sie haben sich genug legitimirt, daß sie nicht das Zeitliche suchen, und so viel wird ein Jeder zu seiner Haushaltung bei manchen ihnen auf den Hals fallenden unvermeidlichen Ausgaben wohl bedürfen. Sie sind auch beide von den Qualitäten, daß sie hieraußen leicht zu einer Station könnten gezogen werden, da sie noch ein mehrers kriegten, und kann man Gott nimmer genug danken, daß er sie bei dem göttlichen Sinn erhält, auf keine zeitlichen Vortheile in Europa zu reflectiren, sondern bei den Indianern zu leben und zu sterben." A. H. Francke.

Ersten Anlaß zu Mißtrauen scheint für den unverheiratheten Wendt die Verheirathung beider Missionare nach langjähriger einsamer Arbeit gegeben zu haben. Nun ist allerdings wahr, daß Gründler dabei sich leichtsinnig benommen; sechs Jahre hatte er gewartet, daß man ihm eine Gehülfin senden sollte, zuletzt hatte er noch Ziegenbalg den Auftrag gegeben, aber im richtigen Vorgefühl, daß auch diese Bemühung vergeblich sein würde, darnach eine in dessen Abwesenheit sich darbietende Gelegenheit ergriffen und die Wittwe des Vice-Commandanten geheirathet. Er mochte sich wohl trösten, daß im ungünstigen Fall einer der vielen Trankebarer Junggesellen die seltene Gelegenheit ergreifen und die Jungfer heimführen werde. Dies war mehr als wahrscheinlich, es war Gewißheit, und wurde später glücklich vollführt, als man für Miss. Schwartz wider seinen Willen eine Braut verschrieben hatte, und als Schwartz sie entrüstet von sich wies. Zum mindesten hatte Gründler nicht zart gehandelt, und sollte er vielleicht mit einem Auge nach dem Vermögen geschielt haben, welches sich bei der Mission so sehr schön brauchen ließ, mag er vielleicht sich wegen des höhern Umganges einige Bequemlichkeiten mehr verstattet haben, als man damals für einen Missionar geziemend hielt, so hat er stark dafür gebüßt durch die bösen Gerüchte und die beleidigende Haltung des Collegiums. Was aber hatte der arme Ziegenbalg damit zu thun? er hatte doch vorher die Einwilligung des Collegiums erhalten, der Präsident von Holstein hatte ihm aufs freundlichste gratulirt, A. H. Francke die Wahl gebilligt, und äußere Schätze brachte ihm seine Frau so wenig zu, daß vielmehr die Mutter an ihrer Hände Arbeit eine Hauptquelle ihres Unterhalts verlor. Wendt aber hatte sich einmal in den Kopf gesetzt, das Amt eines Missionars bestehe darin, predigend von einem Ort zum andern zu ziehen, und nun schaute er im Geist immer die Carricatur, welche die Katholiken gezeichnet hatten: Ziegenbalg, wie er unter die Heiden ziehen will, von seiner lamentirenden Frau am Rocke zurückgehalten, während die Kinder schreiend ihm vor den Füßen liegen. Von Halle kam ihm die Erinnerung: „Auch ist der eheliche Stand, worein sich die Missionarii gegeben haben, an ihm selbst keine strafbare Weitläuftigkeit, welche der Mission hinderlich wäre. Denn sonst hätten auch die Apostel des Herrn selbst außer der Ehe müssen gelebet haben, wovon doch, wenigstens was einige unter ihnen betrifft, das Gegentheil am Tage lieget." Zu solcher Erinnerung hatte A. H. Francke um so mehr Veranlassung, als er selbst im Herbst 1718 eine bittere Frucht solcher Anschauungen hatte kosten müssen. Lange Jahre hindurch hatten zwei fromme Jünglinge aus den deutsch-dänischen

Provinzen, Nik. Dal und Andr. Hammerich, Bruder des im Bövinghischen Streit erwähnten Rendsburger Pastors, unter seiner Aufsicht studirt und sich speciell für das Missionsfach vorbereitet. Sie hatten auch schon ihr Examen in Kopenhangen bestanden, ja das Gepäck war schon nach England vorausgegangen und in wenig Tagen wollen sie sich dahin von Halle aufmachen, da erfährt das Collegium auf Hammerichs eigene Veranlassung, daß er dem Vormund eines Mädchens in Kopenhagen schon auf der Universität, ehe er noch an Mission dachte, das Versprechen gethan, sie später zu ehelichen. Wendt richtete darauf ein Privatschreiben an ihn, dessen Inhalt er so angiebt: „In meinem Brief habe ich ihm solch Vorhaben widerrathen, so es noch nicht reif bei ihm durchgearbeitet und irgends in einer Eilfertigkeit resolvirt sei. Die Ursachen sind einestheils die allgemeine 1. Cor. 7, anderntheils die besondern Umstände der Mission, welche dadurch, daß die jetzigen Missionärs durch ihre Heirathen an Trankebar gebunden sind, hauptsächlich unverheirathete Personen erfordert, die das Hauptwerk, die mündliche Verkündigung des Evangelii, ungehindert und ungebunden betreiben können und unter die Heiden ausgehen und erwarten, was desfalls über sie komme." Hammerich, der gern mit ganzem Herzen seinem künftigen Beruf angehören wollte, erfährt kaum von diesem möglichen Hinderniß, als er an seine Braut schreibt, und das Ende ist, beide geben sich um der Sache des HErrn willen ihr Jawort zurück. Was thut nun aber das Collegium? Herr von Holsten, die übrigen Collegialmitglieder und der Herr Secretär Wendt schließen aus dieser schnellen Lösung auf unbeständigen Gemüthscharakter, und da Hammerich privatim geschrieben, wie ihn der Vorgang an Leib und Gemüth sehr angegriffen, so wird es für gefährlich gehalten, ihn mit solcher Gemüthsunruhe nach Indien zu senden und beschlossen von seiner Aussendung abzusehen und Francke um eine Neuwahl zu bitten. Obwohl nun A. H. Francke wiederholt sein Bedauern über solches Vorgehen meldete und Hammerich das günstigste Zeugniß gab, blieb ihm doch nichts übrig als schnell einen andern zu wählen, es wurden dann sogar ihrer zwei: Kistenmacher und Benj. Schultze.

Nach den vorhandenen Briefschaften haben sich die Hallenser der beargwöhnten Missionare auch schon vor jener persönlichen Erfahrung redlich angenommen und vollends nachher, obwohl immer in schonendster Sprache. Sie finden es in der Ordnung, daß die Missionare sich des leiblichen Unterhalts der Bekehrten annehmen: „Und halten wir dafür, daß Paulus selbst, wenn er sich in solchen Umständen gefunden hätte, solches würde gethan haben, wie er denn so gar auch

als ein Teppichmacher gearbeitet und solches für keine Distraktion in seinem Apostelamt gehalten hat." Bezüglich des Ausgehens unter die Heiden wird treffend erinnert, daß im Gegentheil die anfängliche Absicht des Königs und Dr. Lütkens nur auf des Königs Unterthanen in Trankebar gerichtet gewesen sei, ohne Zustimmung der Missionare dürfe der Plan daher gar nicht geändert werden: „Hiesigen Ortes kann man vorerst nicht einmal rathen, daß die Missionarien weiter gehen; denn solchergestalt würde das was zu Trankebar angefangen ist, wiederum zu Grunde gehen, wegen Mangel solcher Leute, die daselbst in der abgehenden Missionarien Stelle eintreten könnten. — Wir meinen, daß man dabei auf einen göttlichen Finger und Aufschluß sowohl in dem Werke selbst als auch in der Missionarien Freudigkeit warten müsse. Hatten doch die Apostel des Herrn ausdrücklichen Befehl, hinzugehen in alle Welt und zu lehren alle Heiden, und gleichwohl haben sie sich anfänglich eine gute Weile zu Jerusalem und in Judäa aufgehalten, bis sie Gott durch eine zu Jerusalem entstandene Verfolgung aus einander trieb und ihnen nach und nach unter den Heiden eine Thür eröffnete. Paulus ließ insonderheit dieses sein Werk sein, daß er das Evangelium Christi unter die Heiden brachte, und dennoch als er in Creta Gemeinen angerichtet hatte, wich er nicht von dannen, bis er einen Titum daselbst lassen konnte, der da vollends anrichten möchte, wo ers gelassen hatte." Zum Schluß heißt es, man möge doch den Stil in den Briefen nach Indien so einrichten, „daß das gute Einvernehmen mit den Missionarien als Leuten, die von Anfang an die größte Last getragen und noch tragen, denen man auch, wenn sie müde würden und abgingen, nicht leicht gleich geschickte Nachfolger geben könnte, unverletzt und die Missionarien bei gutem Muth bleiben."

Bei alledem würde man sich täuschen, wenn man die Hallenser und ihren Kreis mit der Richtung der Missionare völlig einverstanden dächte. Sie beschieden sich nur, „daß auch in solchen Dingen, zu welchen wir sonst nicht rathen würden, dennoch dem eigenen Befinden und Erkenntniß der Missionarien, da sie nämlich die dort gegenwärtigen Umstände des Werkes mehr als wir vor Augen haben, ein vieles zu überlassen sei," sonst aber herrschte in dem Punkt Uebereinstimmung mit Kopenhagen, „daß die Mission so wenigen Schweif als immer möglich von äußerlichen Dingen haben müsse, wofern sie nicht in ihrem Lauf solle gehindert werden: weswegen wir auch bei aller Gelegenheit die Missionarien mit dahin angewiesen haben und noch ferner anweisen werden, sich dessen, was ihnen im Hauptwerk ihres Amts hin-

derlich fallen will, alles Fleißes und so viel immer möglich ist zu entschlagen." Solche Ermahnungen flossen aber keineswegs blos aus Rücksicht auf Kopenhagen, wenn z. B. Ziegenbalg der Druck seiner mit größtem Fleiß ausgearbeiteten wissenschaftlichen Werke abgeschlagen wurde, weil man solchen heidnischen Unsinn auszurotten, nicht aber weiter zu verbreiten habe. Die Nachricht von dem neuen Kirchbau und der Einweihung gedachte man anfänglich nicht zu veröffentlichen, „weil nicht zu vermuthen, daß diese Erzählung bei gutgesinnten Seelen sonderlich angenehm sein und günstige Folgen nach sich ziehen würde. — Wir hatten Nachricht, daß hier und da sonst gutgesinnte Leute über den weitläuftigen Kirchbau nicht eben Freude bezeuget, sondern vielmehr zu verstehen gegeben haben, daß sie die in Europa gesammelten Almosen wünschten zu essentielleren und nöthigern Dingen, als ein solcher Kirchbau ist, angewandt zu sein; es hätten doch die Apostel zu ihrer Zeit, wo sie hingekommen, alles mit dem Evangelio Christi erfüllet, ob sie gleich keine Kirchen gebaut oder auch nur dazu angerathen hätten; man müsse bei Pflanzung neuer Gemeinden mehr auf das Modell der ersten apostolischen als auf unsere gegenwärtige Kirchen-Verfassung sehen; eine Seele dem Herrn Christo zu gewinnen sei viel köstlicher, als große Kirchen zu bauen. Und dergleichen Urtheile kommen nicht etwa allein von Kopenhagen, sondern auch von andern Orten in und außerhalb Deutschlands. — Selbst in England, da man doch unter den Protestanten noch am meisten auf einen äußerlichen Glanz im Cultus zu sehen pflegt, soll dennoch die Frage vorgefallen sein, warum doch die Missionarien anstatt großer Kirchen nicht lieber erwählten große Säle, dergleichen etwa derjenige ist, worauf im hiesigen Waisenhaus die wöchentlichen Versammlungen gehalten werden, zu errichten, weil dieselben nicht allein weniger Kosten erforderten, sondern auch der Einfalt der ersten Christengemeine gemäßer wären, denn die großen Kirchgebäude, welche schon einen gekünstelten Gottesdienst vorstelleten." Und auch diese lieben Missionsfreunde bewiesen ihr Mißfallen an der neuen Richtung, den schönen Kirchen und dem gekünstelten Gottesdienst, gleichfalls alsbald durch die That, die Beiträge schmolzen in erschrecklicher Weise zusammen. „Es ist der Zugang nicht so erklecklich gewesen, daß den Missionarien eine große Unterstützung dadurch könnte gegeben werden, schreibt A. H. Francke nach Kopenhagen und sucht den Grund darin, daß so lange keine neue Nachricht erschienen, fügt aber dann bei: „Es sind durch einige Briefe auch wohl viele in die Gedanken gebracht, daß das Werk schon in den Stand gesetzet sei, daß man so vielen Beitrag nicht mehr von nöthen hätte."

Die letztere Anschauung bildete zu Ziegenbalgs aus der Erfahrung gewonnenen Grundsätzen so ziemlich einen direkten Gegensatz, er hatte nur zu fühlbar in den letzten Jahren merken müssen, daß seine kleine Gemeinde in den Grundelementen des christlichen Glaubens noch nicht fest sei, viele gingen gänzlich zurück, viele geriethen in schwere Sünden [1]), er konnte sich nicht länger verhehlen, daß er früher die Verhältnisse zu golden angeschaut und schnellere Erfolge geträumt hatte; und sicher, weil er den Bau einer christlichen Kirche unter seinen Tamulen als das Werk von Jahrhunderten ansah, wozu er nur die ersten Steine legen könnte, wollte er dauernde Einrichtungen treffen, welche auch manche Stürme überdauern könnten. Wie wurde ihm das Herz so schwer, wenn er im Kirchenbuch die Namen der Getauften überlas; bei einigen ein Kreuz, daß sie eingegangen zur ewigen Heimath, wie er hoffte, bei viel viel mehreren aber das Zeichen des Abfalls und unter denen, die noch übrig blieben, wie viele wahrhaft Bekehrte? Ach, wenn er das Leben der Meisten ansah, wie wurde ihm so bange;

---

1) Missionar Dal, den wir freilich in seiner ersten Periode nicht als competenten Richter gelten lassen können und der stets eine scharfe Feder führte, urtheilt im Juni 1725 über die Erstlinge aus den Tamulen überaus hart: „Die malabarischen Christen, so wir aus den Heiden haben, sind fast nichts als der Schaum der übrigen Malabaren. Der Erstling aus den Malabaren Andreas ist noch hier, kömmt aber kaum alle halbe Jahr einmal in die Kirche. Die übrigen vom Jahr 1707 sind meistens Katholiken gewesen, die sich um der Almosen willen zu den Missionarien gehalten. Die folgenden, wofern sie nicht gar Hurer und Ehebrecher sind, oder schon längst davon gelaufen, fragen so wenig nach Gottes Wort als andere Heiden. Vor 2 Jahren hat gar ein Catechet sammt seiner Frauen dem Teufel geopfert, um die Frucht aus dem Leib eines andern Weibes in den Leib seiner Frauen zu versetzen, und er ist nach wie vor Catechet, weil man keinen bessern an seiner Stelle hat. Dieses alles aber schreibe ich nicht im Unglauben, dergleichen ich oft an Herrn Pastor Schultze bemerke. Allein, ob wir schon in manchen Punkten verschiedene Principien hegen: so kommen wir doch beide darinnen überein, daß Bövingh hat Wahrheiten und die andern Missionarien Unwahrheiten (?) nach Europa geschrieben (Modaliapa und der blinde Catechet). Die Missionarien sind betrogen worden und haben andere mit sich betrogen. Nachgehends haben sie wohl das große Verderben besser eingesehen, allein da haben sie sich geschämt, ihre vorigen Berichte zu revociren.“ Dal hätte gerechter Weise hinzufügen müssen: „So sehr sind diese schwachen Erstlinge durch meine Unthätigkeit und Schultzes falsche Thäigkeit, durch den gänzlichen Mangel specieller Seelsorge in wenig Jahren verkommen, und daraus möge man daheim schließen, daß unmöglich Missionare ihre neugesammelten Gemeinden verlassen und in die weite Welt ziehen können.“

und die äußerlich Unbescholtenen, die nach seinem Urtheil Frommen, was bürgte ihm, daß sie nicht auch wie viele andere noch wieder abfielen? Schlaflos brachte er die Nächte zu auf seinem Lager, klagend und betend, um dann Tags über mit aller Kraft an diesen Seelen zu arbeiten mit Predigen und Lehren und Spenden der Sakramente. Und während sein Gewissen ihn hieß, hier am Orte erst seine Seelsorgerpflicht zu thun, kamen dann Briefe aus Europa und forderten, er solle ausziehen weiter unter die Heiden, in Trankebar sei nun das Werk schon gethan, dazu würden keine Gelder mehr bewilligt und gegeben. Wenn er dazu seinen gebrechlichen Körper ansah, so kam ihm wohl der Gedanke, die Mission zu verlassen, wie Gründler berichtet: „Ich kann hier nicht vorbeigehen zu gedenken, daß der liebe Herr Propst in seiner Schwachheit, da er dabei offen sein konnte, mir zweimal eröffnet hat, er würde sich doch noch vom Missionswerke losmachen und nach Vaterland gehen und sagete unter andern: das Mißverständniß in Kopenhagen gegen uns Missionarien wird doch weiter ausbrechen, und das haben wir von unserer schweren Arbeit. Ich antwortete ihm, er möchte diese Anfechtung überwinden und die folgende Post von Kopenhagen erwarten, da es denn wohl anders lauten würde." Diesem traurigen Berichte gegenüber ist es wenigstens erfreulich, daß Ziegenbalg in dem wahrscheinlich letzten von seiner Hand, in einem Brief an Wendt vom 19. Januar 1719, worin er die Uebertragung aller Amtsgeschäfte auf Gründler meldet, kein Wort von einem möglichen Verlassen der Mission schreibt, obwohl er ausführlich und ausdrücklich den Sitz der Krankheit aus Gemüthsbewegung herleitet: „In unserm Schreiben an das Collegium ist gedacht worden, daß ich 1½ Monat bettlägerig gewesen. Nachher schien es zwar etwas besser zu werden, ich fing auch an die Feiertage über zu predigen, aber es hat keinen Bestand gehabt. Anjetzo stehet es mit mir eben so schlecht als zuvor und will keine Medicin bei mir anschlagen. Die Ursach solcher Krankheit rühret von dem Gemüth her. Denn es ist schon zu 1½ Jahren her eine starke Anfechtung, Betrübniß und Kümmerniß meines Amtes wegen in meinem Herzen gewesen, die mich manche Nacht nicht hat schlafen lassen. Diese ist immer vermehret worden durch die vielen Begebenheiten, die sich bei diesem Werke ereignen. Auch haben einige Briefe, die wir Anno 1717 und 1718 von Europa bekommen, nicht wenig dazu beigetragen und mein Gemüth dermaßen niedergeschlagen, daß ich meine Amtsgeschäfte nicht mehr mit voriger Freudigkeit habe verrichten können. Und da ich zugleich gesehen, daß nach meiner Wiederkunft das Werk weit weniger aus Dänemark un-

terstützt worden, als vorher, so hat mir solches manche Betrübniß verursachet, weil ich mir weit bessere Wirkung von meiner beschwerlichen Hin- und Wieder-Reise versprochen, als ich bisher noch gesehen habe. Diese Gemüthsanfechtung und Betrübniß hat denn nun eine starke Influenz in die motus vitales und in alle Theile des Körpers gehabt, daß ich $1^1/_2$ Jahr her immer Leibesbeschwerung gehabt habe. Wozu denn noch die vielen Fatiguen kommen, die ich Zeit meines Amts habe ausstehen müssen. — Ich nehme solche Prüfung mit Geduld an und habe das Vertrauen zu Gott, er werde ja auf einige Art und Weise Hülfe schaffen, daß ich wieder in den Stand komme, dem Werke nützlich zu sein. Es geschehe in allem sein heiliger Wille." Darnach geschah denn auch Gottes heil. Wille, indem er seinen Gerechten hinwegnahm, schon einen Monat später, ehe noch das Unglück völlig hereinbrach. Der Arzt in Negapatnam hatte Ziegenbalg den Rath gegeben, 30 Tage hindurch die Stahlkur zu gebrauchen, und da sie ihm früher in Erfurt gut bekommen war, ging er bereitwillig darauf ein, täglich gefeilten, rohen Stahl einzunehmen. Die Kur schwächte ihn zusehends, am zehnten Tage mußte er sie aufgeben und sich zum Tode bereiten. Das heil. Abendmahl hatte er sich schon am 11. Februar, dem dänischen Dankfagungsfeste, reichen lassen, am letzten Sonntage versammelte er dann die tamulische Gemeinde um sein Bett und ermahnte sie zur Beständigkeit im Glauben. Der 23. Februar 1719 war sein Todestag; früh um 7 Uhr stellten sich deutliche Anzeichen des nahenden Todes ein. „Ich kann nicht mehr sprechen, Gott lasse nur das, was ich gesprochen, in Segen sein. — Ich habe mich täglich dem Willen meines Gottes ergeben. — Christus spricht, Vater ich will, daß wo ich bin, da soll auch mein Diener sein:" waren die Worte, welche er nach einander auf den Zuspruch tröstlicher Sprüche erwiderte. Plötzlich griff er mit schleuniger Bewegung nach den Augen: „Wie ist mirs denn so helle vor den Augen, ists doch, als wenn mir die Sonne in die Augen schiene." Dann ließ er sich auf dem Clavier: Jesus, meine Zuversicht, vorspielen und bis zu Ende singen. Darnach, es war um 11 Uhr, entschlief er in seinem Ruhestuhl in einem Alter von 35 Jahren, 7 Monaten und 18 Tagen.

Die Trauerkunde verbreitete große Bestürzung in der Stadt, die ersten Personen kamen alsbald zu condoliren; sämmtliche europäische Frauen fanden sich ein die Leiche einzukleiden; vor Abend war es geschehen, aber alle blieben, die letzte Nacht bei der theuern Leiche zu wachen. Am nächsten Tage Nachmittags $^1/_2 5$ geleitete ein großes Ge-

folge den schwarzbeschlagenen Sarg hinüber in die Neue Jerusalemskirche. Gründler hatte, gewiß in Erinnerung des Geburtstages des Entschlafenen, Joh. 3, 29, 30 zum Text seiner Leichenpredigt gewählt: „Wer die Braut hat, der ist der Bräutigam; der Freund aber des Bräutigams stehet und höret ihm zu und freuet sich hoch über des Bräutigams Stimme. Dieselbige meine Freude ist nun erfüllet. Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen." Die Predigt wurde deutsch gehalten, aber Dänen, Portugiesen und Tamulen horchten mit Andacht zu und bedurften nicht, daß ihnen Jemand den Inhalt verdolmetschte. Die geräumige Kirche faßte die Menge der Trauernden nicht, Nationalität und Kaste wurden in solchem Augenblick vergessen; Jeder war froh, nur irgend ein Plätzchen zu bekommen, um doch wenigstens den Sarg noch in die gleich vor dem Altar gemauerte Gruft hinabsenken zu sehen.

Wie muß diese Todesnachricht und jener letzte Brief die Mitglieder des Collegiums berührt haben; von Wendt ist eine kleine Notiz darüber erhalten: „Dem guten Herrn Geheimrath von Holsten, der sich von seiner sehr gefährlichen Krankheit in etwas jetzt erholt, habe ich mich noch nicht getraut, von dem tödtlichen Hintritt unsers guten, lieben Herrn Ziegenbalg Nachricht zu geben, welcher Zufall mich inniglich angegriffen hat. Bei den übrigen im Collegio ist es kund gemacht, wie auch an die gesammten Herrschaften."

Dies Bedauern konnte leider die Thatsache nicht rückgängig machen, daß nach jenen vorläufigen, andeutenden Privatbriefen ein officieller Brief des Collegiums mit noch stärkeren Beschuldigungen abgegangen war, und Wendt selbst schaute etwas ängstlich aus, was doch dessen Erfolg sein würde, wenn schon seine Privatbriefe so unerwünschte Wirkungen gethan hatten. Gründler war durch den Tod seines theuern Freundes und Collegen und die traurigen Umstände der Mission so erschüttert, daß er darnach in eine zweimonatliche Krankheit verfiel und er selbst sah es für eine besondere Gnade Gottes an, daß er dabei noch immer die hauptsächlichsten Amtsgeschäfte versehen konnte. Auf der Kanzel sich setzend, versuchte er Sonntags noch mit schwacher Stimme die Gemeinde anzureden, aber die Stimme versagte ihm bald, da fiel er nieder auf seine Kniee und die Gemeinde mit ihm und beteten inbrünstig, der HErr wolle doch nicht so hart schlagen und beide Hirten zugleich hinwegnehmen, sondern ihn erhalten bis zur Ankunft der neuen Missionare. Von da an wurde es wieder besser mit ihm, bis endlich Nachricht kam, daß die drei Candidaten Schultze, Dal und Kistenmacher am 24. Juli 1719 in Madras gelandet seien. Ihre An-

kunft in Trankebar verzögerte sich zwar wegen widriger Winde noch bis zum 10. September, aber die europäischen Briefe wurden doch alsbald von ihnen übersandt, um Gründler durch frische heimathliche Nachrichten eine Vorfreude zu bereiten. Diesmal jedoch enthielten die Briefe wenig freudige Nachrichten, wenigstens wurden sie in Gründlers Augen alle wieder aufgehoben durch ein Collegialschreiben vom 5. Februar, welches er unter strömenden Thränen gelesen, in vielen schlaflosen Nächten erwogen und unter Thränen andern gezeigt hat: „Denn ich finde darin keinen väterlichen Liebesausfluß gegen die Missionarien, wohl aber vieles Mißtrauen mit den allerhärtesten Ausdrücken gegen uns; denn obschon hin und wieder väterliche Anreden an uns mit eingesetzet worden sind, so muß ich doch nach der dabei gehabten Beschaffenheit meines Gemüths davon sagen, daß solche Anredungsworte an meinem Herzen nicht haben haften, noch ein kindliches Vertrauen erwecken können, weil Ihre Worte, die uns Elend, Jammer, Fluch und Weh ankündigen, als stürmende Meereswellen solche von meinem Herzen wieder zurückgetrieben haben, daß ich sie nicht väterlich habe annehmen können, folgends auch mein unterthäniges, kindliches, gutes und zuversichtliches Vertrauen gegen Sie (das Missionscollegium) ganz niedergeschlagen."

Da das Collegialschreiben einen so betrübenden Eindruck hervorgebracht hat und zugleich wohl kein Aktenstück existiren mag, welches in gleichem Maße consequent auf eine apostolische Mission drängt, so verlohnt es sich zur Kennzeichnung dieser noch lange nicht ausgestorbenen Richtung die kräftigsten und bezeichnendsten Stellen hierher zu setzen. Das Schreiben verläuft in 11 Paragraphen, deren erster den gesammten Besitz der Mission aufzählt, deren zweiter die auf dies Aeußerliche verwandte Sorgfalt anerkennt, um dann 3. darauf aufmerksam zu machen, daß Werth und Unwerth solcher Dinge davon abhänge, wie weit der Hauptzweck „die so selige Bekehrung der Heiden durch die Verkündigung des Evangelii" dadurch gefördert oder gehindert werde. So ist nun der Weg zum Angriff gebahnt, zu Anfang von §. 4 wird der Freude Ausdruck gegeben, daß es den Missionaren in ihrer eigenen Oekonomie so wohl gehe, um die Nachricht von der schon erwähnten Erhöhung, bezüglich Nichterhöhung, des Gehalts daran zu knüpfen. Das Kollegium vermag nicht zu läugnen, je weniger ein Missionar mit leiblichen Dingen zu schaffen hat, je geschickter ist er zur Mission, wenn er nur voll Geist und Glaubens ist. Dagegen je mehr er sich mit leiblichen irdischen Dingen beleget, je ungeschickter wird er zur Mission, je schwächer wird sein Glaube und je mehr wer-

den die Geistesgaben erstickt, je träger, unbehülflicher und schwerer wird er zur Verkündigung des Evangelii. Der große Prophet, der Urheber aller Mission, von solcher Liebe gegen seine Jünger erfüllt, wie sie das Kollegium niemals gegen die eigenen Sendboten hegen könnte, hat doch die Apostel leer ausgesandt, ja ihnen verboten etwas anzunehmen, nicht Gold, noch Silber und Erz in ihren Gürteln zu haben, keine Tasche zur Wegfahrt, nicht Schuhe, nicht Stecken, nicht zween Röcke. „So wie Ers, der weiseste und liebevollste und mächtigste Heiland Jesus eingerichtet hat, so muß es gut sein, oder Er hats nicht verstanden, welches zu gedenken Niemand in den Sinn kommen muß. Je näher wir nun diesen Fußtapfen kommen, je völliger ist unsere Mission, dagegen auch desto unvollkommener, je weiter sie davon abweichet. Prüfen Sie sich nun nach diesem Modell und untersuchen sich redlich vor Gott. Ist es, daß Sie durch Vermehrung Ihrer irdischen und leiblichen Dinge tüchtiger werden zum Ausgehen unter die Heiden und zur mündlichen Verkündigung des Evangelii in Beweisung des Geistes und der Kraft Gottes, wie wirs nicht achten, so vermehre es der Herr, denn was wollten wir lieber. Ist es aber, daß es Hinderung giebt, wie wir glauben, nach unsers Heilandes Abfassung, so bedenket, was die Kleinigkeiten von leiblichen Dingen sagen wollen, wenn es auch eine ganze Welt wäre, gegen eine einzige Seele, ja so viele hundert und tausend Seelen, und erwäget, was der Tag der Offenbarung des gerechten Gerichts Gottes desfalls für einen Ausspruch geben wird, wenn die Seelen der Heidenschaft vor Gott kommen, zu denen Ihr gesandt seid. In Betrachtung dieses Tages und in Absicht auf die Seelen der Heiden, die errettet werden können, wünschen wir viel lieber, daß Ihr leiblicher Zustand elend und jämmerlich, arm und gering und nach der Beschreibung Pauli 1. Cor. 4, 11—13 werde, so Gott sie darin bequemer findet, die Heidenschaft zu gewinnen, und was würde Ihnen und uns angenehmer sein können. Ja wir vertrauen der gütigen Liebe unsers Gottes und unsers Heilandes Jesu, er werde es also machen, so Ers also nöthig und gut findet, und Sie zu seinen Werkzeugen und Bothschaftern erwählet hat und Sie ihm in einfältigem Gehorsam ergeben bleiben.

§. 5. Wie der Baum ist, so werden seine Früchte; wie die Eltern sind, so wirds mit den Kindern; wie die Missionarien sind, so gerathen Ihre Verrichtungen, die Frucht Ihrer Hände, so werden auch Ihre Jünger, Schulen und Anhänger, Ihre sogenannten Kinder. Fleisch und Erde ist es, was vom Fleisch geboren wird; was Geist

und himmlisch sein soll, muß vom Geiste geboren werden. Nun wenden Sie Ihre Gedanken einmal hinein in das, was sich am meisten an Ihnen offenbart; besinnen Sie sich auf Ihre meisten Verrichtungen und urtheilen aus den Früchten von dem Baum. Wir schreiben frei an Sie, liebste Freunde, weil unser Zutrauen so groß ist zu Ihrer Liebe und wissen, daß es nicht vergebens ist: Sehen Sie an den Zustand Ihrer Gemeine, die Sie täglich vor sich haben und halten sie gegen sich selbst und forschen nach der Gleichheit und Aehnlichkeit. Nun lieben Kinder, haben Sie viel irdisches, leibliches äußerliches um sich, so denken Sie, wie ihre Zucht gerathen werde, die täglich auf Sie oder vielmehr auf das, was nun, an und bei Ihnen ist und sich an Ihnen offenbart, ihr Auge richten, demselben nachgebildet werden. Stellen Sie sich einen unerleuchteten Heiden vor, der auf das Gerücht, Sie seien Priester des Allerhöchsten, zu Ihnen kommt, und da er selbst nicht viel hat und bei der Mission in Trankebar mehr leibliches und irdisches findet, als er vor seiner Thür wahrnimmt (wenn zu Trankebar in Einem Jahr sichtbare Anstalten für einen Werth von europäischen 3000 Thalern gemachet werden, so muß das schon ausnehmend in die Augen fallen), sich bewegen läßt, seine eigene Weisen aufzugeben und der Leute Religionswesen anzunehmen, denen es so wohl in der Welt gehet. Was wird nun daraus? Ein Kind der Erden, zwiefach mehr denn es vorhin war. Und woher? er ist also gebildet nach dem, was er bei Ihnen gefunden. Kann nun Fleisch und Blut das Reich Gottes nicht ererben, so schauert uns die Haut und kömmt uns ein Grausen an, wenn wir an einen Heiden gedenken, der sich zum Glauben bekennet hat, aber an Herzen und Sinnen nicht verändert ist. Denn der armselige Mensch, da er in seinem irdischen Sinn mehr befestigt und sicher worden ist, kann nun nicht mehr so leicht wie vorhin von seinem Elende überführet werden. Und wir, müssen wir nicht das Weh über uns nehmen: Weh, euch Schriftgelehrten, ihr umziehet Land und Wasser, daß Ihr einen Christen machet, und wenn ers worden ist, machet ihr aus ihm ein Kind der Höllen, zwiefältig mehr, denn er vor war. Wer wollte es uns übel nehmen, wenn wir so gestalter Sachen wünscheten, daß derselbe Mensch noch nie ein Christ worden wäre. Ja wir wünschen, daß nie kein Thaler nach Indien kommen wäre, als daß durch solche irdische Dinge der Durchbruch zum Himmelreich Christi sollte aufgehalten werden.

§. 6. Sie haben in Ihrer Armuth ein Häuschen erbauet, einen Ort zur Versammlung. Daraus ist bei erfolgtem Reichthum ein

Haus worden. Es hat ja seine gewiesenen Wege und ist nicht ohne sonderliche Bequemlichkeit, daß es schon so weit kommen, daß sie Häuser haben, da Sie Ihre ordentliche Zusammenkunft halten können. Aber sollte durch diesen oder dergleichen Bau Ihnen am Ausgehen unter den Heiden, an Verkündigung des Evangelii Zeit und Kräfte entgangen sein oder künftig noch entgehen: so wünschen wir, daß kein Stein auf dem andern läge, wenn nur lebendige Steine zugehauen würden zum geistlichen Bau, so lange bis die Gemeinen der Gläubigen selbst sich jede ihres Ortes dergleichen Bequemlichkeiten anschaffen oder auch entbehren möchten. Wir wünschen, daß sie selbst zu Trankebar Sonn- noch Festtagspredigten weder Vor- noch Nachmittags hielten, wenn nur dagegen die Heiden die Stimme des Evangelii bei sich erschallen hörten."

In §. 7 wird von der Papiermühle als einem rein äußerlichen Handelsgeschäft geredet, wozu sich die früheren Gegner mit ihnen vereinigt hätten. „Und da man sich jetzt mit Euch interessirt, so muß sich schon eine mehrere und weit nähere Gleichheit unter einander finden, das ist aber nichts als der Weltgeist, der Hoffnungsgeist. Sollte Paulus darüber kommen und die Hoffnung des Gewinnes ausfahren, so möchte es ihm da wohl nicht besser werden, als es ihm vormals zu Philippi ergangen. Einen gleichen Zugang verheißt auch Herrn Gründlers angefreiete Handelschaft, wir sehen sein Anerbieten vom zehnten Pfennig an als das, was es ist, als eine Frucht eines wohlgesinnten Herzens und danken deswegen dafür. Aber verflucht sei der Handel, der dem himmlischen Reiche Christi das allergeringste irdisch geartete anmenget, Gott und den Mammon, Himmel und Erde vereinigen will."

§. 8. Der beste Gebrauch des Papiers ist freilich, wenn Bibeln darauf gedruckt werden, aber auch dabei sind große Bedenken: „Gott gebe uns bei den vielen Bibeln in Deutschland und Dänemark auch so viele von ihm gelehrte Prediger, ohnedem wird der Nutzen davon doch nur sparsam sein. Und Sie, geliebte Freunde, werden in Indien eine nie gesehene Buchdruckerei etabliren, wenn Sie die Briefe Pauli auflegen und viele Indianer aufweisen mögen, von denen sie wie Paulus von seinen Corinthern freimüthig sagen können: Ihr seid unser Brief in unser Herz geschrieben, der erkannt und gelesen wird von allen Menschen, die ihr offenbar worden seid, daß ihr ein Brief Christi seid, durch unser Predigtamt zubereitet und geschrieben nicht mit Dinten, sondern mit dem Geiste des lebendigen

Gottes. Ohne das werdens die Bücher alleine nicht thun, ja wir wollten, wenn eins durch das andere aufgehalten würde, daß lieber bei Ihnen keine Bücher geschrieben oder gedruckt werden.

§. 9. Noch müssen wir mit zu dem leiblichen, äußerlichen und irdischen Zustand der Mission die Schulen rechnen zusammt dem Seminar nach dem Maße und nach der Idee, die wir uns von deren Zustand machen, ob sie wohl zunächst dem innern, geistlichen und himmlischen Zustand der Mission angränzen. Kinder sind ja wohl von Anfang an von ihren Eltern gebildet, und wenn die selbst gläubig gewesen, gläubiger Eltern gläubige Kinder worden, welches auch der natürlichste Weg ist, der die Sache am leichtesten und nächsten trifft. — Können viele Eltern gläubig gemacht werden und gläubige Kinder ziehen, so ist und bleibet dieser Weg der seligste und fruchtbarste. — Das vortheilhafteste Seminar ist, wenn Sie aus den Gläubigen, so Sie hin und her nach apostolischem Brauch sammeln, Aelteste wählen und selbige den gesammleten Gemeinen wieder zu Lehrern und Auffehern vorstellen, selber aber weiter unter die Heiden ausgehen und das Werk Ihrer Gesandtschaft oder Missionariat ausrichten können, so werden sich auch so viele Schulen finden, als Familien der Gläubigen werden. Wollen die Schulanstalten hieran hindern, so ist auch unsere Meinung davon, wir wollten lieber, Sie hätten nicht eine einzige Schule errichtet, als daß um derentwillen das Ausgehen unter die Heiden versäumet werde.

§. 10. Sprechen Sie: auf die Weise würde fast alles an der Mission wegfallen, daran sie doch nun ein 12 Jahr lang mit großer Aemsigkeit gearbeitet, ja so antworten und wiederholen wir es: es müsse zerstöret werden, wegfallen und vergehen alles, was das Hauptwerk, das Ausgehen unter die Heiden und mündliche Verkündigung des Evangelii, hindert, welches es fördern soll und dazu erfunden ist. Wir wünschen, der Herr wolle ausrotten und zerstören alles, was das Ausgehen unter die Heiden hindern will. Gehet die mündliche Verkündigung des Evangelii in Beweisung des Geistes und der Kraft Gottes vor sich, so gehet das Werk von statten; stocket die und stehet stille, so stehet die Mission und das ist denn was die Mission hindert, es sei auch, was es wolle. Und das wolle der Herr aus dem Wege räumen. Bedenken Sie, was Ihr Kirch- und Schulwesen für Kosten erfordert. Sie haben nun auch in Madras und Cudelur Schulen errichtet, vielleicht kommt auch mit der Zeit ein Missionarius dahin und begiebt sich da zu wohnen. Gesetzt nun, sie kriegten 100 und mehr Plätze, da sie ein gleiches thun könnten, es würden

aber nicht die Gelder dazu geliefert, wären wir fähig nur 5 davon nach der Art zu etabliren, oder soll Europa wieder nach Asien hinein, und wie weit würde es reichen, wenn diese Unmöglichkeit möglich gemacht wäre? Bedenken Sie vernünftig, wie langsam und mühselig würden wir nicht das Werk machen, und würde sichs nicht durch sich selbst aufhalten? Und woher hätte es diesen Aufenthalt? Ists nicht allermeist von den vielen irdischen Nothwendigkeiten, die mit so großer Mühe erlanget und mit noch größerer Weitläufigkeit handthieret und verbraucht werden müssen? Wären die Apostel den Weg gangen, so wären sie noch diese Stunde nicht fertig mit dem, was sie bei eines Mannes Leben ausgerichtet und zu Stande gebracht haben. Alles dieses Aufenthalts aber hat Jesus seine Jünger enthoben, da er sie von alle den irdischen Dingen und Anstalten erledigt hat. Dieses Modell und kein anderes empfehlen wir Ihnen."

Der Schlußparagraph giebt sodann die Versicherung: „Wir haben so weitläuftig und umständlich geschrieben auch zu Ihrer Zuversicht und Vertrauen, daß Sie sehen und erkennen, wie wir uns Ihrer und der sämmtlichen Mission nicht obenhin, sondern ernstlich annehmen; das reden wir nicht zu unserm Ruhm, denn uns genüget, daß wir treu erfunden werden und dem Herrn gefallen, dem wir dienen. Wir haben Ihnen geschrieben nicht als Fleischlichen, denn wir unsere Feder nicht in Fleisch und Blut getunket, oder Dinge geschrieben, die Fleisch und Blut angenehm wären, wir haben Euch als Geistlichen Sachen geschrieben, die der heilige Geist lehret und die als geistliche Sachen geistlich wollen beurtheilet werden."

Unterzeichnet ist das Schreiben: Holsten, Münch, Steenbuck, Wendt; es fehlt demnach Lodberg, dem wohl zu viel Geist darin sein mochte. Es ist ein officielles Actenstück, denn obgleich Gründler mit Recht in seiner weitläuftigen Erwiderung sich immer besonders gegen Wendt als den Concipienten richtet und auch als Ziegenbalgs Meinung angiebt, daß im Missions-Kollegium es meistens auf die Feder des Secretairs ankomme, so können wir doch andrerseits auch Wendts Darstellung nicht bezweifeln: „Ist irgend ein Brief, darüber vollständig conferirt worden, als er sollte abgefaßt werden, so ist es dieser. Hat man mit herzlicher Anrufung Gottes in einem Briefe die Feder angesetzt und geführt, so ist es hier geschehen. Zweimal ist der Brief in zwei Sessionen durchgegangen, und das von Nummer zu Nummer, von Stück zu Stück sorgfältig und bedächtig, auch hat man die Art zu schreiben genau examinirt. Meine übrigen Freunde habe ich auch in eine Conferenz genommen und sie gebeten, nichts passiren

zu lassen, was sie nicht gut und heilsam fänden. Da war einem das Wort: verflucht sei der Handel, zu hart, die andern aber fandens für gut, es ungeändert zu lassen."

Diese Erklärung ist zugleich nachträglich für Ziegenbalg eine Rechtfertigung, daß er nicht zu trübe geschaut und unnütz sein Leben verbittert, und bewahrt Gründler vor dem Vorwurf, übereilte Entschlüsse gefaßt zu haben, denn es war wirklich der ganze Bestand der Mission in Frage gestellt. Gründler war ein gutmüthiger Mann, durchaus nicht von Ziegenbalgs Energie und Schnelligkeit, aber ein solches Schreiben mußte ihn zu Entschlüßen nöthigen. Zunächst war seine persönliche Ehrenhaftigkeit angegriffen und das Missionscollegium hatte unberufener Weise über seine Familienverhältnisse zu Gericht gesessen, so hielt er es für seine Pflicht, nun Zeugen für sich aufzustellen. Rath und Commandant von Trankebar bezeugten ihm in aller Form, daß er niemals sich im Geringsten mit Handelsgeschäften befaßt, auch seine Frau nicht; das Zeugniß deutet aber auch an, wie solches Gerücht habe aufkommen können. Die Frau Gründler besaß von ihrem ersten Mann her noch einige Stücken Zeug, Leinewand u. s. w., welche in dem heißen Lande zu vielen Angriffen ausgesetzt waren, um einfach lagern zu können, sie hatte demnach solche Stücke unter der Hand verkauft. Im übrigen, heißt es in dem obrigkeitlichen Testat, ist der Madam Gründlerin Leben und Wandel bis hieher so scheinend vor der Welt gewesen in Tugend und andern Qualitäten ihres Geschlechts, daß sie noch kein Zeugniß solches zu bestätigen bedurft hat, wie alle hierselbst gewußt und sie dafür geehrt haben. Weil derohalben dergleichen Atteſt nun so unvermuthet von uns verlangt wird, sind wir so viel desto williger ihr Recht und Fug hierin widerfahren lassen und zu versichern, daß Madam Utilia Gründlerin in Vollkommenheit und Tugenden eine Zierde und Ornament ihres Geschlechts ist, in Sitten (ja auch zur Verwunderung) gestaltet und gebildet nach ihres Mannes ehrbarer und eingezogener Profession und endlich im Leben und Wandel ein solches Modell für dieses Orts Frauenzimmer, daß ihre höchste Ambition nur reichet nachzuahmen, weil es ihnen zu hoch ist, ihren Exempel zu erreichen. Dieses also unser wahrhaftes Zeugniß zu sein, unterschreiben wir im Castell Dansburg d. 18. Aug. 1719 Brun. Attrup. Lundt. Panck. Lygaard. Sie theilen auch dem Herrn Magister ihre auf die gesunde Vernunft und den Stand der Missionssachen sich gründende Privatmeinung darüber mit, ob ein Priester es verantwprten könne, seine Gemeinde zu verlassen; mit Berufung auf bestimmte königliche Erlasse, welche dem

Geistlichen verbieten, von seiner Gemeinde fortzureisen, urtheilen sie, daß so lange die Missionare unter dänischer Kirchen-Disciplin und Jurisdiction stehen, sie sich nicht beifallen lassen dürfen, ihre auf dänischem Gebiet gesammelte Gemeinden zu verlassen.

Durch diesen einfachen juristischen Entscheid war eigentlich der ganze Brief des Collegiums und die Forderung, auszuziehen unter die Heiden, in der Wurzel als ungesetzlich erwiesen; wie man ja auch in Halle gegenüber dieser Forderung auf die Vocation der Missionare verwies; so lange das Collegium die Missionare nicht ihres bei der Ordination auf die dänische Kirchen-Ordnung geleisteten Eides förmlich entband, was ihm aber allein nicht zustand, hätte Gründler sich begnügen können einfach auf diesen Widerspruch hinzuweisen, und die juristischen Mitglieder des Collegiums hätten auf seine Seite treten müssen. Wie unangenehm Wendt sich durch die bloße Nachricht davon berührt fühlte, beweist ein Brief nach Halle: „Daß vom Secretrath ein Attest dabei folget, ist eine eigene Sache. So soll denn nun die Welt richten, was geistlich und göttlich ist. Ist es so, wie ich denke, so hat der Brief und das Attest wenig bei sich, das uns erfreuen kann.“ Der Missionssecretair wußte also noch nicht, daß jegliche Verwaltungs-Behörde sich den Boden unter den Füßen wegnimmt, wenn sie vom einfachen Rechtsboden abgeht; und Gründler selbst, statt daß er, dem Collegium Zeit zur nochmaligen Erwägung lassend, vorläufig sich auf solchen motivirten Protest beschränkt hätte, ließ sich auf die theologische Controverse ein und traf Anstalten, im Einzelnen nach diesen neuen Missionsanschauungen zu handeln. Da die Mission nach der Meinung des Kollegiums zu viel Grundstücke besaß, und die Mittel zur Bestreitung der laufenden Ausgaben ausblieben, so verkaufte er den Missionsgarten und das Haus in Poreiar, wo er sich sonst so oftmals aufgehalten hatte, für 60 Thaler, den Garten in Tiliali beanspruchte die Compagnie als ihr Eigenthum zurück. Ein Häuschen in der Stadt, welches man zur Aufbewahrung der Druckerei-Materialien benutzte, wurde verauctionirt. Er trauert über eine solche verkehrte Oekonomie, da nun in der Druckerei vieles aus Mangel an Raum zu Grunde ging, aber er vermochte es nicht zu ändern, und erzählt uns zum Beweis, daß die Missionshäuser nicht überflüssig geräumig seien für Schulen, Buchdruckerei, Schriftgießerei und Wohnung, wie für den einen der ankommenden Candidaten noch eine Stube außerhalb habe gemiethet werden müssen. Sein eigen Haus, wodurch er der Mission eine andere Miethtswohnung erspare, könne er auch nicht als ein Hinderniß ansehen, ebenso wenig seine übrige Haushal-

tung, welche seine Frau besorge und habe ja Gott dem ersten Menschen die Eva eben zu einer Gehülfin, nicht aber zu einer Hinderniß geschaffen. Bezüglich des Handels mit der Papiermühle kann auch beruhigende Nachricht gegeben werden, der Verdienst ist nicht zu groß. Die Papierfabrik giebt so viel Papier her, als wir zum Drucken nöthig haben, sie stopft aber noch nicht die Kosten, die monatlich darauf gehen, indem alle Monat 20 Thaler müssen darauf gewendet werden, da sie hingegen nur 12 Thlr. Papier giebt. Der Herr von Lilienpalm (Hassius) war ein Interessent, dessen Zuschuß war 825 Thaler, diese aber sind durch den Fiscal an die Compagnie confiscirt worden, und setzen nun die Mission und ich alleine das Werk fort."

Zum Glück ließ sich Gründler nicht zu weiteren Versteigerungen treiben, sondern beschloß die einfache Weiterführung, indem er zugleich die übertriebenen Anschauungen vom Besitz der Mission in obiger Weise berichtigte. Daß beim ersten Lesen des Briefes allerlei gefährliche Gedanken in seinem Kopf aufstiegen, hat er uns selbst sehr lebendig geschildert: „Ich kann nicht läugnen, als ich den Kopenhagischen Missionsbrief durchlas, so brachte er mich zu diesem Gedanken: Nun wirst du für deine schwere Arbeit Mühe und Schweiß, für deine Treue und Fleiß mit solcher Münze bezahlet; ich will mich von dem Missionswerke losmachen und nach Europa gehen. Mit diesen Gedanken ging ich etliche Tage um, und wurden auch den Leuten allhier bekannt. Nach etlichen Tagen gab mir Gott wieder in die Gedanken: Siehe, gehst du weg, so ists um die ganze Mission gethan, die drei Candidaten sind vergebens herausgeschickt. Ich will um des getreuen Gottes und unsers lieben Königs willen, um der ganzen Evangelischen Kirche und um des Heiles der Heiden willen mich dazu entschließen, noch so lang zu bleiben, bis die drei Subjekte sowohl der Sprache als der Erfahrung nach Tüchtigkeit bekommen, das Werk fortzusetzen, gedachte aber doch dabei: Ich wollte Buchdruckerei und Papierfabrik aufgeben, zumal da die verfallenen 4000 Thaler (aus dem Missionsfonds) von Copenhagen nicht gesendet sind, sondern nur 1300. Doch kam mir wieder ein: wo thust du die vier Europäer hin, die daran arbeiten? Denn die Compagnie nimmt sie bei ihrem armen Zustande nicht an und hier in Indien können sie nicht wie in Europa in andere Städte reisen, wo sie ihre Kunst und Handwerk fortsetzen können, und sie so gehen zu lassen ist stärker als heidnisch, die Compagnie thuts auch an Niemand. Als ich nun mit diesen Gedanken umging und eben auf dem Kirchwege war, die malabarische Freitagspredigt zu halten, wurden mir noch mehr europäische Briefe von Madras entgegen

gebracht, welches der 4. August war. Unter diesen war des Herrn Prof. Franckens Brief. Ich machte die Predigt kurz, stellte die Freitags-Conferenz ein, daß ich bald wieder nach Hause kam. Ich las jetzt gemeldeten Brief, da ließ ich alle vorigen Anfechtungen und Gedanken fahren und bekam aufs neue wieder Muth, Trost und Freudigkeit. Es kamen eben der Herr Commandant, der Secunde und Fiscal aus der Kirche zu mir, denen sagte ich: Ich habe des Herrn Prof. Franckens Brief bekommen und gelesen. Nun bliebe ich in Gottes Namen hier, und gäbe die Buchdruckerei auch nicht auf. Gott ließ mir auch bei meinem Mangel durch Herrn Gouverneur Collet in Madras 50 Pagoden zur Beförderung dieses Werkes zuschicken und von einem andern englischen Freund 25. Weil ich nun einen so herrlichen Zuspruch von einem Manne Gottes und diese zweifache äußerliche Hülfe bekommen hatte, wer war froher als ich. Gott sei herzlich dafür gepreiset, der mich nach dem Heulen und Weinen mit Freuden überschüttet hat. Reiche nun noch ferner, o du getreuer Gott, deine hülfreichen Trosthände diesem deinem Werk und erfülle auch an diesem Jerusalem, was du in den vorigen Zeiten Jes. 62, 13 über Jerusalem gesprochen hast: Um Jerusalem willen, so will ich nicht inne halten, bis daß ihre Gerechtigkeit aufgehe wie ein Glanz und ihr Heil entbrenne wie eine Fackel. Daß die Heiden sehen deine Gerechtigkeit und alle Könige deine Herrlichkeit. Und du sollst mit einem neuen Namen genennet werden, welchen des Herrn Mund nennen wird. Und du wirst sein eine schöne Krone in der Hand des HErrn und ein königlicher Hut in der Hand deines Gottes: Ich spreche im Namen Jesu dazu Amen."

Solch schöne Stellen finden sich viele in der großen Schrift, welche nun Gründler zur ausführlichen Erwiderung des Collegialschreibens ausarbeitete, sie ist zu lang, um hier oder unter den Urkunden füglich mitgetheilt zu werden, zumal viele Stellen schon hier und da verwerthet sind. Doch mögen wenigstens einige principielle Aussprachen hier Platz finden, zunächst über die äußerlichen Hülfsmittel: „Daß wir so emsig darnach getrachtet haben, die Missions- und Schulhäuser, Kirchenbau und Druckerei, ingleichen Papiermühle in den Zustand zu setzen, worinnen sie jetzt stehen, ist deswegen, weil wir dergleichen äußerliche Hülfsmittel zu dem inwendigen Hauptbau der Seelen für unumgänglich nöthig geachtet haben, als ein Baumeister seine Gerüste und Stellungen nothwendig findet, seinen Bau aufzurichten und zu vollführen. Ist der Hauptbau aufgeführt, so fallen alle äußerlichen Mittel hinweg und werden mit der Welt in Feuer verbrannt.

Der Hauptbau aber, so aus neuen und lebendigen Steinen durch die Baumeister zusammengefüget und vollendet ist, dauert in die Ewigkeiten. Nun ist der Grund Christus Jesus bei der Mission gelegt, das Werk ist nun auf guten Fuß gesetzt, daran wir so viele Jahre mit so vieler Mühe haben arbeiten müssen, dabei wir immer die Vertheidigungswaffen in der einen Hand gehabt haben, indem wir mit der andern den Grund geleget. Nun vergönnen Sie gnädig uns ein wenig Zeit und Raum, auf dem gelegten Grunde zu bauen. Der HErr wird Sie noch den Schmuck und Zierde Jerusalems sehen lassen. — Die Herzensbekehrung der Heiden muß allerdings der Hauptzweck bleiben. Nun verfährt der heil. Gott in seiner heiligen und göttlichen Oekonomie, die Herzen der Menschen zu bekehren, nicht unvermittelt (immediate), sondern vermittelt, sowohl durch pädagogische Mittel, wie durch das Licht der Natur, durch das Zeugniß des Gewissens, durch die Vorstellung der ganzen Natur und Werke der Schöpfung, durch gute Beispiele, durch Wohlthaten, durch Gerichte, durch Krankheiten, durch Hunger, durch Armuth und andere Trübsale, als auch vornämlich durch die Gnadenmittel, worunter hauptsächlich das Evangelium Christi und dessen öffentliche Verkündigung unter den Heiden das allernächste und eigentlichste Mittel ist. Die öffentliche Verkündigung aber geschiehet mündlich und schriftlich. Wo die Heiden keine Freiheit geben in ihre Gränzen zu kommen, da kommen die Schriften hin, welche Christum verkündigen zu ihrer gläubigen Annehmung und Bekehrung." —

Hindernisse unter die Heiden zu gehen, seien aber sehr viele, das strenge Verbot des Tanjourschen Königs, die vielen Zölle im Mogulschen, die geringe Zahl der Missionare, welche doch unmöglich die Kirchthüren zuschließen und die Schulen ausrotten könnten: „Wie wollte es denn mit den Seelen, die allbereit zur Erkenntniß des Evangeliums gebracht sind, ablaufen? Sind sie nicht noch neu geborne Kinder, die ohne Milchspeise nicht wachsen noch leben können? Ich wollte nicht gerne solchen vierthalbhundert Seelen die Ursache zu ihrer Rückkehr und allgemeinen Abfall sein. Ein Theologe aus einer königlichen Residenz schrieb uns vor 4 Jahren, wir sollten ja die allbereits gesammelte Heerde fleißig weiden, damit sie in der Erkenntniß Christi und dem Wort der Wahrheit recht gegründet werde und tiefe Wurzel faßte; daß solche den Heiden ein rechtes Licht würden. Wir sollten uns eben dabei nicht so sehr bekümmern, eine große Menge aus den Heiden zu bekommen, sondern die Gott herzuführte, sollten wir annehmen und die herzugelassenen wohl gründen. Ueberdies hat uns Gott eine

große Ernte auf dem Grunde der Compagnie hieselbst gegeben. Wie mir der Herr Commandant und Rath allhier gesagt haben, so sind in Tranquebar und auf den Dörfern der Compagnie über 30,000 Seelen, die Heiden sind, unter welche wir Freiheit zu gehen haben und auch regelmäßig ausgehen. Zu weiterem Ausgehen gehören viele Catecheten und Aelteste, von welchen man an jedem Orte, wo sich Seelen herzufinden, einen lassen muß, der sie weiter unterrichtet und aus mehrerern eine kleine Gemeine sammelt. Sehen wir die apostolische Weise an, da folgten allezeit, wenn ein Apostel ausging, etliche Catecheten mit. Predigten sie an einem Orte das Evangelium und es funden sich Seelen, so ließen sie hernach ihre Catecheten da als Aelteste. Auf solche Art waren die Apostel an einigen Orten etliche Tage, an einigen etliche Wochen und etliche Monate, ja in Ephesus 3 Jahre. Und da hatten sie völlige Freiheit in den Ländern herumzuziehen. Diese Freiheit hat der Satan in diesem Lande denen Knechten Gottes abgeschnitten. Dieser apostolischen Uebung nachzukommen, sind wir noch nicht genugsam im Stande, denn wir haben noch nicht genug Catecheten vorbereiten können und ohne diese bringt das Ausgehen wenig Nutzen. Die Missionarien sind zwar da gewesen, die Leute haben sie gehört, erinnern sich dessen, hingegen werden sie nicht in der Erkenntniß Christi unterrichtet und bleiben Heiden."

Diese Ausführung eröffnet eine ganze Reihe der schlagendsten und treffendsten Bemerkungen über die apostolische Mission und ihre Uebertragung auf die Neuzeit, sie sind wohl durchdacht, denn in keiner Zeit weder vor noch nach ist wohl dieser Gegenstand so allgemein und eingehend behandelt und besprochen: „Man erwäge doch mit einer stillen Ueberlegung, was 2 Missionarien in göttlicher Kraft gethan haben. Wir sind durchgereiset die 10 Städte auf dieser Küste, allwo die europäischen Nationen ihre Sitze haben, von Negapatnam bis Palleacatta, welches ein Weg ist von 50 Meilen, noch einmal so lang als Judäa, Samarien und Galiläa. Wir sind durchgereiset 1000 und mehr malabarische Städte und Dörfer, die dabei liegen und angränzen und haben nach unserem Amt das Evangelium verkündigt und Bücher von der Erkenntniß Christi ausgestreut; daß Gott nach seiner großen Erbarmung die Zeit der Unwissenheit dieser malabarischen Heiden übersehen und ihnen durch seine Knechte Buße gebiete, ist in diesem Lande erschollen. Daß Jesus Christus der Herr und Erlöser des ganzen menschlichen Geschlechts sei, und daß in keinem andern Heil, auch kein andrer Name den Menschen gegeben ist, darinnen sie sollen selig werden, ist auf ganz Coromandel verkündigt und der HErr wirds künftig

noch überflüssiger thun. Wenn nun die Candidaten durch Gottes Gnade zubereitet sind, so sind wir ja unser 4, aber auch 4 sind nicht genug zur Bekehrung der malabarischen Heidenschaft, es müssen noch 4 gute Subjekte eben diesen Weg gesendet werden, und solches je eher, je lieber. Diese Sache ist nothwendig zu bewerkstelligen. Da der HErr Jesus durch Leiden, Sterben und Auferstehen das große Werk unserer Erlösung ausgeführt hatte und Er wiederum in seine Herrlichkeit eingehen wollte, so stiftete Er ebendenselben Tag die große Mission in alle Welt; vorhero aber bereitete Er gar viele Missionarien zu diesem Vorhaben, erstlich seine 12 Apostel, hernach seine 70 Jünger und aus der Zahl der 500 Brüder, welche, wie etliche dafür halten, an demselben Gründungstage bei dem HErrn mit auf dem Berge gewesen sind, mochten auch nicht wenige sein, die hernach zur Mission mitgebraucht wurden. Diese Menge der Missionarien berief und präparirte der HErr Jesus in seinem Seminar gar fleißig zu ihrem Amte. Und damit sie auch inne würden, wie es künftig nach seiner Himmelfahrt in ihrem Missionswerk und Verrichtung ergehen würde, so gängelte und probirte Er sie vorher, indem Er sie particulär erstlich zu dem jüdischen Volke und ihren Brüdern nach dem Fleisch aussendete. Er blies sie hernach auch ferner an mit dem heiligen Geist, und 10 Tage nach der Gründung gab Er ihnen vollends das rechte apostolische Gewicht vom Himmel. Ob nun schon die königlich dänische Mission nicht in alle Welt ist, wozu Jesus so viele Missionarien zubereitete, so doch in viele Länder in Ostindien, ins Tanjourische, ins Mogulsche, nach Bengalen, nach Ceylon, nach Marrabar und Pfefferküste, wo der Thomaschristen sind, nach Pegu, und hierzu werden ja weit mehr als 2 oder 4 Missionarien erfordert."

„Der Herr Concipient des Briefes wünschet uns, daß wir nach der Beschreibung Pauli 1 Cor. 4, 11—13 werden möchten. Kein christlich Herz wird dazumal dem Apostel Paulo solche Leiden gewünscht haben, sondern sie haben vielmehr das innigste Mitleiden gehabt, die hungrigen und durstigen Apostel mit aller Liebe gespeist und getränket, die nackenden gekleidet, den geschlagenen ihre Wunden verbunden. Und solche Leiden sind ihnen in gewissem Maß vielmehr als ein Hinderniß gewesen unter die Heiden zu gehen, als daß sie dadurch dem leiblichen Zustande nach hätten dazu bequemer werden sollen; denn sind sie geschlagen gewesen, so haben sie so lange verziehen müssen, bis die Wunden wieder sind heil worden. Daß aber dergleichen Leiden die unfehlbaren Maalzeichen Christi gewesen sind, welche treue Missionarien auch noch tragen müssen, das ist allerdings gewiß und gehöret mit zur

Gleiche Christi. Die Missionarien in Tranquebar sind ja auch nach ihrem Theil und Maß nicht ohne dergleichen Maalzeichen geblieben. Daß Sie aber noch dieses Vertrauen zu der gütigen Liebe unsers Gottes und unsers Heilandes Jesu Christi haben, Er werde uns Missionarien elend und jämmerlich machen, dafür wolle der gnädige Gott in Christo Jesu über Sie und über uns wie seinen geistlichen also seinen leiblichen Segen reichlich ausfließen lassen. Amen."

„Noch schreiben uns die Herren Missions-Directoren die beiden Missionen Mtth. 10 und Luc. 10 zu unserer genauen Prüfung vor, da will ich nun einige abweichende Umstände berichten: Unsere Mission gehet an die Heiden, die noch von keinem Messia wissen, wohl aber von vielen Götzen, nicht an Brüder nach dem Fleisch, sondern an ein ganz ander Volk. Jene hatten ein göttliches Gesetz gemein, sie hatten auch im Weltlichen einerlei Gesetz, Sitten und Gewohnheiten. Die Apostel und Juden waren von einer Coleur; dieses aber, daß wir Missionarien blank und die Heiden schwarz sind, machet gar große Differenzen und Hindernisse. Jene durften bei ihrem Volk in die Häuser gehen, wir aber unter den Heiden dürfen in kein malabarisch Haus gehen, sondern müssen Ruhehäuser suchen, da man aber selbst alles besorgen muß. Apostel und Juden aßen mit einander, darum sagte Christus: wenn ihr in ein Haus kommt, da sprecht zuerst: Friede sei in diesem Hause! In demselben Hause aber bleibet, esset und trinket, was sie haben. Die Malabaren hingegen vergönnen uns nicht, weder mit ihnen zu essen, noch ihr Essen und Eßgeschirr anzurühren. Darum wenn wir Missionarien mit unsern Catecheten ausgehen, müssen wir unsern kupfernen Topf, worinnen wir Reiß und unsere kupferne Tiegel, worinnen wir Zugemüsse kochen, selbst mit uns tragen und selbst kochen. Die Apostel durften nicht Gold, noch Silber, noch Erz, auch keine Taschen, auch nicht zween Röcke, keine Schuh, auch keinen Stecken mit sich führen. Die Ursache setzt Matthäus aus Christi Munde hinzu: Denn ein Arbeiter ist seiner Speise werth, und Lucas sagt: Ein Arbeiter ist seines Lohnes werth, ihr sollt nicht von einem Hause zum andern gehen. Wir Missionarien aber, wenn wir in diesen Ländern ausgehen, müssen wir nothwendig zu unserm Unterhalt Gold, Silber und Erz, ich will sagen Pagoden, Fano und Kas mitnehmen, denn diese Heiden verstehen dieses Wort noch nicht: Ein Arbeiter ist seines Lohnes werth. Hierzu müssen wir von den Catecheten, die mit uns gehen, einen Philippum zum Dispensatore ernennen, der uns in den Städten und Dörfern Reiß und etwas Fische dazu, oder anstatt der

Fische etwas grünes kaufe und koche. Gürtel braucht man hier nicht zum Gelde, sondern ein Stück Leinen, darin mans bindet und das Bund in den Kladgs stecket, den die Malabaren zu ihrer Kleidung um sich gebunden haben. Taschen zu unserer Wegfahrt sind uns nicht nöthig, weil wir kein Morgenbrot nöthig haben mitzunehmen, haben auch an einem Rock in diesem heißen Lande genug zu tragen, darum wir keine zween brauchen. Schuh und Stecken wollen uns aber nöthig sein, die Schuh bald wegen des heißen Sandes, bald wegen der harten Erde, die meist höckricht ist, vielmal aber müssen sie abzogen werden, weil das hiesige Land gern mit Wasser überschwemmet ist. Die Stecken sind uns um deswillen nöthig, theils damit leichter über etwas Sumpf und Wasser hinüberzukommen, theils der Schlangen wegen, die hier überflüssig sind. Wollten wir auch nicht nach Nothdurft Geld mit uns nehmen, so müßten wir gleich den Antigeln und Pantarangeln hier vor die Häuser Allmosen zu bitten gehen; aber welcher unter den Heiden wollte einem blanken Missionar einen Kas geben? Die Apostel thaten sowohl bei diesen Missionen als auch hernach bei der allgemeinen viele Wunder und präparirten dadurch der Ungläubigen Herzen in gar großer Menge zum Worte Gottes. Wir aber haben von Gott diese Wundergaben nicht, ob wir es schon mit den Ungläubigen zu thun haben, davon unsere Theologen sagen: Die Wundergaben werden nicht so der Gläubigen, als der Ungläubigen wegen gegeben. Ein Doctor der Theologie (Mather in Boston) schrieb in diesem Jahre an uns und führte in einem langen lateinischen Briefe aus, daß die letzten Missionare müßten sowohl diese Wundergaben haben, als wie die ersten Missionare, wenn sie anders was rechtes in der Mission fördern sollten. Dergleichen Differenzen melde ich nur zu dem Ende, damit hieraus kund würde, in welchen Stücken wir beim Ausgehen unter die Heiden der Aposteln genaue Nachfolger werden können, und in welchen Stücken wir wegen des Landes und Volkes abgehen müssen. Denn ich halte dafür, daß jene beiden Missionen, welche speciell an die Juden waren, und dabei ausdrücklich verboten wurde: Gehet nicht auf der Heiden Straße und ziehet nicht in der Samariter Städte, nicht auf alle Missionen in allen Stücken können angewandt werden."

„Daß diese Heidenschaft ein sehr armes Volk ist, ist wahr. Der Reichthum ist allein bei den Großen, das Volk aber ist in weit größerer Sclaverei als die Aegypter bei Josephs Zeiten Gen. 47, sie durften doch nur den fünften Theil an Pharao geben und bekamen noch den Samen dazu. In diesem Lande aber müssen die Malabaren $^3/_5$ Theil

an ihre Könige geben und $^2/_5$ Theile sind nur ihre nnd noch müssen sie selbst den Samen dazu geben, ob sie gleich freie Leute dabei heißen. Daß Sie aber, Hochwohlgeborne Herren, in der Meinung stehen, als ob ein Heide bei der Mission mehr leibliches finde, als vor seiner Thür und daher möchte bewogen werden, unser Religionswesen anzunehmen, davon haben Sie nicht die rechte Meinung. Wenn die Mütter in unserer Gemeine Kinder gebären, so haben die allermeisten nicht so viel, daß sie können ihr nackendes Kind mit einem weißen Leinen bekleiden und zur Taufe bringen. Daher die Missionskasse ihnen zwei Ellen Linnen geben muß, ihre Kinder hineinzuwickeln. Wenn Leute von unserer Gemeine sterben, so haben abermal die allermeisten nicht so viel, daß sie können ein Tuch ins Grab bekommen. Ich bin nun 10 Jahre hier, innerhalb dieser Jahre weiß ich nicht mehr denn 6 Personen, die sind in Särge gelegt und begraben worden und darunter ist noch der verstorbene Herr Propst und sein Söhnlein gerechnet. Die andern alle werden in linnen Tüchern begraben. Ja es sterben ihrer wohl 20, darunter kaum einer so viel hat, daß ihm kann ein Linnen dafür ins Grab gekauft werden. So weit erstreckt sich ihr irdisches. Die apostolische Gemeine hatte doch noch Häuser und Aecker, die sie konnten verkaufen und das Geld zu der Apostel Füßen legen, davon sie konnten gute Anstalten bei der Mission anrichten, worüber allein 7 Almosenmänner bestellt werden mußten. Bei unserer Gemeine aber ist gar große Armuth. Hieraus ist zu sehen, wie wohl es den Leuten in der Welt bei der Mission gehen muß. Ich persönlich würde auch in Europa weit größeres Wohlsein und zwar mit viel weniger Unkosten haben. Indeß weiß ich, daß ich nicht um des irdischen und leiblichen willen in der Welt bin, es mag mir darinnen wohl oder armselig gehen, das Himmlische ist mein Ziel, darnach ich laufe und kämpfe. — So lange die Mission Gottes Werk ist und bleibt, so lange wird Gott auch für diese arme Mission sorgen. Unser Glaube wirft alle unsere Sorge hierin auf den HErrn, Er wirds wohl machen. — Daß wir aber näher bei den Missionsunkosten bleiben, so wird vielleicht des Königs in Spanien Philippi II. Exempel nicht unbekannt sein, zu welchem einer von seinen Ministern kam und ihm den Rath gab, nicht mehr so große Unkosten auf das Missionswerk auf den Philippinen zu wenden, da sie sich bereits auf etliche Millionen belaufen hätten, und doch wäre alles zu wenigem Nutzen. Der König Philipp fragte: Ob seine Missionarien mit ihren Predigten unter den Heiden gar nichts ausrichten könnten, und ob sie nicht zum wenigsten eine Seele des Jahrs zur christlichen Religion gewinnen könnten? Der

Minister mußte mit Ja bekennen. Der König sagte darauf: So ist denn alles dieses Geld sehr wohl ausgegeben."

„Allein es bleibt nun doch dem Gemüthe noch dieses übrig, daß die dänische Mission nicht in allen Stücken der apostolischen Mission gleiche, welche doch unser Vorbild und Muster ist? Ich sage: dieses kann auch nicht nach der Beschaffenheit der jetzigen Zeiten (wie ja gezeigt) in allen Stücken geschehen, weil der liebe Gott nach seinem heiligen Rath in der Kirche Christi nach seiner göttlichen Oekonomie verfährt. Einer Kirchenperiode hat Er diese, einer andern Periode andere Gaben geschenket, und die Apocalypse zeuget noch künftig von andern Gaben und Aufschlüssen. Ich bemerke jetzt nur noch dieses Stück: Die apostolische Mission hatte ungelehrte Fischer zu Missionarien. Unsere Mission aber muß noch zur Zeit Missionare haben, die in Studien geübt sind und dieses um deswillen, weil in diesem Zeitlauf der Kirche Christi die ungelehrten Gläubigen gerne zu Unordnung, zu Neuerungen und allerhand Meinungen verfallen, wie auch, weil die Studien und sonderlichen Disciplinen jetzo dazu nützen müssen, ut veritate cum dogmatibus agnita, observationes ad digerendum, explicandum et distinctius eloquendum ex naturae usu communi adhibeantur, so auch, weil vermittelst der studiorum der Heiden Sprachen besser gelernet werden können."

In eine solche principielle Erklärung laufen die Bemerkungen über den Unterschied zwischen der apostolischen und jetzigen Mission aus; wir haben nebenbei zugleich manch interessante Einzelheit aus dem Missionsleben erfahren, und da das große Schreiben grade an solchen Stellen sehr reich ist, dürfen auch wohl noch einige andere Stellen hier aufgenommen werden, welche uns einen tiefern Blick in die Missionsprincipien unserer ersten Missionare gewähren:

„Weder Reichthum, noch Haus und Garten sind in sich selbst und in ihrer Natur ein Hinderniß am Reiche Gottes, sondern die verführerische Geneigtheit des menschlichen Herzens und die unordentliche Begierde dazu, die den Menschen in allerhand Stricke und Verführungen einwickelt. Dahingegen Reichthum, wenn er durch die Gnaden-Disposition verwaltet wird, das Gute fördern kann. Eben also verhälts sich mit hohem Stande, wird derselbe in wahrer Demuth besessen, so fördert er das Gute gar sehr, wo nicht, so ist er sehr hinderlich."

„In des Königs von Tanjour Lande verträgt man öffentlich

(seit der großen Verfolgung 1701) keine Christen. Wenn aber einige Malabaren wegen des Christennamens angegeben und gegriffen werden, eilen sie mit ihnen zum Tode. Wenn ich nun dorthin käme, der ich nicht allein aus meiner blanken Farbe alsobald für einen Christen angesehen, sondern auch an meinen Reden und Predigten als Missionar erkannt würde, so würde das nächste Gefängniß mein Logie sein, darauf ein unvermeidlicher peinlicher Tod erfolgen sollte. Wenn ich mich nun unvorsichtiglich allein in einem blinden Eifer und Gehorsam ohne die von Christo empfohlene Schlangenlist und Taubeneinfalt unter die wilden Heiden begäbe und wäre doch dabei nicht versichert, daß ich könnte Zeit kriegen, eine einzige Seele zu gewinnen, so würde mir ja dergleichen Unvorsichtigkeit und Verwegenheit für Eigenwilligkeit ausgelegt werden. Und ob ich schon als ein Malabar meinen Leib mit Kunst färben könnte oder schwarz machen (welches unumgänglich von nöthen wäre, indem ich als ein Bramaner ganz nackend, ohne nur mit einem Tuch um die Lenden, gehen müßte) und damit meinen Christen-Namen und Nation bedecken, so müßte ich doch der Bramaner ihr Bunanul oder Götzenpriesterfaden um den Hals hängen, mit Dirunuru, heiliger Asche, vor der Stirn bestrichen, mit entblößtem und geschornem Kopfe gehen. Und da wir dieses für eine gar sündliche und unzulässige Verstellung rechnen, wenn ein Protestant in einem papistischen Lande ein Paternoster-Band trüge, den Leuten einzubilden, daß er von der papistischen Religion wäre, so kann ja solche Bramanerfigur keinen gelindern Namen als Abgötterei führen, da ich ein solches Satans-Feldzeichen trüge, um den blinden Heiden einzubilden, daß ich mit ihnen unter dem Panier ihres Herrn, des Teufels, diente."

„Sie schreiben zu Anfang des fünften Paragraphen: Wie der Baum ist, so werden seine Früchte. Dieses hat seine Richtigkeit sowohl aus Christi Munde, als auch aus der Natur und täglicheu Erfahrung. Die andern beiden Gleichnisse aber haben ihre große Ausnahme. Denn hierzu kann ich nicht beistimmig gemacht werden: Wie die Eltern sind, so wirds mit den Kindern, und wie die Missionarien, so werden auch ihre Jünger. Bei den Eltern und Missionaren geht ja nicht wie im ersten Gleichniß eine blos natürliche Zeugung vor, jondern sollen die Kinder und Jünger solche sein, an welchen Gott in Christo Jesu Gefallen hat, so muß über die natürliche auch eine geistliche Zeugung vorgehen, nämlich die Wiedergeburt, die Geburt aus Gott und von oben herab. Da muß die überschwängliche Größe der Kraft Gottes in der Kinder und Zuhörer Herzen kommen, welche die gute und geistliche Art wirken muß. Wie viel tausend entgegengesetzte

Beispiele sieht man nicht, daß fromme Eltern böse Kinder haben und umgekehrt. Und wiederum, daß fromme Prediger böse Zuhörer haben und umgekehrt. Es will aber aus diesem Paragraph scheinen, als ob das Christenthum ein Schema wäre. Denn hierin fließet es zusammen: was die Heiden für ein Schema an uns Missionarien äußerlich sehen, dasselbe bilden sie sich vor und drücken sich dergleichen Schema ins Gemüth und so bildet sich denn eins nach dem andern. Das Christenthum von außen hinein taugt nicht, das von innen heraus ist gut. Der gute Baum muß die gute Frucht von innen hervortreiben. Das Wort Gottes mit Geist und Kraft begleitet, muß in das Inwendige des Herzens fallen, wodurch alsdann eine Wiedergeburt und geistliche Veränderung, ein Ersterben und Leben vorgehet und diese inwendige geistliche Veränderung fließet aus und beweiset sich von außen in Gerechtigkeit, Heiligkeit, Liebe, Geduld, Freundlichkeit, Keuschheit, alsdann heißts das wahre Christenthum. Daher sage ich, daß das wahre Christenthum Geist und Leben und göttliche Kraft in der Seelen sei, hingegen das schematische Christenthum, das von der äußerlichen Vorstellung und Einbildung herkommt, ist wie Spinnweben, dadurch nur der allergeringste Wind wehen darf, so liegts überm Haufen. Ich meines Orts wollte lieber, daß ich nie geboren, viel weniger zum Heidenlehrer gesetzet wäre, wenn ich nicht durch die neue Schöpfung in Christo Jesu das wahre Christenthum als das verborgene Leben mit Christo in Gott in meiner Seelen haben sollte, welches sich denn auch durch die treibende Kraft, die in dem Geiste und Leben des Glaubens liegt, ausübt und von außen seine Früchte zeigt.

Kein Ausspruch in dem ganzen Brief hat mein Herz so gekränkt und gequält, als der Ausgang des 5. Paragraphen: „Müssen wir nicht das Weh über uns nehmen: Weh euch Schriftgelehrten, Ihr umziehet Land und Wasser, daß Ihr einen Christen machet, und wenn ers worden ist, machet Ihr aus ihm ein Kind der Höllen zwiefach mehr, denn es vor war.“ Weil hier Christen gesetzt ist, so ist daraus offenbar genug, daß wir Missionare Schriftgelehrten geheißen werden, die wir das Weh über uns nehmen müssen und die neubekehrten Christen werden ohne Ausnahme zwiefache Höllenkinder genannt. Der Herr Propst Ziegenbalg ist schon eingegangen in seines Herrn Freude, das Weh hat er nicht dürfen über sich nehmen, wohl aber eine große Seligkeit. Ich meines Orts weiß durch die Versicherung des heil. Geistes, daß ich dazu berufen bin, nicht das Weh, sondern den Segen zu erben. Der HErr Jesus, der uns nicht nur den Segen erworben hat, sondern auch denselben allen geistlich Armen aus

seiner überreichen Fülle mittheilet, der eröffne in Gnaden diese seine Segensfülle über Sie und über mich und lasse uns daraus nehmen Segen und Leben immer und ewiglich, Amen! — Das Weh ist weg, nun kommen die zwiefachen Höllenkinder. Ich antworte aus Jes. 65, 8: Verdirb es nicht, denn es ist ein Segen darinnen. Daß aber ein Segen in der Mission sei, beweise ich hiermit: Es sind alte und junge, die alten in der Gemeine und die jungen in den Schulen. Es sind Männer und Weiber, Knaben und Mädchen, welche ihr Herz gar inniglich zu Gott schicken und beten können, welche ein geistlich Gefühl von ihrem tiefen Verderben haben und daher in ihrer geistlichen Armuth zu Jesu treten und bitten von ihm seine uns erworbenen Gnadengüter. Sie haben eine geistliche Einsicht in die seligmachende Erkenntniß Jesu Christi, welche sie lassen kräftig bei sich sein zu einem kindlichen und gottseligen Wandel. Diese hat der HErr aus Höllenkindern, die sie vor waren, zu seinen Gnadenkindern gemacht. Es sind aber außer diesen unbußfertige, widerspenstige und ungehorsame bei der Mission, wie denn allezeit in einem großen Hause nicht allein güldene und silberne Gefäße sind, sondern auch hölzerne und irdische; jene zu Ehren und diese zu Unehren. Solche aber sind meinem Herzen das größte Betrüben und machen mir die meiste Last. Soll man denn aber einem Knechte Gottes, der mit allem Fleiß an der Bekehrung der Herzen arbeitet, jedoch an vielen vergeblich, solche Menschen vorrücken und dadurch seine Betrübniß größer machen, oder soll man ihn vielmehr bedauern und Mitleiden mit ihm haben? Als ich zur Mission herausgesendet wurde, so gedachte ich bei mir selbst: Dieses wird nun eine neugepflanzte Gemeine. Nun sollst du mit allem Fleiß darüber machen, daß es eine reine und heilige Gemeine werde, die nicht mit Unbekehrten angefüllet sei, wie die Gemeinen in Europa. Allein die nachkommende Erfahrung ist ganz anders. Denn hat man schon guten Samen auf den Acker gesäet gehabt, so hat doch der Feind auch Unkraut mit untergestreut, daß nun beides Waizen und Unkraut wachsen muß. Es giebt mir aber hierinnen mein Vorgänger, der Heidenlehrer Paulus, den besten Unterricht, wie man es mit den Bösen machen soll, da er dem Timotheo im 2. Briefe 2, 24 diesen Rath in dieser Sache gab: Ein Knecht des HErrn soll nicht zänkisch sein, sondern freundlich gegen Jedermann, lehrhaftig, der die Bösen tragen kann mit Sanftmuth und strafe die Widerspenstigen, ob ihnen Gott dermaleinst Buße gebe, die Wahrheit zu erkennen. Ich will also nach diesem Rath die Bösen noch nicht als zweifache Höllenkinder wegwerfen, sondern sie mit Sanftmuth tragen,

sie dabei lehren und unterrichten, vielleicht schenkt ihnen Gott noch Buße.

Wie das ganze Missionsamt ein Amt ist, welches mit vieler Mühe, Arbeit, Sorge und Bekümmerniß umgeben ist, also ist denn auch insonderheit das Kirchenhaus kein Haus der Bequemlichkeit, sondern das Predigen, Catechisiren, Beichtsitzen, in der Sacristei, apart sprechen mit den Leuten und sie mit Thränen vermahnen, hat seine große Arbeit und Herzensanliegen. Da nun die selige Verkündigung des Evangeliums darinnen der Zweck dieses Kirchenbaues ist, warum soll denn kein Stein auf dem andern bleiben? Die Gemeine müssen wir ja nothwendig weiden, der Befehl lieget da: Weidet die Heerde Christi 1. Petr. 5, 2. Das Ausgehen unter die Heiden müssen wir aber dabei nicht versäumen. Beides muß nothwendig bei der Mission mit einander bestehen und gehandhabt habt. Ich wünsche daher vielmehr aus christlichem Herzen mit Jes. 33, 20, daß die Augen unseren Nachkommen dieses neuerbaute Jerusalem sehen möchten, eine sichere Wohnung, eine Hütte, die nicht weggeführt wird, welcher Nägel sollen nimmermehr ausgezogen und ihrer Seile keines zerrissen werden. — Die herzugebrachten Schafe wollen wir erstlich mit guter Weide versehen und alsdann auch die durch das natürliche Verderben getrennten Schafe trachten herzuzuholen. — Jesus predigte zu Jerusalem im Tempel, ja Luc. 19, 47 stehet dazu: täglich. Indeß predigte er auch in den Wüsten, auf dem Schiff ꝛc., also auch die Apostel, wenn sie zu Jerusalem waren, gingen sie hinauf in den Tempel Act. 3, 1. Wenn wir also zu Trankebar sind, so wollen wir auch in den Tempel gehen, dabei aber auch in und außer Trankebar an viele andere Oerter, ja in andere Länder. Daß wir aber auf andern Plätzen dergleichen Anstalten machen werden, gleichwie allhier in Trankebar geschehen ist, das ist uns noch niemals in den Sinn kommen. Denn Trankebar ist und bleibet (wenns anders Menschen nicht verhindern) der Hauptort der Mission, allwo Gottes Feuer und Heerd ist, und von welchem das Gesetz Gottes auf andere Städte und Länder ausgehen muß. Gleichwie Jerusalem der Hauptort der Apostel war, und wo sie auch ihre Anstalten hatten. Dieses Trankebar muß nun immer in dem Stande sein, Missionare und Catecheten zuzubereiten und an andere Plätze auszusenden, das Wort Gottes in den Heiden Sprache zu übersetzen, zu drucken und in die Länder auszustreuen. Und um deswegen müssen hier die nöthigen Hülfsmittel sein, die der ganzen Mission mit ihrem weiten Umfang die nöthige Bewegung geben."

„Im 8. Paragraph wird über das Bücherschreiben und die Buchdruckerei gesagt: Besser ist ja wohl gearbeitet, wenn Sie Gottes Wort, wir sagen Gottes und nicht Menschen Wort, das heilige Evangelium Jesu sammt übrigen Büchern N. T. auf dieses Papier drucken." Ich will nicht hoffen, daß Sie mit diesem Zusatz meine Orthodoxie anzweifeln, welche doch der vormalige Herr Bischof Bornemann im Examen nach allen Sätzen der Schelwigschen Synopse so genau geprüfet hat, daß er auch dem Herrn Dr. Lütkens durch seinen Famulus sagen ließ, daß er mit meiner Antwort im Examen sehr wohl zufrieden gewesen wäre. Nebst dieser Orthodoxie habe ich auch nach dem mir von Gott verliehenen Maß des h. Geistes die einem Lehrer so nöthige Orthotomie, die rechte Theilung des Wortes gelernt. Daß ich also nach diesen beiden Stücken weiß, daß ich Gottes und nicht Menschen Wort predige und schreibe, zumal ich immer dabei die Ordnung des Heils beobachte. Oder ob vielleicht damit dies gemeint ist, daß man unter Wort Gottes das Neue Testament allein will verstanden haben, und die übrigen Bücher als Theologie, Catechismus, die wir hier gedruckt, will Menschen Wort heißen. Ist gemeint, daß außer der Bibel alle andern erbaulichen Schriften sollen Menschen Wort sein, die doch aus geistlicher Erfahrung geschrieben sind und die wiederum in den Herzen geistliche Wirksamkeit zu ihrer Bekehrung haben, so bin ich nicht hiermit einstimmig und will auch unsere außer dem N. T. geschriebenen Bücher nicht dafür gehalten haben. — Ich habe so viele fromme Menschen ihre Führung erzählen hören, und die meisten waren durch Losung erbaulicher Bücher zum Guten gebracht worden. Es ist unsere Praxis gar fein und wird ihren Segen haben, daß wir erstlich durch Predigen das Evangelium verkündigen und nach gehaltener Predigt den Heiden etliche Bücher austheilen.

Der 9. Paragraph handelt von den Schulen: „Ich bin fast sieben Jahr zu Halle im Königlichen Pädagogium Lehrer gewesen, ich habe unter guter Anordnung und Einrichtung und bei fast täglichen Conferenzen mit den andern Lehrern ziemlich wohl gelernt, wie man mit Schulen und mit den Kindern darin umgehen soll. Hier habens wir, so viel möglich gewesen, in dergleichen Einrichtung gebracht. Befindens auch gar gut, daß wirs bei solcher Einrichtung lassen, bis uns eine bessere Schulordnung bekannt wird. Denn daß ein jeder Gläubiger selbst in seinem eigenen Hause seine Kinder unterrichten soll, gehet hier nicht an, weil unsere Christen den ganzen Tag außen sein, arbeiten und ihre Nahrung suchen müssen. Zudem haben wir auch viele

Heidenkinder in unsern christlichen Schulen, die, so sie zum Christenthum angeführt werden sollen, nothwendig unter christlicher Schulordnung stehen müssen. Ein christlicher Freund in Europa schrieb in diesem Jahre hievon so: „Wir wünschen daneben, daß wie die Pfeile in der Hand eines Starken, also Ihnen auch ferner gerathen die jungen Knaben! Und dieses in Betrachtung des ungemein großen daher zu hoffenden Nutzens. Denn wohl dem, der seine Köcher derselben voll hat; die werden nicht zu Schanden, wenn sie mit ihren Feinden handeln im Thor.“ Indeß wollen wir so viel möglich verhüten, daß wir (damit ich bei Ihren Worten bleibe) keine Papageyen, Comödianten und Schwätzer machen, die sagen lernen, was sie nicht verstehen und Personen und Sachen präsentiren, die sie nicht sind, noch haben. Es schenke ihnen aber der HErr seine Furcht als der Weisheit Anfang!

Gegenüber den Wünschen der Zerstörung (zum Beginn des 10. Paragraphen), es müsse zerstöret werden, wegfallen und vergehen und der HErr wolle ausrotten und zerstören, wünsche ich der Missionarius, der bei der Mission so lange nun gearbeitet habe und deren Zustand am besten weiß, daß alle Anstalten bei dieser Mission mögen wachsen, grünen, blühen und herrliche Früchte tragen, weil keine darunter ist, die im geringsten hindert oder das Werk langsam gehend macht. Sie sind die Wurzeln, die dem Hauptstamme der Bekehrung der Heiden und der Ausbreitung des Evangelii die Kraft herzuziehen müssen, wenn Gott seinen Gnadenthau darüber regnen läßt. Werden diese Wurzeln beleidigt oder gar abgehauen, so fällt der Stamm und die Bekehrung der Heiden zugleich. Denn den Missionarien sind alle Hülfsmittel abgeschnitten und müssen wieder nach Europa gehen, woher sie kommen sind. Es bleibt der Nachwelt nichts mehr übrig, als das Andenken, daß in diesen Jahren ist eine königlich dänische Mission in Indien gewesen. Man nehme doch dem Menschen das Geblüt aus dem Leibe, man ziehe doch den Athem durch eine Luftpumpe von ihm, muß dann das Hauptwerk, das Leben, nicht ersterben? Also, man lasse doch die Sonn- und Festtagspredigten, die Früh- und Spätpredigten wegfallen, wird dann nicht das Leben aus Gott, so in den Seelen zu wohnen angefangen hat, in der ganzen Gemeine wieder ersterben? Denn kaum unter zwanzigen weiß einer zu lesen und sich zu helfen. Und wodurch wollten doch aus der Gemeine Aelteste zubereitet werden, die andern Gemeinen mit der Zeit vorgesetzt werden können? Man rotte doch aus die Schulen als die schönen Pflanzgärten der Kirche Christi, woher wollen wir denn tüchtige und wohlgegründete Leute,

Schulmeister und Catecheten und Missionare nehmen? — Darum dir allein, o lieber Abba, und deiner heiligen und guten Führung übergebe ich ferner dies Werk mit all seinen Anstalten nach den innerlichen und äußerlichen Geschäften. Laß ferner durch das Wort deiner Verheißung: Glaubet, so werdet ihr die Herrlichkeit Gottes sehen, deine Knechte hier und in Europa aufgeweckt werden, dein Werk mit aller Treue und Glaubensfreudigkeit in heiligem Segen fortzuführen. Dir allein sei dafür Lob, Ehre, Stärke, Kraft, Macht und Herrlichkeit von nun an bis in Ewigkeit. Amen."

Damit können wir wohl passend die Mittheilungen aus diesem herrlichen Sendschreiben schließen, es folgen sich Schlag auf Schlag die gesundesten Aussprüche über das Missionswesen; wären nicht einige Gedanken noch in die pietistische Schulsprache gehüllt, man möchte glauben, eine Theorie des kirchlichen Missionswesens zu lesen. Es hat nur für die Neuzeit seine Richtigkeit, daß die kirchliche Stellung erst eine weitere Entwicklung des confessionellen Standpunkts ist. Die alten Pietisten konnten daheim, wo das ganze Land sich des Segens fester kirchlicher Einrichtungen erfreute, in dem Streben nach Beweglichkeit und Leben diesen festen Halt für ein Hemmniß halten, und da sie persönlich in ihrer Erziehung schon unter kirchlichen Einfluß gestellt waren, wie es so häufig ist im menschlichen Leben, unter dem täglichen Gebrauch den Werth des väterlichen Erbguts vergessen und nur des specifisch neuen Gutes sich freuen, aber daß der Pietismus der ersten Generation wirklich jenes kirchliche Salz noch hatte, wenn er es vielleicht auch ableugnete, lehrt ja ein Blick auf die zweite Generation, welche mit Ausnahme der Söhne solcher Väter, die wie Francke und Freylinghausen noch mit Bewußtsein an Kirche und Confession festgehalten hatten, völlig haltlos und schwankend immer weiter auf abschüssige Bahnen gerieth. In einer Mission an einem Culturvolke, deren völlige geistliche Unterwerfung nach Ausweis der Kirchengeschichte stets ein Jahrhunderte lang währendes kirchliches Erziehungswerk ist, wo demnach mit blos subjectiven persönlichen Einwirkungen wenig gethan ist, mußten den alten Pietisten die Nachtheile ihrer einseitigen Richtung, alle Gefahren, die sonst erst in der zweiten Periode deutlich sich zeigten, auf einmal in die Augen springen, und nach welcher Seite sich dann Männer wie Ziegenbalg, der nach seiner ganzen Charakteranlage ohnehin zu mehr kirchlichen Anschauungen disponirt war, oder wie Gründler, der nicht in allen Stücken, zu seinem Leidwesen, noch eine alte orthodoxe Wittenberger Ausbildung genossen hatte, nach welcher Seite solche Männer mit klarem Blick sich neigen würden, war

eigentlich nicht zweifelhaft; nur daß es in so bewußter Weise geschehen ist, und daß sie selbst ihre veränderte Stellung aussprechen, würde ohne jene Angriffe des Collegiums kaum geschehen sein, und wir sind daher eigentlich Wendt zum Dank verpflichtet, wenn nur nicht wie zu Ziegenbalgs, so auch zu Gründlers schnellem Tode diese traurige Differenz, menschlich gesprochen, die Veranlassung geworden wäre.

Mit der Ankunft der Candidaten am 16. September 1719 schien für Gründler noch einmal ein neuer Lebensabschnitt zu beginnen, zu ihrer Einführung ins Amt hatte er sich ja von Gott Verlängerung seines Lebens erbeten, so suchte er nun durch deren Unterricht sich selbst über die Sorgen der Gegenwart zu erheben. Er unterrichtete sie selbst täglich in Tamulischen; was sie Vormittags im Neuen Testament gelesen, mußte Nachmittags einer der Catecheten, der deutsch verstand, mit ihnen wiederholen, „sie üben sich auch mit ihm im Sandschreiben, damit sie im Schreiben der Wörter eine Fertigkeit bekommen." Hauptsache aber war ihm die Einführung ins Missionswerk, darauf wandte er jedesmal das Privatgespräch, in den Conferenzen mit den Missionsdienern suchte er die Gemeindeeinrichtungen und die Schäden des Ganzen ihnen bekannt zu machen. Binnen Kurzem hatte er es so weit gebracht durch häufiges Besuchen der Schule, Aufsuchen in den Häusern, daß den Candidaten alle einzelnen Gemeindeglieder und ihre Beschaffenheit bekannt war, ehe sie noch persönlich mit ihnen reden konnten. Schultze mit seinen schönen Gaben und seinem einnehmenden Aeußern zog ihn besonders an, vielleicht hat er sich ihm zu unvorsichtig und vertrauensvoll hingegeben, denn er stieß gleichzeitig damit Kistenmacher von sich. Schon auf der Reise hatte es zwischen den beiden Mißverständnisse gegeben, in Trankebar nahmen sie bald zu, indem je mehr Schultze sich an Gründler hängte, desto enger sich Kistenmacher an seinen Hauswirth, den Candidaten Berlin anschloß. Nun war es mit Berlin immer weiter abwärts gegangen, kurz vor Ziegenbalgs Tode schien eine Krankheit ihn wieder auf den rechten Weg zurückzubringen, er gelobte, der Mission bis an sein Ende treu zu dienen, allein Gründler mußte klagen: „Wie der Kranke genaß, so ärger er was," und war daher sehr froh, daß jener Kopenhagensche Brief auch Berlin zu dem Entschlusse brachte, heimzukehren. „Als aber nachher der Herr Kistenmacher herkam, so lenkte dieser jenen wieder herum, daß er nun hier bleiben will." Kistenmacher glaubte der Mission einen treuen Arbeiter erhalten zu müssen, aber als bald hervortrat, daß Berlin auch ein durch und durch unsittlicher Mann war, bedauerte er seine Haltung sehr und freute sich

als Berlin zu Anfang des Jahres 1720 zuerst nach Nagapatnam ging und dann mit nächster Gelegenheit nach Kopenhagen fuhr. Der Riß jedoch war nun geschehen, Kistenmacher blieb isolirt, und da unglücklicher Weise auch Dal zwei Monate schwer krank lag, so riß Schultze allen Einfluß an sich: als Gründler für nöthig fand, einen zu ordiniren, konnte seine Wahl nur auf Schultze fallen. Mit Rücksicht auf Ziegenbalgs Ordinationsgewalt waren ja die Candidaten unordinirt herausgesandt in vollem Einverständniß zwischen Halle und Kopenhagen. Diese vermeinte Vorsicht, nur recht erprobte Leute zu Missionaren zu bekommen, hätte leicht sehr schlimm ausschlagen können; Ziegenbalg war inzwischen gestorben, Gründler wurde zwar alsbald nach Empfang dieser Nachricht vom König zum Propst ernannt, aber er hatte doch die Ernennung nicht in Händen. Gründler suchte in dieser Noth die mangelnde Machtvollkommenheit durch die Zustimmung der Ortsobrigkeit zu ergänzen, indem er eine königliche Verfügung wegen Anrichtung eines Consistoriums in Ehesachen nun auf die Berathung anderer wichtiger kirchlicher Gegenstände ausdehnte, welcher Nothbehelf leider von Schultze später als Präcedens zur Absetzung Kistenmachers blos aus persönlicher Feindschaft benutzt ward.

Im Januar 1720 wurde Schultze ordinirt, damit war denn bis zu einem gewissen Grade Gründlers Vorsatz, die Mission nicht eher zu verlassen, als bis die Gemeinde genügend versorgt sei, erfüllt und nun mußte er handelnd auftreten, um gegenüber dem Briefe des Collegiums den Missionaren überhaupt eine gedeihliche Wirksamkeit zu ermöglichen. Seine auszugsweise mitgetheilte Antwort auf das Collegialschreiben enthält noch einige Zusätze, darunter auch die Ankündigung der Heimkehr: „Ich bitte gehorsamst und unterthänigst meine Person und Wesen in dem Lichte Gottes genau zu prüfen: werde ich dann noch als ein unnützer und böser Knecht erfunden, so sind Sie ja in Ihrem Gewissen nothwendig gedrungen, mich von dem Missions-Werke ganz los zu machen, ja ich selbst finde mich alsdann nach meinem Gewissen genöthigt, nicht eine Stunde länger bei der Mission zu dienen. Eins aber sage ich noch: wie? wenn mich Gott treu erkennete bei dem Werk zu arbeiten, Sie aber aus Ihren Vorurtheilen entließen mich von der Mission wider den Willen des Herrn der Ernte, auf wem würde alsdann die Schuld und der große Schaden der Mission ruhen? Darum weil diese Sache, entweder mich bei der Mission zu lassen oder mich davon zu entlassen, gar zu delicat ist, so weiß ich keinen bessern Weg in der Sache gewiß zu werden, als der da stehet Act. 13, 2. 3. Befinden Sie mich dann ferner auszusondern zu dem Werk, dazu mich

der heilige Geist berufen hat, so legen Sie die Hände aufs neue mit herzlichem Gebet auf mich und segnen mich aus väterlichem und geheiligtem Herzen. Lieben Väter, Sie sehen hieraus, daß ich gar nicht von meinem Willen in dieser wichtigen Missionssache abhängen will, aber dies wünsche ich mit vollen und wahrhaftem Herzen: Des HErrn Wille geschehe!"

Gründler beschloß demnach Ziegenbalgs Beispiel zu folgen und zu sehen, wie viel sich durch eine Heimreise erreichen ließ, der Termin der Abreise, September 1720, und alle nähere Umstände wurden schon festgesetzt und nach Europa geschrieben. Im Februar 1720 hielt er schon Auction über alle irgend entbehrlichen Sachen; es war bei Gelegenheit der Einholung obrigkeitlicher Erlaubniß zur Versteigerung, daß der edle Gouverneur von Nissen sich zu dem harten Worten über die Missionsdirectoren fortreißen ließ: „So sollen nun die Missionarien sein wie die Soldaten, die alles auf dem Buckel mit sich schleppen. Ehe die Herren Missionsdirectoren dieses von Ihnen fordern, sollten sie Ihnen erst selbst mit gutem Exempel darin vorangehen; denn sie wohnen in großen Häusern, die von oben bis unten reich möblirt sind."

Mit diesen Worten hatte der Gouverneur so ziemlich die Stimmung der ganzen europäischen Welt in Trankebar ausgedrückt, denn Gründler war allgemein geliebt und geschätzt, man sah ihn ungern scheiden, wenn es auch nur eine Scheidung auf kurze Zeit sein sollte, denn er war entschlossen, auf jeden Fall wieder als Missionar nach Indien zurückzukehren, wenn nicht in dänischen Diensten, so wollte er im Vertrauen auf deutsche und englische Unterstützung sich in Madras niederlassen. So weit wäre es nun niemals gekommen, denn in Kopenhagen nahm man im Gegentheil von Empfang der Nachrichten an die größte Rücksicht, alle wichtigen Angelegenheiten wurden bis auf Gründlers Herauskunft verschoben, Wendt affectirte mit der bisherigen Wirkung seines Schreibens ganz zufrieden zu sein. Andrerseits war Gründler aufs äußerste bestrebt, den Wünschen des Collegiums bezüglich directer Heidenpredigt nach zukommen. Wenige Tage nach der Ankunft der Candidaten schrieb er schon einen Brief an den Gouverneur Collet in Madras und bat um seinen Schutz und Rath, damit er von dort aus zu Fuß Reisen in das innere Land hinein machen und in den Zwischenzeiten von einem in der schwarzen Stadt zu miethendem Hause aus den Heiden auf dem englischen Gebiet predigen könne. Collet aber kündigte ihm an, daß er schon im Januar nach Europa zurückkehren müsse, daher er besser mit seinem Nachfolger sich berathe. Da nun auch Ostern im folgenden Jahr früh einfiel, wurde

beschlossen, die weitere Reise bis nach Pfingsten aufzuschieben und vorläufig Cudelur, wo die Armenschule auch dringend einer Inspection bedurfte, zum Ausgangspunkt der Heidenpredigt zu erwählen, denn in Trankebar selbst und dem kleinen Gebiet wurde sie zwar schon lange allwöchentlich geübt, aber weiter zu gehen hinderten immer noch die Tanjoursche Gränzsperre und die vielen Zölle im Mogulschen. So geschah es, daß Gründler am 10. Februar in einem kleinen Fahrzeug zur See nach Cudelur sich aufmachte.

Nichts hatte ihn von Benutzung dieser günstigen Gelegenheit abbringen können, über einen Monat, seit dem 5. Januar schon, war er am Durchlauf krank gewesen, und Magenleiden sind in dem heißen Klima stets gefährlich und immer entkräftend. Einen zweitägigen Stillstand für völlige Besserung nehmend bestieg er den kleinen Kahn mit den beiden Katecheten Joam d'Almeida und Sawerimuttu als Evangelisten und 3 andern Christen zum Kochen und Tragen der Kleider. Am 13. Februar Abends trafen sie in Cudelur ein. Den ferneren Verlauf der Reise möge uns Schultze erzählen: „durch diese Wasserreise, welche der Herr Magister deswegen erwählte, damit es nicht viel kosten möchte, ist derselbe sehr erkältet worden, und der Lauf hat ihn aufs neue mit weit größerer Gewalt als zuvor angefallen: und ob er gleich der Aerzte Fleiß gebraucht, so haben sie ihm doch nicht helfen können sondern es hat sich mit ihm von Tage zu Tage verschlimmert, dergestalt, daß er nach wenig Wochen wider seinen Vorsatz und Willen in größter Schwachheit anher nach Trankebar zurückeilen mußte und zwar über Land. Mittlerweile hat er doch 5 erwachsene Kinder an selbigem Orte getaufet und die Schule besucht. Nachdem er also 3 Wochen weniger 3 Tage aus gewesen, kam er wieder am 27. in großer Mattigkeit des Abends um 6 Uhr bei uns an."

Besonders schwer, wie er seiner Frau erzählte, war ihm der 23. Februar, der Todestag seines lieben Freundes Ziegenbalg, gewesen und hatte nicht anders gedacht, als daß dieser der Mission so verhängnißvolle Tag auch sein Sterbetag werden sollte. Nun gelang es den Aerzten noch einmal das durch Erkältung hervorgerufene Magenleiden durch erhitzende Mittel zu heben. Diese Wendung geschah am 15. März, aber gleichzeitig traten andere ungünstige Symptome auf, die angewandten hitzigen Mittel hatten auf den Kopf gewirkt, daß er vor Hitze fast verschmachtete. In diesem schwachen Zustande ging er, es war ein Freitag Morgen, in die Kirche; Schultze predigte, und Gründler trat darnach vor den Altar. Er hatte sich in die Sacristei Thee bringen lassen und viel getrunken, dennoch konnte er seine Stimme kaum

deutlich erheben und die Gemeinde erkannte fast nur an den erhobenen Händen, daß ihr alter Hirte sie noch einmal segne. Es war, wie er selbst wohl wußte, aber außer ihm Niemand glaubte, der Abschiedssegen eines Sterbenden. „Von dem an bereitete er sich gänzlich zur seligen Abfahrt und freudenreichen Himmelfahrt, ob ers gleich Niemand gesaget. Zwei Tage später, am Sonntage, mußte ihm der Cantor einige schöne Lieder aus dem Halleschen Gesangbuch und die Epistel an die Römer vorlesen.“ Als Schultze am 19. nach dem Morgengebet zu ihm kam, übersah er mit dem Cantor alle Rechnungen, so daß Schultze eine halbe Stunde warten mußte, ehe er Antwort und Auskunft über etliche Gemeindesachen erhielt. Nach gegebenem Bescheid fing er noch in Schultze's Gegenwart an für sich zu beten und beklagte im Gebet, daß er seine Frau nun nicht nach Halle, an den gesegneten Ort, bringen könnte. Dem Weggehenden wünschte er Segen, Heil und Stärke. „Ueber eine Stunde kam ich (Schultze) wieder, fand ihn aber in heimlichem Flehen und Seufzen, so daß er mit uns nichts mehr redete, ohne was man ihn fragte. — Mittags gegen 1 Uhr wurde ich wieder gerufen, da lag er schon gänzlich hin, die Hitze hatte überhand genommen, die Augen wurden blind und starrten, er konnte die Personen nicht mehr unterscheiden. Man rieth, ihm noch das h. Abendmahl anzubieten. Als ich aber nach Hause ging und mir den dänischen Predigerrock anziehen ließ und wiederkam und die Vorbereitungen machte, so verging ihm der Verstand, daß er nichts mehr achtete noch vernehmen konnte. Ich fiel nieder und betete, daß er mir nachbeten möchte, weil er selbst zu schwach dazu war, aber er verstand nichts mehr. In diesem Elende lag er bis nach 4 Uhr, warf sich von einer Seite zur andern und endlich, da er ziemlich gearbeitet und nun auch die Arbeit des Todes vollendet, schlief er still und sanft in seinem Heilande ein.“ Am folgenden Tage, dem 20. März, wurde er, in sehr volkreicher Versammlung der tamulischen und portugiesischen Gemeinde nebst allen Europäern der Stadt, in der neuen Jerusalemskirche neben dem seligen Propst Ziegenbalg vor dem Altar beigesetzt, so daß, um mit der trauernden Wittwe zu reden, die beiden Männer, welche einander im Leben so herzlich geliebt, auch im Tode so nahe zusammen kamen, daß ihre Gräber nur durch eine Mauer geschieden sind. Schultze hielt ihm eine deutsche Leichenpredigt aus Offenb. 14, 13 über die Seligkeit der Gläubigen.

Damit wir über der Erzählung der äußern Leiden nicht die eigentlichen Gründe des schnellen Todes vergessen, wollen wir einen Brief der Wittwe an Prof. Francke hören: „Es ist gewiß sehr zu

beklagen, daß die Mission in Jahresfrist 2 solche Männer verloren, welchen Gott solche Tüchtigkeit geschenket hatte an dem Werk zu arbeiten, welches gewiß allen denjenigen, die das Werk des HErrn in Europa lieben, großen Kummer verursachen wird. Was meinen lieben sel. Mann anlanget, so ist gewiß die rechte Ursache seines Todes die Betrübniß und Traurigkeit, welche ihm der harte Brief vom Missionscollegium verursacht hat. Ich kann Ew. Hochehrwürden versichern, daß der sel. Mann seit derselben Zeit nicht froh worden, hat auch nicht mehr die Freudigkeit gehabt, in seinem Amt zu arbeiten als vorher, zu geschweigen der Widerwärtigkeit, welche er von Einigen gehabt, die ihm doch billig eine Erleichterung hätten machen sollen. Dieses hat also von Tage zu Tage seine Kräfte verzehret, bis ihn endlich der HErr von allen Leiden frei gemacht hat."

Sein Leben hat er gebracht auf nicht volle 43 Jahre, der Mission hat er gegen 11 Jahr gedient. Man kann recht eigentlich sagen, daß der Eifer für sein Amt ihm zuletzt das Leben gekostet. Statt einer beschwerlichen Reise in die irdische Heimath zum Besten der Mission hat der HErr ihn die irdische Pilgerfahrt vollenden und die ewige Heimath finden lassen, das heilge Land, wo ewger Friede wohnt, wo uns der HErr mit Seiner Gnade lohnt, wo keine Erdensorge mehr uns drückt, und Himmelsluft das frohe Herz erquickt. Der HErr kann ja auch ohne die schwachen menschlichen Werkzeuge seinen Willen ausrichten; um Wendts schädlichen Einfluß bei der Mission zu brechen, brauchte es Gründlers Heimreise nicht, im Sommer 1721 fiel Wendt in königliche Ungnade und ward seiner Posten als Missionssecretär und Vorsteher des neuen Waisenhauses enthoben, und damit lenkte in Kopenhagen alles wieder in gesunde Bahnen zurück. Das von ihm heraufbeschworne Wahnbild einer apostolischen Mission ist zwei ausgezeichneten Missionaren ein Nagel zum Sarge geworden, eine Warnung für nachfolgende Generationen, aber was jene beiden Männer niederschlagen und demüthigen sollte, ist in Gottes Hand zu ihrem Ruhm ausgeschlagen, daß alle Welt erkenne, diese neugegründete Mission ist nicht mit Heu und Stoppeln auf Sand gebaut, sondern sie ruht auf Felsengrunde und hat Theil an der Verheißung, daß die Pforten der Hölle die Kirche des HErrn nicht überwältigen sollen.

Gründlers Tod ist die äußerste Gränze der eigentlichen Gründungszeit der Trankebarschen Mission, zuletzt handelte es sich ja vielmehr schon um die Behauptung des bereits Gewonnenen. Das folgende Quinquennium präsentirt sich als Zeit innern und äußern Rück-

schritts und Verfalls, als glänzendes Elend, bis mit Walther und Pressier zunächst eine Restaurationsperiode beginnt, gekennzeichnet durch die stets in dem reichhaltigen Tagebuche wiederkehrenden Worte „wie es vormals bei dieser Mission gewesen, wie es schon der selige Herr Propst Ziegenbalg eingerichtet," welcher Restaurationsperiode die erfreulichste Ausdehnung auf dem Fuße folgte. Unter vielfachen Kämpfen von außen und innen ist diese Trankebarsche Mission gegründet und fortgeführt, sie hat ihre Zweige weithin über Indien gebreitet und die blühendsten Missionen haben ihre Wurzeln in der gesegneten Arbeit unserer Väter. Es gab eine traurige Zeit, wo es schien als solle diese Muttermission untergehen und der Leuchter von seiner Stätte gestoßen werden, als man nicht weiter bauen wollte auf dem von unsern Vätern gelegten Grunde, auf dem von den ungläubigen und gelehrten Baumeistern verworfenem Eckstein. Als aber die heimische Kirche wieder umwandte von den löchrichten Brunnen zu dem unversiegbaren Lebensquell und Missionare sandte, welche wiederum von keinem andern Grunde wußten, als den der Glaub in Christo hat, da ist zwar Elend und Noth, Zank und Streit nicht gleich verstummt und wirds auch nicht, so lange sündige, schwache Menschen bei der Mission thätig sind, aber doch ist des HErrn Angesicht wieder in Gnaden auf Trankebar gerichtet, und wenn einer der heimischen Missionsfreunde oder ein Missionar, betrübt daß auch auf seinen besten Werken so viel Unvollkommenheit anhaftet, fragen sollte: HErr, warum dieser Segen, und wie lange wird deine Gnadenhand offen sein? so möchte ich ihm und mir schließlich noch das Verheißungswort zurufen, welches Gründler so oft in den betrübtesten Lagen der Mission getröstet hat:

Habe ich dir nicht gesagt, so du glauben würdest, du solltest die Herrlichkeit Gottes sehen?

In demselben Verlag ist erschienen:

Borbis, Joh. Lic. th., **Die Märtyrerkirche der evangelisch-lutherischen Slovaken**, im Jahre des 1000jährigen Jubiläums ihrer Gründung, historisch geschildert. 8. brosch. XVI. 160 Seiten. 10 Ngr. oder 36 kr.

Erlebnisse eines zu den Galeeren Frankreichs verurtheilten protestantischen Glaubenszeugen, von ihm selbst erzählt. Aus dem Französchen übersetzt von Dr. Herm. Adelberg. Mit einem Vorwort von Dr. th. Herzog. 8. br. 414 S. 27 Ngr. oder 1 fl. 30 kr.

Germann, Missionar **W., Johann Philipp Fabricius.** Seine 50jährige Wirksamkeit im Tamulenlande und das Missionsleben des 18. Jahrhunderts daheim und draußen, nach handschriftlichen Quellen geschildert. gr. 8. 240 S. 20 Ngr. oder 1 fl. 12 kr.

Graul, D. **Th. K., Ueber Stellung und Bedeutung der christlichen Mission** im Ganzen der Universitätswissenschaften. Habilitationsrede. gr. 8. 16 S. 2 Ngr. od. 6 kr.

— —, **Indische Sinnpflanzen und Blumen** zur Kennzeichnung des indischen, vornehmlich tamulischen Geistes. 16. XVIII. und 227 S. brosch. 22½ Ngr. od. 1 fl. 12 kr.
cart. 24 Ngr. od. 1 fl. 24 kr.
gbdn. in Goldschn. 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 kr.

Kalkar, D. **G. H., Geschichte der römisch-katholischen Mission.** Deutsche Ausgabe, unter Mitwirkung des Verfassers bearbeitet von A. Michelsen, Prediger in Lübeck. gr. 8. VIII. 327 S. 1 Thlr. 6 Ngr. oder 2 fl.

Die lutherische Kirche in den neupreußischen Ländern, ihre Gefahr und ihre Pflicht. gr. 8. 16 Seiten. 2 Ngr. od. 6 kr.

Aus der lutherischen Kirche der neupreußischen Lande. I. gr. 8. 10 S. 1 Ngr. od. 3 kr. II. gr. 8. 16 Seiten. 2 Ngr. od. 6 kr.

Krafft, J. C. G. L., Vortrag gehalten in der ersten öffentl. Missionsstunde des Missionsvereins des evang.-reform. Gemeinden zu Erlangen, am 6. Mai 1844. gr. 8. geh. 6 kr. od. 2 Ngr.

— — zwei Missionsvorträge zum Besten der Missionssache. gr. 8. 1845. geh. 12 kr. od. 4 Ngr.

Plochmann Rich., Pfarrer. **M. Joh. Ad. Leonh. Reiz**, evang. Pfarrer in Marktbreit von 1701—1753. Ein Lebensbild, zugleich ein Beitrag zur Geschichte des Protestantismus in Franken. gr. 8. br. 248 S. 24 Ngr. oder 1 fl. 24 kr.

Thomasius, Dr. **G.**, Prof. **Predigten zumeist apologetischen Inhalts.** gr. 8. 236 S. 24 Ngr. oder 1 fl. 24 kr.

Druck der Universitäts-Buchdruckerei von E. Th. Jacob.

Schulz-

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Germann, Wilhelm,

Ziegenbalg und Plütschau die Gründungsjahre der Trankebarschen Mission ; Ein Beitrag zur Geschichte des Pietismus nach handschriftlichen Quellen und ältesten Drucken
Bd.: [1]

Erlangen 1868

H.ref. 164 i-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10449127-4